27 D 7

Gesammelte

Schriften

unserer Zeiten

zur

Vertheidigung der Religion und Wahrheit.

Sechster Band.

Augsburg,
bey Johann Baptist Balthasar Merz.

1790.

Innhalt.

I. Rede auf das Fest des heil. Lorenz, Leviten und Martyrers. Von der blutig und unblutigen Marter. Nebst einer nöthigen Beylage zu dieser Rede.

II. Haben gewisse Neuerer Ursach die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi in dogmatischen Entscheidungen, wegen dem Ansehen des hohen französischen Clerus und der Sorbon in Zweifel zu ziehen? Beantwortet von einem ultramontanischen Gottesgelehrten.

III. Zwey Schreiben Sr. Päbstl. Heiligkeit Pius VI. 1. an den Hrn. Erzbischof zu Köln. 2. an das Domkapitel zu Köln, in Form eines Breve. Aus dem Lateinischen übersetzt.

Innhalt.

IV. Briefe eines Schlesischen Edelmanns an seinen Freund zu Petersburg über die Toleranz in Schlesien.

V. So denke ich über die auffallende Ehegeschichte zu Gräz.

VI. Erinnerungen gegen die Rezension, welche Herr D..r über die Predigt auf das Rosenkranzfest von J. M. Feder der Theologie Doktor und Professor in Wirzburg gemacht hat.

VII. Johann Riedmillers, Pfarrers zu Altsteißlingen, vorläufige Antwort auf die Noten und Reflexionen des Herrn Professor Ruefs über die bekannte pragmatische Hostie-Geschichte.

VIII. Ueber den Luxus.

IX. Souverainete.

Dieser Band enthält 29. ein halb Bogen.

Rede
auf das Fest
des
heiligen Lorenz,
Leviten und Martyrers.
Von
der blutig und unblutigen
Marter,
deren die erste eine sonderbare Gnade, die andere eine allgemeine Pflicht ist.

1790.

Die Feyerlichkeiten der Martyrer sind Aufmunterungen zur Marter. S. Augustinus Serm. 47. de Sanct.

Dem

Herrn

Lorenz Hübner

Miethpriester in der Burgerspital-

Kirche

dem

Glücksterne der Aufklärung von der

ersten Grösse

und

unüberwindlichen Wahrheitsmartyrer in Salz-

burg gewiedmet und empfohlen.

Veruffener Mann!

Auch kleine Machwerke ist es Mode, hiemit weise, grossen Männern zu weihen. Die Absicht dabey durfte seyn, damit sie gegen klekshafte Verkleinerer,

die sich etwa dadurch groß machen wollten, geschützet wurden. Eine kluge Absicht! da es nun Laut bekannt ist, daß sie sich jederzeit nur um die gute Sache, wenn sie doch gang und gäbe ist, anzunehmen gewohnt sind, erkießte ich Sie, beliebtester Menschenfreund, vor andern, ob diese schon auch als grosse Männer wie die Eichbäume da stehen mögen, zum großgünstigen Schutzherrn dieser Blätter. Oder ist es gewagt, wenn ich hoffe, sie werden ihnen um so angenehmer seyn, weil sie das würdige- und erbauungsvolle Lob ihres auserschenen Namenpatrons, wiewohl nach verjüngtem Maßstabe, enthalten; den sie ja doch mehr, als andere Heilige, eben darum verehren, obschon nicht anrufen werden: denn zu was bedürften sie seiner Fürbitte? Dazu sind sie zu aufgeklärt, demnach Protestantism und Aufklärung manchen Magazinschreibern, die nicht irren wollen, eines ist. Ist dieß wahr? Freylich, wenn einer etwas fordert, und der andere dagegen protestirt, soll es sich aufklären, wer

aus

aus Beyden Recht oder Unrecht, mehr oder weniger davon habe. Uebrigens weiß man wohl, wann, wo und wie der Name Protestant entsprungen ist. Die Komitien zu Speyer im Jahre 1529. sind noch nicht vergessen. Man darf sie auch nicht vergessen; denn aus dem Vergangenen muß man für die Zukunft klug werden, um sich, so gut es seyn kann, in die Zeiten zu schicken, auch durch protestiren.

Diesem aber seye, wie ihm wolle, ich habe für diesmal nur auf Sie, meinen auserlesenen Gönner, zu sehen. Ihre sich mehr und mehr auszeichnende Grösse, wie beym Grossing, verdienet mein, und jedermanns, besonders der Kleingeister, Augenmerk, um den Unterschied zwischen Riesen und Zwergen zu sehen, oder besser, diejenigen kennen zu lernen, die in der litterarischen Republik eine elende oder schimmernde Figur machen. Der Ihrigen zu Ehren dachte ich schon lange ein ehrfurchtvolles, obschon papiernes Monument zu setzen. Und diesem so sehr gereizten Triebe konnte ich izt nicht mehr,

ungeachtet mancher Bedenklichkeiten, widerstehen, seitdem ich die ihre Grösse so ungeschmeichelt anpreisenden Geschreibse aufmerksam, und mit unverwandter Rücksicht auf sie besonders gelesen habe. O die unvergeßlichen Zeugnisse! die treffendsten Schilderungen! die so auffallend realisirten Züge! die ihren Kennern und Verkennern zur tiefesten Menschenkenntniß darinn vorgestellet werden. Wie Schade wäre es, wenn sie nicht immer, wie ihre eigenen lehr- und liebreichen Produkte, von einer Hand in die andere gewälzet wurden! Möchten diese Biographen nur auch zugleich kompetente Richter gewesen seyn, die nicht etwa von Natur aus grau oder doch im nichts Wissen oder falsch Wissen ergrauet sind! Wohl ein frommer Wunsch!

Ich affektire weder für sie noch wider ein Richteramt. Es giebt schon nebst der Kur auch einen Dreyfuß, der ihnen seine Orakel an die so empfindsame Stirne stossen kann. Erlauben sie mir nur, noch mehr meiner neumodischen Menschenliebe, ein beliebiges Scherflein als einen Zins

meiner

meiner unwandelbaren Hochachtung beyzutragen: denn die Verehrer ihrer Großthaten sollen sich von Tag zu Tage vermehren. Wäre nur ein gewisses Verboth, und ein allzuharter Stempfel nicht (*)! die aufrichtigen Verfasser der edelsten Charakteristik, a) wer sind die Aufklärer? b) Freymüthige Anmerkungen über diese Frage, c) und dieß heißt aufklären, d) das Sendschreiben des Liberius Kandidus, e) keiner hat recht, f) die Kunst sich überall zu widersprechen, ohne hierüber roth zu werden ꝛc. haben größtentheils nur aus Profanquellen geschöpfet, hm was beweisen diese? (Ein M — — hat darinn nur einen seyn sollenden Bigotism, Ignoranz und Schmähsucht des von diesen vergötterten, und von jenen verteufelten Weissenbachs mit unbenebelten Augen gesehen) ich aber habe meinen Beytrag aus einer heiligen Quelle, wenn sie nur nicht vielleicht zu Schwarzgallicht fließt, mit Delikatesse und Akkuratesse gesammelt, die Sie Zweifelsohne in Betracht ihrer so reinen Religion,

die so viele mit mir anstaunen, eines grös-
seren Respekts, dann die gleich erwähn-
ten, trüben Abflüsse, würdigen werden.
Merken sie nur auf meinen glücklichen Ein-
fall. Ich las, denn Lesen ist mein Ver-
gnügen, in einer Epistel des Eiferers Hie-
ronymus, der so gern als oft die eiteln,
geschmünkten, hoffärtigen, ausgelassenen,
mit einem Worte die geistlosen Geistli-
chen seiner spitzigen Zuchtfeder unterwarf,
gut, daß er nicht ihr Bischof gewesen ist,
folgende naive Schilderung, die ich aber
geflissentlich im verhaßten Latein hersetze,
damit die studirten, und unstudirten Kri-
tikasters sie nicht verstehen können, die viel-
leicht, ich kenne diese Geiseln, einen Mis-
brauch entweder durch schiefe Auslegung
oder andere unpassende Anwendungen, das
so unerwartet wie nicht selten geschieht,
damit begehen wollten, den ich keineswegs
gleichgültig ansehen konnte. Die merk-
würdige Stelle lautet also, sie verdienet
alle mögliche Reflexion:

Sunt alii, qui ideo Presbyterium et
Diaconatum ambiunt, ut mulieres licen-
tius

tius videant. Omnis his cura de veſtibus, ſi bene oleant, ſi pes laxa pelle non folleat. Crines calamiſtri veſtigio rotantur, digiti de annulis radiant, et ne plantas humidior via ſpargat, vix imprimunt veſtigia. Tales cum videris: ſponſos magis exiſtimato, quam clericos. Quidam in hoc omne ſtudium, vitamque poſuerunt, ut matronarum nomina, domos moresque cognoſcant. Cum ſole feſtinus exurgit, ſaltandi ei ordo diſponitur, viarum Compendia requiruntur, et pene usque ad cubilia dormientium importunus ingreditur. Si pulvillum viderit, ſi mantile elegans, ſi aliquid domeſticæ ſuppellectilis, laudat, miratur, attrectat. Singula metuunt veredarium urbis offendere. Huic inimica caſtitas, inimica jejunia, prandium nidoribus probat. Os barbarum et procax, et in convicia ſemper armatum. Quocunque te verteris, primus in facie eſt. Quidquid novum inſonuerit, aut auctor, aut exaggerator eſt Famæ. L. 2. Epiſt. 17. p. 232. Edit. Baſſan. 1776.

Soviel, und genug. Es ist ein belehrender Auszug, dergleichen oft die alles umfassenden Rezensenten zu erkünsteln pflegen, worinn auch Sie ein Meister sind, da sie jedesmal nur das Wahre, Vorzügliche, Einnehmende und Zweckmäßige auszuheben sich befleißen. Ich bewunderte ihre Kunst schon öfter, und besonders, wenn es den abscheulichen Papalism, Kurialism, versteht sich den römischen, Jesuitism und Monachism betraf. Wie tiefblickend, wie einleuchtend, wie überzeugend, wie menschenfreundlich und gemeinnützig, nichts von der feinsten Politur im Ausdrucke zu melden, zeigen sie ihre göttlichste Vernunftkritik! Nur zuweilen entfährt ihnen etwas angebohrnes von der überwitzigen Schisjudelsprache, die ihnen Vorzugsweise den gerechtesten Anspruch zum angegaßten Titel: Herr Professor, gewähret. Allein sie müßten kein Mensch, welches Unglück für sie! sondern ein Engel, und zwar einer der ersten, vielleicht Luzifer selbst seyn, wenn sie gar nie etwas

was Kriminalisches der sündhaften Natur zu Folge ausübten, wovon sie doch so viele Zeugen aufzuweisen haben. Aber ein Engel seyn, würde dieses wohl ihrem weislichst gewählten Lieblingsgeschäfte, dem so zärtlichen, behagen können? Erforschen sie sich nur selbst, etwa bey einer ruhigen Stunde in ihrer Solitude, vielleicht werden sie als ein redlicher Mann, ein biederer Baier, der Stolz seines Vaterlandes bekennen: getroffen, getroffen. Ich bin mit jeder Beurtheilung von ihnen zufrieden. Was sie aber ihrer grossen Seele zu Liebe hierüber beschliessen sollen, überlasse ich ebenfalls ihrem grossen Wissen, und weitem Gewissen: denn ich weiß noch, mit welchem Anstand und Ernst, mit welcher Wärme und Rührung sie von dem guten Gewissen, doch nicht wie ein prallhafter Marktschreyer, deklamiret haben. Nein, sie sind kein tönendes Erz, noch klingende Schälle, ob sie schon als ein Erz — — verschrien sind, dem sohin besser ein Quadrat, dann eine Schällenkappe ansteht.

Ich

Ich dachte dabey: Ja, ja, er hat recht: Conſcia mens tacti Famæ mendacia ridet. Lachen ſie alſo, Muſter der Rechtſchaffenheit, und ſpotten ſie wie der groſſe Goliath ihrer Feinde, ſie haben allerdings Urſache dazu; denn ſie gehören gar nicht zu denjenigen, von welchen Paulus zum Timotheus ſchrieb: Sie breiten mit gebrandmarkten Gewiſſen, aber unter gleißneriſchem Scheine, die Lügen aus. — Ihr Geiſt giebt ihnen auch die ungezweifelte Verſicherung, daß ſie nicht von dem Glauben abtretten, ſo wenig als K. Ruef, weder den Irrgeiſtern noch Teufelslehren ein Gehör geben. Es giebt ja keinen Teufel, minder der einen öffentlichen Lehrer abgäbe? Sie verbiethen ſo gar den Prieſtern ohne Kapuzen die Ehe nicht, noch weniger einem Chriſten die Speiſen, weil ſie Gott erſchaffen hat, daß ſie von den Gläubigen und Kennern der Wahrheit mit Dankſagung genoſſen werden ſollen. Mithin haben ſie bey dieſem innerſten Bewußtſeyn auf allen Seiten ein gutes Gewiſſen,

welches

welches zu versicheren ich die Ehre habe, und damit meine Zueignungsschrift zu schliessen, der ich mit allgeziemender Hochachtung geharre

Euer Wohlehrwürden

Devotester Klient.

*) An einen Ausschreiber schlechter Zeitungen.

Gezeichnet wird der offne Bösewicht:
Weißt du die Ursach nicht?
Hör', was die Bibel spricht:
Und sage dann, warum trägt zum Exempel
In Oesterreich auch deine Schrift den Stempel?

Wäre diese nicht auch eines Kastrirmessers bedürftig? Oder etwa gar das schöpferische Genie selbst? — Und wer kann diese Verrichtung am geschicktesten vollziehen? — Ein kunsterfahrner Nachrichter eines kurialistischen Inquisitionsgericht? — Oder ein hohlköpfiger Mönchsries bey der vom Luther betitelten Carnificina conscientiarum? — Viel Glücke dazu. Die Publizität wird es zeigen, und je länger, desto mehr zeigen, ob die Stadt Augsburg oder Salzburg von ihren Kritikern unverdient prostituirt werde? Tout par raison, rien par passion.

Nach-

Nachschrift.

Ich unterstehe mich eine Bitte beyzulegen; sie wissen, daß die Klienten etwas eigennützig trotz der berufen = und unberufenen Zeitungschreibern ꝛc. sind; ich fasse daher mein Vertrauen auf ihre belehrende Dienstgefälligkeit. Es soll sie keine Rubeln, die ihnen der betrüglichen Sage nach in grosser Anzahl verheissen sind, sondern nur eine kleine Muse kosten, zu der sie immer aufgelegt sind. Sie sind ein grosser Philosoph, ja in jedem Fache groß; ich bin aber von solchen Leuten umgeben, denen kein Begriff der Philosophie, wie die ihrige ist, beywohnet, mithin wünsche ich von ihnen belehret zu werden, es betrift eine wichtige Sache: ob sich die Philosophie auf die Religion oder diese auf jene gründen soll? Sie haben die Philorhee des Vilaums gelesen, und werden das zu verbesseren wissen, was darinn billig geahndet worden. Sie werden ja dismal kein Philosophaster noch Theologaster, wie Frölich, heissen, nur heissen wollen?

wollen? Mit einer gründlich und deutlichen, aber nicht theologischen Beantwortung dieser Frage, noch besser als Bergier, werden sie mir die ihnen zu Ehren angewandte Mühe hundertfach belohnen, wofür ich ihnen schon zum voraus den freudigen Dank erstatte, der auch in die ganze Welt, wenigst in die philosophische, ausposaunet werden soll. Aber ziehen Sie diese aufklärende Beschäftigung nicht in das **lange Feld**, sie können ja dennoch ihren leitsammen Buzephalus von Padua zu Genüge herum tummeln. Alles hat seine Zeit: und ob sie schon nicht allezeit uns dienet; müssen wir doch ihr oft mit grosser Beschwerde dienen. Gut, daß sich die Zeiten veränderen, damit auch wir uns veränderen dürfen. Wenn ich frömmeln wollte, das uns beyden nicht ansteht, sagte ich: Gott gebe, daß es bald geschehen möge.

Ein=

Vorſpruch.

Qui odit animam ſuam in hoc mundo, in vitam æternam cuſtodit eam.

Wer ſeine Seele auf dieſer Welt haſſet, bewahret ſie für das ewige Leben. Bey Joannes am 12, 25.

Eingang.

So giebt es dann einen Haß, der auch nützlich iſt; wiewohl er ſonſt nur zu ſchaden ſuchet? Ja, gleichwie es eine Liebe giebt, die ſchädlich iſt, da ſie ſonſt nur Gutes übet. Es iſt nicht anders meine Brüder! Und ſo gar muß man ſeine Seele haſſen, damit man ſie für das ewige Leben bewahren möge. Denn wer ſeine Seele liebet, ſpricht der Herr des Lebens und des Todes, wird ſie verlieren; wer ſie aber auf dieſer Welt haſſet, bewahret ſie für das ewige Leben. Allein wie darf, wie ſoll man ſeine Seele haſſen, da ſie doch der vornehmſte Theil des Menſchen, ja ein Ebenbild Gottes ſelbſten iſt? Ein wichtig, und bewundernswürdiger Ausſpruch, ſagt der heil.

Au-

Auguſtin, daß man ſeine Seele durch die Liebe verlieren, und durch den Haß erhalten könne. Es giebt nämlich eine unvernünftige Liebe, und dieß heißt ſo viel, als haſſen; und es giebt einen vernünftigen Haß, der eine wahre Liebe heiſſen darf. Glückſelig ſind dann jene, die durch einen klugen Haß ihre Seele bewahren, damit ſie ſelbe nicht durch eine unweiſe Liebe verlieren. Tract. 51. in Joan.

Ihr werdet aber wiſſen wollen m. B. in wem dieſer vernünftige Haß beſtehe, und wie er auszuüben ſey? Recht, euer Verlangen iſt löblich, iſt nützlich. Und ich willfahre dieſem um ſo lieber, als nothwendiger es iſt, den wahren Sinn der evangeliſchen Worte zu verſtehen. Ich erkläre ſie dann, und merket es wohl! der göttliche Lehrmeiſter will dadurch ſo viel ſagen: Wer ſein Leben mehr liebet, als mich, und daſſelbe für meine Ehre darzugeben nicht bereit iſt; der wird es zwar etwas länger erhalten, aber er wird ſtatt des zeitlichen Lebens das ewige verlieren. Wer hingegen für den wahren Glauben, folgſam für die Ehre Gottes ſein

zeitliches Leben willig dargiebt, der wird es zwar auf dieser Welt verlieren, aber er wird in dem Himmel ein ewiges Leben dafür erhalten. vid. Cornel. a Lap. in h. L. Wie klein ist demnach der Verlurst, und wie groß ist der Gewinn! Auf solche Weise kann man also seine Seele vernünftig hassen, da man sie zwar durch den Tod von dem Leibe trennet, aber dadurch einer seligen Vereinigung, die nicht mehr trennbar ist, sie würdig machet.

So hat seine Seele der heilige Lorenz gehasset, und also auch bewahret, dessen feyerliches Gedächtniß wir heute nicht nur zu seiner Verehrung, sondern auch zu unserer Erbauung erneueren. O daß wir auch den billigen Eifer, unsere Seele auf dieser Welt zu hassen, um sie für das ewige Leben zu bewahren, nach seinem Beyspiel erneueren möchten! Doch was rede ich? Fordere ich nicht zu viel, da mein Wunsch das Ansehen hat, als wollte ich, daß ihr alle ohne Ausnahm Martyrer werden sollet? — O nein m. B. ich verlange kein Blutvergiessen, kein Henkersschwert, keine zerreissende Zan-

Zangen, kein zerschmolzenes Bley, keinen glühenden Rost euch aufzudringen. Gott behüte mich, daß ich von euch etwas fordere, was vielleicht seinem heiligsten Willen entgegen wäre. Denn die gewaltsame und blutige Marter ist eine ausserordentliche Gnade, die nicht allen und jeden bestimmet ist. Daher ist sie auch kein allgemeines, sondern nur ein sonderbares Mittel die himmlische Seligkeit zu verdienen, wie sie auch der dazu gewürdigte heilige Lorenz verdienet hat. Allein wenn uns schon der weiseste Gott keine so harte und schmerzliche Probe unsers Glaubens und Tugendeifers auferlegen sollte; müssen wir uns doch der freywillig und unblutigen Marter durch eigenes Bestreben, und durch die Gewalt, die wir uns selbsten nach Bescheidenheit anthun, befleißen, daß wir unsere Seele, obschon nicht durch einen grausamen Tod, dennoch durch eine kluge Abtödtung, die der tugendvolle Lorenz nicht weniger geübet hat, für das ewige Leben bewahren mögen.

Eines wie das andere ist einer ausführlichen Betrachtung würdig, m. B. darum soll

diese Abhandlung den ganzen Gegenstand meiner heutigen Lob- und Sittenrede ausmachen, welche zur schuldigen Ehre unsers heldenmüthigen Martyrers, und zu eurem trostreichen Seelennutzen nicht nur aus meinem Munde, sondern auch aus meinem bestgesinnten Herzen fliessen wird. Nehmet sie dann so gut auf, als ichs meyne; so werdet ihr die christliche Starkmuth lieben, und die unchristliche Feigheit hassen, damit ihr keine unselige Teufelsmartyrer, sondern selige Martyrer Gottes werden möget. Alles durch den Beystand dessen, zu dem der siegende David dankbar gesprochen hat: Dich will ich inniglich lieben, Herr, meine Stärke, meine Zuflucht, mein Erretter. Ps. 17.

Erster Theil.

Ja, die gewaltsamme Marter ist eine ausserordentliche Gnade, die nicht allen, wie dem heil. Lorenz, zu Theil wird; daher sich ein Jeder glücklich schätzen mußte, wenn er dieser theilhaftig würde. Denn was ist glorreicher, fragt der heil. Cyprian, als Gott, seinen Herrn, mitten unter

ten

den Henkersknechten bekennen? Was ist heldenmüthiger, als für die Wahrheit unter den ausgesuchtesten Peinen sterben? Was ist glückseliger, als die mühselige Welt nur bald verlassen, um desto eher dem freudenvollen Himmel zueilen zu dürfen? Epist. 26. ad Martyr. O ihr auserwählten Martyrer, rufet daher ein heil. Basilius, ihr habt nicht nur den Engeln, sondern auch den Patriarchen, den Propheten, und allen Heiligen ein würdiges Schauspiel vorgestellet. Euer Tod ist nicht nur im Angesichte Gottes, sondern auch im Angesichte der Menschen schätzbar, glorwürdig, glückselig. Hom. 20. in 40. Mart. Und wer kann dieses in Abred stellen? — Niemand, der es weiß, was dießfalls Gott und die Kirche erkläret hat. Der göttliche Erlöser giebt die Versicherung: Wer mich vor den Menschen bekennet, den werde auch ich vor meinem himmlischen Vater als mein erkennen. Matth. 10, 32. Welch' eine Ehre fließt aus diesem Bekenntnisse den großmüthigen Bekennern Christi zu! welch ein Wohlgefallen wird der himmlische Vater dar-

ob bezeigen! welch ein frohlockender Beyfall wird bey allen Auserwählten erklingen! und welch' eine unaussprechliche Wonne wird die ehrenvollen Blutzeugen überströhmen, daß sie eines solchen Bekenntnisses gewürdiget werden! was ist es Wunder, daß ihnen auch die heil. Kirche einen besonderen Rang vor andern Dienern und Freunden Gottes bey ihren Feyerlichkeiten und Gebethen anberaumet? Ja so gar der Gott zu Liebe ausgestandenen Marter eine solche Wirkungskraft, wie dem sonst so nothwendigen Sakrament der Taufe zuerkennet, darum sie als eine Bluttauf geehret wird, der seinen Verdienst durch die Nachahmung des leidenden und sterbenden Jesu erworben hat, wie der heil. Augustin lehret. L. 3. de Civ. 2. C. 7. S. Thom. in 4. Dist. 4. a. 3. ad 1.

Unterdessen sind nicht alle, obschon viele, zur Marterkrone von Gott bestimmet. Es steht auch nicht in unserer Macht m. B. ob wir Martyrer werden können oder nicht? Denn es ist eine sonderbare Gnade Gottes, behauptet obgedachter heil. Cyprian, die nur gewissen Glaubenshelden vorbehalten ist. Epist. 83. ad Prebyt. et Diac. Wir sind

zwar

zwar alle verpflichtet, daß wir eher das Leben, als den Glauben verlassen sollen; allein nicht alle kommen in dergleichen Umstände, bey welchen sie den Glauben mit Verlurst ihres Lebens bekennen müßten. Und fordern es die Umstände nicht; so sollen wir uns nicht muthwillig der Gefahr, untreu zu werden, aussetzen, theils unsers eigenen Seelenheils wegen, theils in Betracht derjenigen, die uns aus Religionshaß verfolgen, und dadurch ebenfalls unglücklich würden. Denn wie viele, die Anfangs großmüthig genug waren, sind mittlerweile maßleidig, ungeduldig, zaghaft, mithin sich selbst zur Schande, und andern zum Gespötte geworden! So nämlich ist es, nicht wer gut anfängt, sondern wer gut endet, wird die Krone der Glorie erhalten.

Und so hat sie unser heil. Erzdiakon Lorenz erhalten. Er brennte vor Begierde zum Marterkampf, nachdem er seinen Bischof, einen ob dem Alter und der Tugend ehrwürdigen Greisen, dahin eilen sah. Vater, wo gehst du hin, rufte er ihm nach, wo gehst du hin ohne deinen Sohn? Wohin

heil. Priester ohne deinen Diener? Du hast bi hieher niemal ohne selben ein Opfer entrichtet. Was misfällt dir an mir, daß du mich verlassen willst? Prüfe mich, ob du einen tauglichen Diener an mir erwählet hast? — Ach, verlaß mich nicht, weil ich dir jederzeit treu gewesen, und nach deinem Willen gehandelt habe. — Wie eindringend mußte diese sehnsuchtsvolle Liebesstimme in dem Herzen dieses zärtlichen Vaters ertönet haben! Nein, gab er zur Antwort, ich verlasse dich nicht mein Sohn: Aber dir ist ein härterer Streit für den Glauben vorbehalten. Ich als ein kraftloser Mann darf nur einen geringen Kampf aushalten; du aber als ein vollkräftiger Jüngling mußt mit grösserer Stärke den Sieg über den Tyrann erfechten. Nach drey Tagen wirst du als Levit mir, deinem Hohenpriester, durch den Martertod nachfolgen. — Wie freudig war Lorenz hierüber, da ein anderer in die tiefste Schwermuth gesunken wäre! Er erwartete unruhig die Zeit, seine Nachfolge zu beschleunigen. Bereit sah er jenen entgegen, die ihn zur

Anfra-

Anfrage holen würden: ob er Christum verläugnen wollte? Er kam, und sagte ohne Furcht und Scheu, daß er keine falschen Götter, sondern nur den wahren Gott, und auf eine ihm würdige Weise anbethe. — Himmel, welch' ein Zornfeuer entbrann in dem Herzen seines Fragenstellers! — O, sagte er so graumsam als höhnisch, wenn du nicht willig unsern Göttern huldigen wirst; so wird man dich wohl mit Gewalt dazu bringen. Er gab den Befehl, daß man den Lorenz mit den schärfesten Ruthen streiche, daß nicht nur die Glieder von blauen Geschwulsten aufliefen, sondern das Blut aus den Adern sprißte, und der ganze Leib wie zerrissen da hieng. — Welch ein unmenschliches Verfahren, aber wie verhielt sich dabey der leidende Lorenz? Er litt schmerzlich, also erbarmlich. Allein er sah nicht auf das, was er litt, sondern auf das, warum er litt, und was er dadurch verdiente. Er dachte: o daß auch wir so denken möchten! Nachdem Gott im menschlichen Fleische für den Menschen gelitten hat, warum soll der Mensch nicht für die Ehre Gottes leiden?

ganz gewiß. Denn wenn die Welt, so undankbar sie ist, ja der Teufel selbst seine Martyrer hat, die beyden zu gefallen alles thun und leiden, so schimpflich und beschwerlich es ist, ja noch dazu ihr eigenes Verderben dadurch befördern: warum soll ein Christ für die Wahrheit und Gerechtigkeit zu leiden sich weigern, der dadurch wie eine ungeheuchelte Frömmigkeit zeiget, also auch nicht nur ein sündenfreyes Gewissen behauptet, sondern so gar einer unvergänglichen Seligkeit sich würdig machet? — dieß erkannte der weise Lorenz gar zu wohl: darum ließ er sich auf eine noch stärkere Tugendprobe setzen. Man bereitete überdas einen glühenden Rost, eine unerhörte Marter, und warf ihn, so verwundet er schon war, wuthvoll darauf. Diese Peinigung war auch desto schmerzlicher, als länger sie anhielt: bis sie den ganzen Leib ergriffen hat. Allein diese Hitze, so eingreiffend sie war; so war sie dennoch nicht so brennend, als das Feuer seiner Liebe, sagt gar recht ein heil. Leo. Serm. in Natal. S. Laur. Darum sprach er zu seinen Peinigern, gleich ob

er

er scherzte: Eure Kohlen bringen mir nicht so fast qualende Schmerzen, als eine kühlende Erquickung. Denn ihr machet mich dadurch zu einem Brandopfer, das mir zur Ehre, wie meinem Gott zum Wohlgefallen dienet. Es freuet mich mehr, als ich sagen kann, daß ich dazu gewürdiget werde. Ich lebe, ich leide, und ich sterbe für meinen Erlöser, der für mich gelebet, gelitten, und gestorben ist. — Fürwahr eine Sprache, die sich für einen wahren Christen geziemet.

O wahrhaftig eine ausserordentliche Gnade Gottes, so viel zu leiden, so vergnügt zu leiden, und so standhaft zu leiden, um ein Blutzeug Jesu Christi zu werden. O m. B. darf ich nicht fragen? Würden wir uns wohl auch, wie der heil. Lorenz bezeigen, wenn der so gerechte als weiseste Gott über uns ein solches Leiden verhängte? Würden wir seine Verordnung nicht für zu hart ansehen? Würden wir von seinem Glauben nicht treulos abfallen, und also lieber das ewige, als zeitliche Leben verlieren? oder würden wir unsere Seele auch in solchem Falle hassen, damit wir sie für das ewige

Leben

Leben bewahrten? — Schwere Fragen, ich gestehe es. Aber was denket ihr? zu was entschliesset ihr euch? Irre ich, wenn ich sage: Ja, wir sind bereit lieber für den Glauben zu sterben, als dawider zu sündigen: lieber die Welt, als den Himmel zu verlieren: lieber hier eine kurze Zeit, als dort ewig zu leiden: und dieses um so mehr, als Gott, der gütigste Gott, auch keinem Menschen ein grösseres Leiden auferleget, als dieser durch seine Gnade unterstützet, geduldden, übertragen kann. Denn er selbst lindert, wie er es versprochen hat, die Schmerzen durch süsse Tröstungen, durch ermunternde Erleuchtungen, durch stärkende Labungen, ja durch solche überzeugende Beweggründe, und zuverläßige Versicherungen, welche die Gewalt auch der empfindsamst- und anhaltendsten Leiden weit überwiegen, wie es die erstaunungswürdige Erfahrenheit von jeher bezeüget. Ich will euch aus tausenden nur eine erinneren, die Euseb von Cesarea erzehlet. Die Kaiser, saget er, wollten daß alle Anbether des wahren Gottes durch Feuer und Schwert umkommen

men sollten. Diese Verordnung belegte mit gleicher Strafe ganze Häuser ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechtes. Man kann aber nicht ausdrücken, mit welcher Freude eine unzählige Menge Männer und Frauen ihr Haupt dem Schwerte der Henker, und ihre Leiber dem Feuer anbothen, im 8ten Buche der Geschichte. Mit unaussprechlicher Freude bezeuget er, ja mit Wunsch und Anerbiethen haben die großmüthigen Bekenner das offenbare Zeugniß ihres Eifers, ihrer Ehrerbietung und ihrer Hochschätzung gegen den Glauben Jesu Christi abgeleget, dasselbe mit ihrem Blute besiegelt, und mitten unter den erschrecklichsten Peinen vertheidiget. Es ist auch dieses wundervolle Zeugniß unter allen Beweisen der Heiligkeit, der Göttlichkeit, und der unüberwindlichen Stärke des Christenthums einer der stärksten, sohin auch einer der erbauendsten Eindrücke, die auf uns, ihre Mitchristen, eine aufmunternde Kraft haben sollten; indem diese herzhaften Zeugen ebenfalls Menschen, wie wir waren, von Natur schwache, empfindliche, gefühlvolle Menschen, aber von

dem

dem Geist Gottes erleuchtete, von der Pflicht eines Christen überzeugte, von dem Beystande der göttlichen Gnade unterstützte, von dem Beyspiele ihres gleichen gerührte, zu allem Guten entschlossene, und in der Ausführung ihrer Entschlüsse standhafte Menschen, die es sich zur größten Ehre und Vergnügen rechneten, für den Namen Jesu, den heilbringenden Namen, zu leiden, und zu sterben.

Ach, wie beschämet uns diese Großmuth unserer Glaubensgenossen! Können wir nicht eben so großmüthig, wie sie seyn? Sollen wir es nicht seyn? Haben wir weniger Ursache, dann sie? Ist jetzt der Glaube nicht mehr so viel werth, als zuvor? Sind wir weniger verbunden, diesen zu bekennen, ja eher das Leben, als diesen zu verlieren? — Aber nein m. B. ich bleibe bey meinem Wort. Ihr sollet keine Ruthen noch Geiseln, keine Scheermesser noch Pfrieme, keine Zangen noch Haken, keine Schwerter noch Räder, keine Kreuze noch Pfahle, keine Fakeln noch Röste, noch andere Peinzeuge zu leiden haben. Nein; ihr sollet keine gewaltsame Marter, wie der helbenmüthige Lorenz, ausste-

hen

hen dürfen. Aber dennoch, es mag euch gefallen oder nicht, müsset ihr eure Seele nach oben erklärter Weise hassen, um sie für das ewige Leben zu bewahren. Und wie? Ich sage es kurz: durch die unblutige Marter, die allen und jeden nothwendig ist, wenn er anders, wie ich hoffe, seine Seele für das ewige Leben bewahren will. Der tugendeifrige Lorenz hat uns darinn nicht weniger sein vorleuchtendes Beyspiel hinterlassen. Vernehmet nur meine Erklärung, die ich euch hierüber vorzutragen bereit bin.

Zweyter Theil.

Es ist dem nicht anders m. B. Wenn wir schon unsere Seele nicht durch eine gewaltthätige Marter mit Blutvergiessen hassen dürfen: müssen wir sie doch durch eine freygewählte, und unblutige Marter hassen, um sie für das ewige Leben zu bewahren. Dieß ist keine ausserordentliche Gnade, sondern eine allgemeine Pflicht, die jedem Christen obliget, er mag in was immer für einem Stande leben; denn jeder hat seine Beschwerden. Alle Christen, spricht der heil. Kle-

mens, sind Martyrer in allen ihren Worten, wenn sie die Gebothe Gottes so wohl überhaupt, als insonderheit jene ihres Standes und Amtes so eifrig als standhaft halten. L. 4. Strom. Auch dadurch, merket es wohl, werden wir Bekenner Christi, wenn wir thun, was er gebiethet, und das meiden, was er verbiethet. Dieses aber kann keineswegs ohne einer gewissen Marter geschehen, da es jeden schwer ankömmt, seinen Leib in die Dienstbarkeit des Geistes zu bringen, das Fleisch mit seinen Gelüsten immer zu kreuzigen, seinen Willen so oft zu verläugnen, seiner Eigenliebe entgegen zu arbeiten, sein Kreuz bis zur Schedelstadt zu tragen, und daran geheftet, seinen Geist aufzugeben. Diesemnach können wir Martyrer werden m. B., wenn es auch keine Blutdürstigen Tyrannen giebt, die uns mit Gewalt das Leben nehmen. Denn ein Sündenfreyes Leben behaupten, und einen standhaften Tugendwandel führen, ist eine beständige Marter, bezeuget der erfahrne Hieronymus. Ep. 27. ad Eustach. Oder fällt es uns nicht schwer, wenn wir dem Gesetze

Christi

Christi zu Folge uns Gewalt anthun müssen, bald den Zorn durch die Sanftmuth zu überwinden, bald die Lüsternheit des Fleisches durch die Abtödtung zu bezähmen, bald die Hoffarth durch die Demuth zu erniedrigen, bald den Geitz durch die Freygebigkeit zu tilgen, bald das Böse mit Gutem zu vergelten, und alle sündhafte Neigungen also einzuhalten, daß wir sie durch tugendhafte Handlungen entkräften, die Sünde in uns sterben, hingegen die Tugend mehr und mehr aufleben machen? Fürwahr so ein Bestreben ist eine Gattung der Marter, saget der heil. Augustin Serm. 250. de Temp. Und wenn schon kein blankes Mordschwert uns auf den Nacken fällt; müssen wir doch ein sittliches Schwert erheben, die verwickelten Sündenbande abzuschneiden, und allen unsern Seelenfeinden eine wachbare Gegenwehr bey jedem Anfalle zu zeigen.

Eben so, wie sie der tapfere Lorenz so mächtig als erbaulich gezeiget, mithin nebst der blutigen, auch die unblutige Marter ausgestanden hat. Ich betrachte ihn Kürze halber nur nach seinen Berufspflichten, Er war ein

Diakon, und aus diesen der Erste, dem nicht nur die Verkündigung des Evangeliums, nicht nur die Austheilung gewisser Sakramente, sondern auch die Verwaltung der Kirchengüter oblag. Und aus diesem läßt sich schon abnehmen, daß er viele Beschwernisse und Widerwärtigkeiten, viele Ermüdungen des Leibes, und Bedrängnisse des Geistes leiden mußte. Denn wer weiß nicht, wie beschwerlich es ist, die Unwissenden lehren, die Zweifelnden beruhigen, die Irrenden zu recht weisen, die Sünder zur Buße, die Büsser zur Genugthuung, die Nachläßigen zum Eifer, die Wankenden zur Standhaftigkeit zu bringen, ja die Frommen selbst noch frömmer zu machen? Wer dieses weiß, sage ich, wird es leicht verstehen, daß es eine marternde Bemühung sey, die alle Leibs- und Seelenkräfte fordert, sie abnutzet und verzehret, mithin das Leben abkürzet, und verlieren machet. Ja, es marterte den in allem emsigen Lorenz auch die Treu und Gewissenhaftigkeit bey der Verwaltung der Kirchengüter. Sie sind ihrer Bestimmung nach ein Gott gewiedmetes Eigenthum, welches sodann zu

seinem

seinem Dienst verwendet soll werden. Sie sind die Quelle der Erhaltung für die Priester und übrigen Kirchendiener, welche sie durch fleißige Verrichtungen zu verdienen die Pflicht haben. Sie sind der Schatzkasten für jene Armen und Hülflosen, die des Alters oder der Krankheit halber ihre Nahrung nicht mehr gewinnen mögen. Nun bedenken wir, welche rastlose und entkräftende Bemühungen es koste, bis man es dahin bringe, daß man Gott geben könne, was Gottes ist, und jedem andern, was ihm von Rechtswegen gebühret, besonders, wenn man bey der Sammlung der Einkünfte wider untreue und betrügerische Hände zu wachen hat, ja das zum heiligen Gebrauch gesammelte Vermögen so gar wider eine unersättliche Habsucht, und gewissenlose Raubbegierde vertheidigen soll? Welche Marter ist es nicht für ein Gott und Recht liebendes Gemüth, wenn es sehen soll, daß das Heiligthum geplündert, die Gotteshäuser entweihet, die Kirchengeräthe missbrauchet, die Priesterkleidungen entheiliget, die Altarzierden geschändet, und eben dort, wo Andacht, Frömmigkeit, Reinlichkeit und

Feyerlichkeit seyn soll, nur dem Irrthume, dem Greuel und Aergerniſſe ein Schauplatz eröffnet werde.

Und dieſes hätte beynahe der gottſelige Lorenz im ganzen Umfange ſehen müſſen. Der Kaiſer Valerian von einem ſeiner Lieblinge falſch belehret, und boshaft aufgehetzet ließ an den treuen Wirthſchafter den Befehl ergehen, daß er alſogleich die ihm anvertrauten Kirchenſchätze ausliefern ſoll: widrigenfalls hätte er keine Worte, ſondern den Ernſt der kaiſerlichen Gewalt zu erwarten. — Die zweckmäßigſte Art Forderungen zu machen, wer ungerecht genug ſeyn kann, ſich ſolcher zu bedienen. Wie bezeigte ſich aber der kluge Verwalter dabey? Wie! dachte Lorenz, die Opfer der Chriſten ſollen zum Misbrauch der Heyden dienen? — Schon dieſer Gedanke marterte ſein Herz: denn er konnte kein treuloſer, kein gottesräuberiſcher Verräther werden. Nein, ſo wenig es recht wäre, Edelſteine den Schweinen vorzuwerfen, oder den Hunden das Gott geheiligte Gut aufſetzen; eben ſo wenig iſt es erlaubt, die zum Dienſt Gottes, zum Unterhalt ſeiner

ner Diener, und zur Labung der Bedürfti-
gen gewidmete Güter dem Muthwillen und
der Verschwendung der heidnischen Götzen-
knechte überlassen. — Was that er also?
Er vertheilte in aller Eile die vorhandenen
Gelder unter die Armen, und in so reichem
Ausflusse, daß die ungerechte Forderung in
ihrer habsüchtigen Hoffnung gänzlich betrogen
war. Freylich zog ihm diese, obschon recht-
schaffene Handlung jene grausame Marter zu,
die wir schon mit Erstaunung betrachtet ha-
ben: allein Lorenz, der das Geboth Gottes
mehr, als den Befehl eines Kaisers achtete,
der nicht der Schmeicheley, sondern der Ge-
rechtigkeit diente, der nichts zum niederträch-
tigen Eigennutz, sondern zum Nutzen des
wahrhaft Bedürftigen unternahm, wollte lie-
ber ein Schlachtopfer der Grausamkeit, als
ein Schandfleck des Christenthums werden.
Und recht: denn besser ist für die Wahrheit
und Gerechtigkeit sterben, als durch Falsch-
heit und Ungerechtigkeit sein Leben erhalten.
Man muß nämlich seine Seele auf dieser
Welt hassen, damit man sie für das ewige
Leben bewahre.

Merket dieses m. B. unvergeßlich! Wenn die Gebothe Gottes Halten, euren Standspflichten und Amtsschuldigkeiten Treu bleiben euch in beschwernißvolle Umstände versetzet; so leidet diese unblutige Marter geduldig, weil sie euch ebenfalls die frohe Versicherung giebet, daß ihr dadurch eure Seele für das ewige Leben bewahren möget. Es ist freylich eine Marter, wenn manche solchen Unmenschen unterworfen seyn müssen, die nur andern auf den Köpfen daher gehen wollen, die alles aus Eigensinn, und nichts nach Billigkeit schlichten, die ihre Untergebenen so hart, so verächtlich, so unbarmherzig behandeln, daß es ein hungerig oder kranker Jagdhund besser erwarten dürfte. Es ist eine Marter, wenn man bey so lieblosen Böswichtern leben muß, die auch nur einen Schein zur wahren Missethat machen, die so gar das Gute in das Arge ziehen, und das Beßte aus Bosheit übel auslegen, und verhöhnen. Es ist eine Marter, von Lügnern angeklaget seyn, ohne Sich verantworten zu dürfen: aus Vorurtheil verurtheilet werden, ohne überwiesen zu seyn, aus Haß und Misgunst

be-

bestrafet werden, ohne es verschuldet zu haben. Es ist eine Marter, um der Gerechtigkeit Willen, die man verlangte, verfolget werden, der Wahrheit wegen, die man aus Pflicht reden mußte, beschimpfet werden, des schuldigen Eifers wegen wider Irrlehren und Sittenverderbniß als ein Friedensstörer und Volksaufwiegler verläumdet werden. Es ist eine Marter, seinen Feinden zum Gespötte, den unverständigen zum Aergerniß, dem falschberichteten zum Scheusal, ja so gar den ehrlosen Pasquillschreibern zum Hohnopfer werden. Es ist eine Marter, für die Güte den Misbrauch, für Wohlthaten Undank, für Redlichkeit Falschheit, für Vertrauen Betrug, für Freundschaft Untreu, für Beförderung Herabsetzung, für Versorgung Verlassenheit erdulden müssen. Es ist eine Marter, wenn jene, die den Stand der Glückseligkeit erwählet zu haben glaubten, der darum den thierischen Menschen so erwünschlich als reizbar ist, wenn die Eheleute, sage ich, die einhellig an einem Joch ziehen sollen, eines hin und das andere herziehet, daher weder Fortkommen noch Segen

gewinnen, vielmehr einander zur täglichen Plage, statt zur Hülfe zur Last, statt zum Trost zur Quaal, das Leben durchpoltern, bis gleichwohl der Tod, der zu langsame Tod, ein Ende macht. Es ist eine Marter, wenn zuchtliebende Aeltern an ihren eigenen Kindern ungehobelte Geiseln empfinden müssen, die ihnen keine Liebe, keine Ehrfurcht, keinen Gehorsam, keine Geduld, keine Nachsicht, keine Kindespflicht bezeugen. Es ist eine Marter, wenn sorgfältige Hausväter mitwürkende Dienstbothen bedingen, und erwarten; aber für Kost und Lohn weder Fleiß noch Treu, weder Frömmigkeit noch Ehrlichkeit wahrnehmen, und so gar durch den verdrüßlichen Wechsel nichts bessers hofen können. Es ist eine Marter, wenn man nach allem Schwitz und Schweise dennoch die erfleckliche Nahrung für Sich und seine Angehörigen nicht erwerben kann, sondern noch andern vor die Thür mit Verachtung und Schimpfworten beladen kommen muß, um sein Bedürfniß durch fremde Hülfe hin und wieder erleichtern zu können, damit man nicht aus Noth seine Hände zu diebischen An-

grif-

griffen ausstrecken müsse. Es ist endlich eine Marter, wenn man auf einem langwierigen Krankenbethe gleich einer Folterbank dalie-gen, Tag und Nacht in Schmerzen jammern, und aus dem Leibe ein häßliches Todtenas gestalten siehet, anbey oft winselnde Kinder, einen mittellosen Gatten für Wehmuth schmachten, und im Elend darben siehet. — Ach, solche Schicksale belästigen die Menschen in diesem Jammerthal! Wer kann es verneinen?

Ja, ja alles dieses, und noch viel anders ist eine wahrhafte Marter; allein sie kann uns eben so verdienstlich werden, als eine gewaltsame Marter, die uns auf einmal das Leben raubte. Nur auf das kömmt es an m. B. daß wir diese nothwendig zu leidende Marter mit Geduld und Demuth, mit Bußgeist und Standhaftigkeit leiden und aushalten. Und warum sollen wir das nicht großmüthig leiden wollen, was wir doch nicht ändern können? Warum sollen wir nicht auch aus der Noth eine Tugend machen wollen? Warum sollen wir nicht lieber

hier noch, als dort erst, ach dort, wo das Leiden so schwer ist, und so lange dauert, unsere Sünden abbüßen wollen? Warum sollen wir nicht doch etwas aus Liebe Gottes leiden, der so vieles für uns gethan, und gelitten hat, welches uns niemal zu Nutzen kommen würde, wenn wir nicht ebenfalls leiden, und wie er den Kelch des Leidens austrünken wollten? Warum sollten wir einen andern Weg zum Himmel verlangen, als den der eingebohrne Sohn Gottes selbst, seine so schmerzenvolle, obschon unschuldige Mutter, so viele tausend Heilige gewandert haben, aus denen sich der heilige Lorenz so vortreflich zu unserer Lehre, und, wenn ichs sagen darf, zu unserer Beschämung ausgezeichnet hat. Was antwortet ihr m. B. auf diese Fragen? bedenket euch hierüber! Ich denke auf den Beschluß.

Ihr werdet zweifelsohne nun geneigt seyn m. B. eure Seele zu hassen, um sie für das ewige Leben zu bewahren, wenn schon nicht durch eine blutige Marter, weil diese eine außerordentliche Gnade ist; doch aber

durch

durch die unblutige Marter, weil sie eine allgemeine Christenpflicht ist. O möchte diese Bereitwilligkeit die Frucht meiner Rede seyn! — Hassen wir also nach der Ermahnung Jesu Christi unser Leben auf dieser Welt, damit wir es für den Himmel erhalten. Erwägen wir nur, was die eiteln Weltkinder alles anwenden, ihr ohnehin vergängliches Leben zu verlängern. Sie fürchten sich immer vor dem Tode, dem sie doch nicht ausweichen können, sie thun, und nehmen alles, so bitter es ist, in der Hofnung noch länger leben zu können. Wenn nun dieß der Weltmensch thut, sagt der heil. Augustin, damit er etwas später sterbe: was sollen erst wir als Christen thun, und leiden, um nimmermehr zu sterben, sondern das ewige Leben zu erhalten? Serm. 302. de S. Laur. n. 4. Sehen wir noch einmal zu unserer Aufmunterung auf den heil. Lorenz! wie er auf seinem Schmerzenbette lag, allwo er so vergnügt und fröhlich war, als wenn nicht er, sondern ein anderer gemartert wurde. So gern litt und starb er seinem Gott, dem er allezeit zugehörte. Nun dieser barm-

her

herzige Gott, der unsere Schwachheit kennet, fordert nicht so viel von uns: denn er legt uns keine blutige Marter auf. Er ist zufrieden, wenn wir nur in der unblutigen Marter ausdauern. Er will nicht, daß wir eines grausamen Todes sterben, sondern nur, daß wir in einer tugendlichen Abtödtung leben. Thun wir dieses; und mit seiner so treuen als mächtigen Gnade können wir es thun, so ist es zum ewigen Leben genug, ja genug, so wahr als Amen.

Geschichte der Verehrung des heiligen Lorenz.

Mit gen Himmel gewandten Augen, und nach dem Gebethe für die Bekehrung seiner Peiniger ist Lorenz in dem Herrn entschlaffen. Sein Leichnam wurde von jenen Zuschauern, die auf seine Fürbitte bekehrt worden, hinweggetragen. Justin, ein Priester, begrub ihn in eine Höhle auf dem Weg nach Tivoli in dem Platz, worauf hernach eine prächtige Kirche unter seinem Namen gebauet worden, die eine der sieben Haupt-

Kir-

Kirchen in Rom ist. Lorenz selbst wurde unter die ersten Patronen dieser weltberühmten Stadt gezählt. Papst Leo, der Große, giebt ihm den größten Lobspruch, da er sagt Serm. 83. Wenn auch die Steine nebst der ganzen Erde von seinem Lobe geschwiegen hätten, so würde der Himmel immer durch herrliche Wunder die Ehre ausgebreitet haben, mit welcher Gott seinen Blutzeugen gekrönet hat. Diese Kirche zu Rom, wo sein Leichnam lag, wurde ums Jahr 580 von Grund aus erneuert, und zwar durch den Papst Pelagius, der sein Grab mit Goldblatten bedeckte. Gregor, der Große, erzählet, daß man, als sein Vorfahrer daran arbeiten ließ, den Körper zwar entdeckte, aber Niemand sich unterstanden habe, denselben anzurühren. Man versichert auch, daß nebst diesem so gar die Werkzeuge seiner Marter allda unversehrt aufbehalten sind.

Noch ehe, als nachgehends in der Kirche der Gebrauch eingeführet worden. Von den Leichnamen der Heiligen einige Stücke abzunehmen, und auszutheilen, hat man deren

einige

einige nach Konstantinopel verlanget, allwo die Verehrung des heil. Lorenz einen ungemeinen Zuwachs dadurch erhalten, daß ihm zu Ehren die Kaiserinn Pulcheria eine von Kunst und Einrichtung berühmte Kirche hat erbauen lassen. Der heil. Gregor von Tours berichtet uns auch, daß sein Diakonus etwelche Ueberbleibsel vom heil. Lorenz aus Rom nach Frankreich gebracht habe. Was viel zu diesem Bestreben kann beygetragen haben, war das sich mehr und mehr verbreitende Gerücht von den Wunderthaten, die der Barmherzige Gott ihn zu verherrlichen, und seinen Verehrern zum Trost gewirket hat.

Man ist in der ganzen christkatholichen Kirche übereingekommen, sein Fest am 10. August zu feyern, und ließ eine Vigilie mit einer Fasten verbunden vor demselben hergehen, welches aber in einigen Kirchensprengeln abgekommen ist, die Oktav aber wird noch beybehalten. Seit dem vierten Jahrhundert ist eben sowohl Afrika und Europa der Verehrung des heil. Lorenz ergeben, wovon die Homilien und Lobreden der heil.

Vä-

Väter ein unverwerfliches Zeugniß geben. So ehrerbiethig dachten diese großen Männer, und würdigen Lehrer von dem Ehrendienste des heil. Lorenz und anderer Heiligen Gottes. Nun denken viele, die andern den Ton geben wollen, davon anders. Ob sie aber klüger und besser, dann jene, denken, ist eine Frage, die keine seyn soll. Ich meinesorts ehre die bestgegründete Lehre und Entscheidung des Kirchenraths von Trient, die jeder, um besser von dieser Sache belehret zu werden, aufmerksam lesen soll. Sess. 25. de Invocatione, veneratione & Reliquiis Sanctorum &c.

Nöthige Beylage

zu der

St. Lorenz-Predigt

von dem

Verleger derselben.

Im 61. St. der oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung, Freytag den 21. May 1790. findet sich am Schluß folgende Nachricht: „Zu Augsburg hat Johann Baptist „ Merz eine Rede auf das Fest des heiligen „ Lorenz nebst einer Zueignungsschrift an „ mich (vermuthlich ohne Zensur; denn wie „ kann in einem gesitteten Staate so etwas „ erlaubet werden) ohne Benennung des Ver„ fassers, Druckorts, und Verlegers drucken lassen. Der Verfasser der Zueignungs„ schrift eines höchst elenden, aber nicht min„ der boshaften Pasquilles ist P. Ildephons „ Liedl Benediktiner eines uralten Stiftes, „ das ich nicht nennen will, weil ich weis,

„ daß es über das häßliche Unternehmen sei-
„ nes Mitgliedes selbst höchstens geärgert
„ ist. Der böse Mann schämte sich seinen
„ Namen beyzusetzen, weil er die Schwärze
„ seiner That wohl kannte, und wußte, daß
„ man Heuchlern gerne hinter die Larve schaut.
„ Ich aber scheue mich nicht meinen Namen
„ beyzusetzen, und erkläre Verleger und
„ Verfasser für das — was sie sind —
„ Pasquillanten."

Lorenz Hübner.

Meines Dünkens könnte ich zwar schweigen ohne befürchten zu dürfen, daß meine Ehre dabey leiden würde, da so wohl das inländische als das ausländische Publikum von der Wahrheitsliebe des Herrn Hübners hinreichende Kenntniß zu haben scheint. — Allein diese Geschichte ist mit einigen Umständen verwebt, welche die Redlichkeit dieses Herrn noch anschaulicher darstellen, und so mag er sie zu seiner heilsamen Beschämung hier ausführlich lesen.

Im

Im December 1789. erhielt ich aus den Händen eines hiesigen rechtschaffenen Mannes die gemnnte St. Lorenzpredigt im Manuskript, ohne daß mir der Verfasser derselben genannt wurde. Ich gab sie in die Zensur, und ließ sie gelegentlich drucken: ich bestimmte sie für den 6ten Band gesammelter Schriften zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit ꝛc. welche in meinem Verlage heraus kommen. *)

Da ich gewohnt bin von jenen Schriften, welche auch einzeln einen Absatz versprechen,

*) Ich hätte fürwahr nirgend eine Ursache gefunden, meinen Namen und den Druckort dieser St. Lorenzpredigt dem Publikum zu entziehen; indem ich selbe, wie schon gemeldet, in die gesammelten Schriften einzuschalten entschlossen war, auf derer Titel ja schon der Druckort und Namen des Verlegers nicht verborgen wird, und es beynahe Jedermann bekannt ist, daß sie in meinem Verlage zu haben sind.

über die erforderliche Zahl noch mehrere Stücke besonders abdrucken zu lassen: so geschah das Nämliche auch mit dieser, welche ich dann zu Anfang des Aprils in die Buchhandlungen sandte, und so kam sie nach Salzburg. Bald hernach erhielt ich von dort aus nachstehenden Brief.

Salzburg, den 22. *April.*
1790.

E. W.

Ich habe eine Schrift liegen wider unsern famosen Zeitungsschreiber *Hübner*, die in ihre Sammlung der vortreflichen Schriften *zur Steyer der Wahrheit* ganz wohl taugen könnte; sie führt den Titel: „*Die Religion der katholischen Kirche in Schutz genommen wider einige Pharisäer neuerer Zeiten, welche Menschenfreunde seyn wollen.*“ Diese Schrift geht gewiss gut ab, und ist auch wegen des Preises nicht zu hoch. Da sie nur 20 Bogen enthält, so

wird

wird sie nicht im Drucke über 9 geben, denn mein Abschreiber hat sie sehr grofs gemacht. Ich erwarte ihre baldige Antwort. Doch mufs ich sie bitten meinen Namen zu verschweigen, weil ich *Hübners* lofes Maul fürchte, und nicht gerne mit ihm Händel habe. Der Verfaffer von der Vorrede und Dedication zur *Predigt am St. Lorenz-feste* hat den Druckfehler: *Philothee Villaume's* sehr hart gefühlt; er wünschte Abänderung, wenn es seyn könnte, und bittet mir davon Nachricht zu geben.

Ich erwarte Ihre Antwort mit erster Post, indem ich mich sonst um einen Verleger in *München* umsehe, weil an der Schrift sehr viel gelegen ist. Auf allen Fall erbitte ich mir Verschwiegenheit und Behutsamkeit. *)

Ihr

gehorsamer Diener

Dominicus Soell, Curatus.

*) Sehr viele gar zu schlaue Lügen auf einmal.

Ich gab ihm aber nur auf den ersten Punkt nämlich in Betref seines angetragenen Manuskripts Antwort.

Den zweyten berührte ich ganz nicht, weil mir, wie gesagt, der Verfasser unbekannt ist. Da ich nun eben nach Salzburg an P. Ildephons Lidl, mit welchem ich schon seit längerer Zeit Geschäfte machte, ein Päckl zu senden hatte, so schloß ich diese meine Antwort bey, mit Ersuchen dieselbe abgeben zu lassen, da ihm vermuthlich dieser Herr bekannt seyn dörfte, und mir die Addresse zu unbestimmt schien.

Als ich meinen Brief nach Salzburg abgeschickt hatte, verreiste ich auf einige Tage; und da ich wieder zurückkam, fand ich folgendes Schreiben auf meinem Pulte.

Salz-

Salzburg, den 10. April *
1790.

Mein Herr!

Sie haben ein ehrloses, infames Pasquill, das mit persönlichen, boshaften Anzüglichkeiten nicht nur wider mich, sondern auch wider noch andere höhere Personen angefüllet ist, als Zueignungsschrift bey einer St. Lorenzpredigt drucken lassen, und hierher in die Buchhandlungen gesandt. Ich habe vom erstern Ihre eigenhändige Schrift zum Beweise. Da Sie nun wissen müssen, was für eine Strafe auf die Verfasser, Drucker, und Verleger solcher anonymischer Schriften im Westphälischen Friedensschlusse gesetzt sind; so will ich mich der Mittel, die ich in Händen habe, gegen Ihre Person nur in so ferne nicht bedienen, wenn Sie mit erstem Posttage den Verfasser dieses elenden Pasquills, (einen hiesigen Mönch) unmittelbar nahmhaft machen werden. Ausserdem sehe

*) Soll heissen den 10. May.

ich mich gezwungen, die Klage ihren ordentlichen Lauf gehen zu lassen: indem ich es mit einem Confessus und Convictus zu thun habe; und den Autor ohnehin kenne.

Prof. L. Hübner, Verfasser der oberd. Staatszeitung.

Kaum sah ich diesen Brief, so fiel mir der blaue Umschlag, Schrift, Papier, Dinte, und Pettschaft als bekannt auf; endlich kam mir Sölls Brief, welchen ich aber schon drey Wochen früher erhalten hatte, in's Gedächtniß zurück. Ich hielt beede Briefe zugleich gegen einander, und fand nicht nur obbenannte Sachen einander vollkommen ähnlich; nur war Sölls Brief mit lateinischen Buchstaben geschrieben, und das Siegel schwarz (seine schwarze That geziemend zu versiegeln.) Nun hatte ich einen — — — Streich klar vor Augen liegen, und gab Hrn. Hübner folgende Antwort:

Augs=

Augsburg, den 15. May, 1790.

Hochwürdiger Herr!

Da ich gestern von der Wallfahrt auf den heiligen Berg Andechs zurück kam, fand ich auf meinem Laden einen Brief dd. 10ten April. Dieser Brief muß wunderliche Umwege gemachet haben, weil er vier volle Wochen auf seiner Reise von Salzburg bis Augsburg zubrachte. Ueber mich müssen Sie also nicht böse werden, daß Sie erst so spät eine Rückantwort erhalten. Sie sind ohnehin schon genug wider mich aufgebracht, weil ich die St. Lorenzpredigt drucken ließ; und drohen mir mit dem westphälischen Frieden, der doch nur in Rücksicht des gegenseitigen Betragens zwischen Katholiken, und Protestanten abgefasset ward. Sie müssen mich also als einen Protestanten ansehen. — Allein um Vergebung — ich bin ein Katholik, und will als ein solcher mit Gottes Gnade leben und sterben. Sie versprechen zwar, meiner zu schonen, wenn ich Ihnen den Ver-

fasser der St. Lorenzpredigt werde nahmhaft machen. Allein zu was diese Nahmhaftmachung, da Sie nach Ihrem eignen Geständ=nisse den Autor ohnehin kennen. Sehen Sie, wie wenig mich Ihre Drohungen schrecken. — Klagen Sie also nur bey meiner Oberkeit, — ich sehe Ihrer Anklage mit aller Unerschrockenheit entgegen: Indeß kann ich meinen Brief doch nicht schliessen, ohne mich wenigst in etwas gefällig zu zeigen. Es muß in Salzburg ein Curatpriester seyn, mit Namen Dominikus Söll, der Ihre Schrift, und Ihr Sigill vollkommen nachmachen kann. Er bedient sich auch des nämlichen Papiers, dessen Sie sich bedienen, und — aber unter uns geredet, — er trug mir ein MS. an, das den Titel führet: „Die Religion der katholischen Kirche in Schutz genommen wider einige Pharisäer neuerer Zeiten, welche Menschenfreunde seyn wollen.“ Diese Schrift soll eigentlich wider Sie seyn. Da nun eine Gefälligkeit die andere fordert, so melden Sie diesem Hochwürdigen Herrn Söll unbeschwert, daß ich aus

obi=

obigen Ursachen grosses Bedenken trage, dieß MS. zu verlegen; er soll sich gleich wohl in München um einen Verleger umsehen. Ich habe zwar benanntem Herrn selbsten geschrieben; seit dem Empfange Ihres Briefes halte ich aber das Ganze für — — — Ich bin mit geziemender Hochachtung

Ihr

Diener

Johann Baptist Merz.

Nachher erhielt ich auch nachstehendes Schreiben, welches mir das Räthsel vollkommen auflöste.

Salzburg, den 12. May 1700.

M. H.

Nachdem ich keinen Hochwürdigen Dominikus Söll Kuratus in Salzburg erfragen konnte, so schickte ich den Brief zum Herrn Strobl Kursor bey dem Hochw. Konsistorium mit dem Ersuchen: er möchte mir die Nachricht geben, ob ein Kuratus mit diesem Namen sich hier aufhalte, oder

doch

doch in der Erzdiözes wäre? *) Gemeldter Herr Strobl schickte mir aber den Brief mit dem Ausdrucke zurück: Er kenne keinen Geistlichen, der diesen Namen führe. Mithin dachte ich diesen Einschluß wieder dahin zu senden, wo er hergekommen ist. Allein des andern Tags kam ein dreuster Pursch zu mir mit dem: Er habe gehört, daß ich für ihn einen Brief in Handen habe; ich sollte ihm selben ausliefern. Meine Frage war: Ob er ein Geistlicher wäre? — Nein. Also kein Kurat? — Nein. Mithin, sagte ich, gehört ihm dieser Brief nicht, ich werde ihn zurück senden. Hierauf gieng er unwillig fort, und zum Titl Herrn Prälaten, von dem er sich zu beg eh-

*) P. Ildephons argwohnte also eben so wenig wie ich eine Schelmerey: mir wenigstens schien es zu dumm und sträflich, wenn ein solcher Mensch, wie hernach einer auftratt, unter die ehrwürdige Geistlichkeit sich zu mischen wagte, um einen Bubenstreich sicherer ausführen zu können.

gehren unterstund; daß Hochselber mir befehlen sollte, den Brief herzugeben. Allein Titl Herr Abt, ohne sich bey mir zu erkundigen, erwiederte ihm: daß er mir dieß nicht befehlen könne, und selbst erachte, daß es am anständigsten wäre, wenn ich den Brief demjenigen zurück schickte, der mir ihn eingeschlossen habe. Auch von da gieng der Pursch mit Verdruß fort, und erzählte seinem ränkvollen Herrn (denn es war Herrn Hübners sein würdiger Famulus) diesen unverhofften Vorgang.

Was geschah? Nachmittag kam Herr Lorenz Hübner in eigner Person, (wie herablassend!) zum Titl Herrn Prälaten, und meldete ihm nebst andern schönen Sachen, von einem gemessenen Befehl, Kraft dessen ich den Brief entweder dem Titl. Herrn Prälaten, oder dem Herrn Hofkanzler, oder Herrn Konsistorialdirektor einhändigen sollte. Ich wollte so einen Befehl in Zweifel ziehen, weil ich hierüber

nicht

nicht vernommen worden, auch nur Schwänke und leere Vorwendungen des Hübners vermuthete; der so gerne die Leute zu belügen pfleget, wenn es nur seine Absichten befördert.

Doch auf Verlangen des Titl. Herrn Prälaten trug ich oftgemeldten Brief zum Titl. Herrn Konsistorialdirektor, erzählte ihm den unentdeckten Hergang, und empfahl ihm diesen Vorfall nach seiner Amtsklugheit zu beurtheilen.

Ob aber dieses Antwortschreiben dem vermuthlich unter der Larve des **Dominikus Sölls** versteckten Hübner zur Einsicht übergeben, oder vorenthalten worden, kann ich nicht versichern. Sehen Sie! dieses Schicksal hatte Ihr Einschluß an Söll. Nun vernehmen Sie aber auch die Folgen von diesem: Hübner schreyet mich jetzt überall als den Verfasser der hier erschienenen St. Lorenzpredigt, und daran gehängten Dedikation an ihn, aus; er sagt: er hätte

einen

einen Brief an Sie unter einem falschen Namen geschrieben, worinn er Sie ersuchte: Die Antwort an den Verfasser obbenannter Predigt beyzuschliessen. *) Nun haben Sie die Addresse mir zugefertiget: also bin ich richtig der Verfasser derselben. Ein regelmässiger Schluß! Er will es auch schon gewiß wissen, und speyt schon Gift und Galle, auch offenbare Lügen aus. Allein ob mich ein Hund anbellet, oder der Zeitungsschreiber, ist mir eines.

Ich bin ꝛc. ꝛc.

P. Ildephons Lidl.

Uebri=

*) Daß dieß eine recht grobe Lüge ist; wird der Leser aus der Abschrift von Sölls Brief schliessen können, er belog auch auf die nämliche Weise einen dortigen Privatmann, welcher diese ganze Geschichte an ein hiesiges Handelshaus überschrieb, von welchem

Uebrigens will ich nicht untersuchen, ob der wahre Verfasser der Dedikation dem Herrn Hübner zu viel gethan hat oder nicht: vermuthlich mag er ihn besser kennen, als ich, und wissen, was seinen Thaten angemessen ist, etwas muß doch an der Sache seyn; sonst würden ihm nicht schon so viele Seelenfreunde einen Spiegel vorgehalten haben! Lese er nur den 7. §. in der Frage: Wenn dieß Aufklärung ist was ist Unsinn? — — —

Ich will mich aber mit diesem Manne nicht weiter einlassen: Denn Schimpfen ist meine Sache nicht, ich wollte dem Publikum nur den Anfang und Hergang der Ge-

---

chem mir die Abschrift zugestellt worden ist. Am Ende der Anekdote setzet dieser Korrespondent in Salzburg bey: Was weiter geschehen wird, steht zu erwarten. Hübner hat viele Hand, ob er gleich, die reine Wahrheit zu sagen, ein — — ist. Ein schönes Lob!

Geschichte sagen, woher Herr Hübner seinen Stof genommen, den P. Ildephons Liedl, und mich dem Publikum als Pasquillanten zu zeigen. Urtheile Jeder nun selbsten, wer der größte Pasquillant ist??? Es ist auch zur Genüge bekannt, was Herr Hübner selbst schon Alles in die Welt hinein geschrieben, drucken und austheilen hat lassen.

Joh. Baptist Merz.

Noch Etwas.

Eben da der Vorhergehende in der Presse war, und ich mit Herrn Hübner fertig zu seyn glaubte, las ich in dem 5ten Stücke der Salzburger monatlichen Beyträge zur Litteratur Oberdeutschlands den 31ten May 1790., daß Herr Hübner noch immer in seinem lügenhaften Tone das Publikum zu täuschen suchet. Gleich im Eingange nach dem Titel der St. Lorenzpredigt kömmt er mit folgender Lüge aufgezogen: (Wird des angehängten Pasquills wegen unentgeldiich ausgetheilt.) Allein ich sehe gar keine Ursache, warum ich Herrn Hübner nachahmen, und Jemanden zu Leid meine Bücher verschenken sollte, wie bey ihm in der Fehde gegen den Liberius Candidus der Fall war,

war, wo er lieber seinem Beutelchen zur Hälfte weher thun, als seiner Schmähsucht engere Schranken setzen wollte; und daher so wohl das Schreiben seines Gegners, als seine eigene bissige Antwort hierauf in der hiesig Klettischen Buchhandlung unentgeldlich austheilen ließ. Nein, mein Herr! diese Predigt wird von mir nicht verschenkt; sondern das Stück kostet 6 Kreuzer. Zweytens lügt Herr Hübner, da er von dieser Piece schreibt: Die Augsburger Zensur hat sie weder gesehen noch erlaubt; und deshalb hat der Verleger derselben Johann Baptist Merz Buchhändler in Augsburg, weder Druck- noch Verlagsort beygesetzet. Daß diese Predigt nicht ohne Zensur und Erlaubniß gedruckt, auch warum nicht auf allen Exemplaren der Namen des Druckortes und Verlegers gesetzt worden ist, habe ich oben schon gesagt: bey

denen aber, welche auf weißeres Papier gedruckt sind, stehet auch Druckort und mein Namen; ich schickte davon eine Anzahl nach Salzburg; in den dortigen Buchhandlungen wird sichs also zeigen, daß ich Wahrheit schreibe; Herr Hübner aber wieder zwey Lügen gesagt habe. Endlich fordert er noch meine hohe Obrigkeit auf, mich als Verleger dieser Dedikation und Predigt zu bestrafen. Wie fein doch dieser Herr ist! Jtzt lobt er die hiesige Polizey, ein andermal lästert er wieder darüber, je, wie es seine Absichten erheischen. Noch nicht vor gar langer Zeit erfuhre meine hohe Obrigkeit, und die Bürgerschaft Herrn Hübners unvergleichliche Gesinnungen, da er in seiner Litteraturzeitung die ärgerliche Rezension über die wahrhaft pasquillantische Briefe über Augsburg machte; und diese Charteke ein lau-

nigcs

niges, und Wahrheitsvolles Werk nannte. Wie soll man dann solche Rezensenten nennen? Ich glaube, da würde der Titel Erzpasquillant nicht übel angebracht seyn.

Jedoch dieß und die übrigen Neckereyen, mit welchen Herr Hübner an die hiesige Zensur sich wagt, werden Höhere schon selbst zu ahnden wissen.

Beweis der Zensur über die St. Lorenz-Predigt.

Dem Herrn Lorenz Hübner dienet auf sein Vermuthen, daß die Rede auf das Fest des heiligen Lorenz nebst der Zueignungsschrift an ihn Herrn Hübner ohne Zensur gedruckt worden seye, zur Antwort,

daß er sich sehr irre: der St. Lorenzpredigt ist das *Imprimatur* aufgeschrieben worden; und da man sich erinnerte, daß Herr Hübner ganze aus lauter rechtschaffenen Männern bestehende gelehrte Gesellschaften:

„ Eine unverschamte Bande, einen un-
„ genann:en Troß Menschen, Lügner,
„ ehrlose Verläumder, boshafte, scha-
„ denfrohe, mit Satansfreude zer-
„ fleischende Buben, schwarze Phan-
„ tasten, die mit eherner Stirne
„ etwas in den Tag hinein sudeln,
„ was nirgend als in einem Abgrund
„ von namenloser Bosheit denkbar
„ ist, u. s. w. nennet; so wurde die Zueignungsschrift weder approbiert, noch verworfen, und man dachte eben auch, in einem gesitteten Staate ist nicht verbothen, über ungesittete Spötter der Religion, und Lästerer seines Nächsten zu satyrisiren.

Wer über Religion, und die von der Kirche gutgeheissenen Gebräuche, und Ceremonien, auch über das oberste Kirchenhaupt, und die Geistlichkeit spottet, und Alles, was die katholische Kirche verordnet, tadelt, verächtlich macht, und Alles falsch aufklären will, wie Hübner, der ist ein ungehorsames, rebellisches Kind wider seine Mutter, die Kirche.

Wer Briefe erdichtet, als hätte selbe ein anderer geschrieben, und zum Schaden seines Nächsten Gebrauch davon macht, wie Hübner, der ist ein boshafter Falsarius.

Wer mit unverschämten Lügen, und offenbaren Lästerungen Briefe, wie die über Augsburg sind, launigt und Wahrheitsvoll nennt, wie Hübner, der ist selbst ein Lästerer.

Könnte man nicht mit größerm Rechte aufrufen: Wie kann in einem gesitteten Staate so ein Mann, wie Hübner ist, geduldet werden? Und doch geht die Ausgeschämtheit solcher Lästerer so weit, daß sie noch Genugthuung fordern, wenn ihnen Jemand mit satyrischer Laune die Wahrheit sagt, wie hier

ein Mitglied
der Augsburgischen Bücher-Zensur.

Haben gewisse

Neuerer

Ursach

die

Unfehlbarkeit

des

Statthalters Christi

in dogmatischen Entscheidungen,

wegen

dem Ansehen

des hohen frantzösischen Clerus

und

der Sorbon

in Zweifel zu ziehen?

Beantwortet

von einem ultramontanischen Gottesgelehrten.

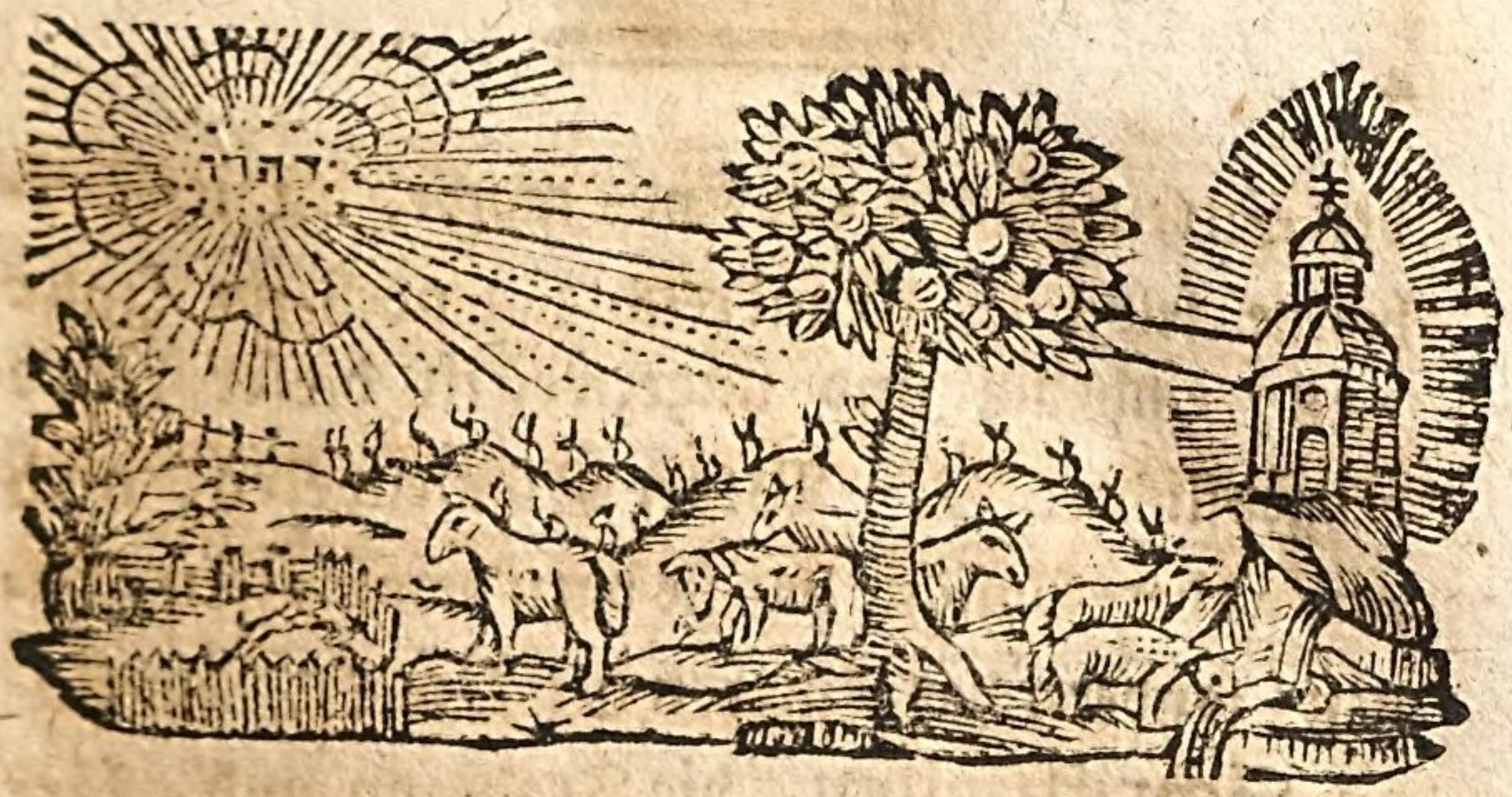
Im Jahre 1790.

Petra enim dicitur Petrus, eo quod primus innationibus fundamenta fidei posuerit, & tanquam saxum immobile totius Corporis christiani compagem molemque contineat. *S. Ambros. T.V. in Cap. 16. v. 18. Matth,*

Der H. Petrus wird ein Fels genannt, weil er der Allererste unter den Nationen den Grund des Glaubens gelegt hat, und als ein unbeweglicher Schlußstein den ganzen sittlichen Körper des Christenthums zusammenhält.

Der Einigkeit wegen hat der H. Prtrus verdienet allen Aposteln vorgezogen zu werden, und die Schlüssel des Himmelreichs allein empfangen, um selbe andern mitzutheilen.

Bono unitatis S. Petrus & præferri omnibus apostolis meruit, & claves regni cœlorum communicandas cæteris solus accepit. S. Optatus Milevit. L. 7. in Parmen. C. 3.



§. 1.

Von den Anfängern der Neuerung.

Die Kirche ist schon vollständige 1400 Jahre gestanden, ohne daß einem orthodoxen Theologen, vielweniger einem heiligen Vater, zu Sinne gekommen wäre zu lehren, daß ein rechtmäßiger und nicht zweifelhafter Papst einem Concilium unterworfen, und ohne Beystimmung mehrerer Bischöfe in dogmatischen Entscheidungen nicht unfehlbar sey. Alle hohe Schulen, in allen Theilen der Welt, waren gleicher Gesinnung mit dem heiligen Augustin, daß das gerichtliche und feuerlich entscheidende Urtheil des Statthalters Christi über dogmatische Gegenstände unfehlbar sey, und

den Streitigkeiten ein Ende mache. Die Sorbonne selbst in Frankreich hat noch im Jahr 1387 einhellig und ungezweifelt dieser Lehre beygepflichtet *). Weder Schmeicheley, noch eine andere Absicht, hat sie dazu veranlassen können; sondern das Ansehen der Väter, die klaren Schriftstellen, die Tradition und allgemeine Gesinnung der Christenheit. Selbst Gerson hat (de Potestate Eccl. considerat XII.) das Geständniß gemacht: Quod oppositorum dogmatizator ante celebrationem *constantiensis* Synodi de hæretica pravitate vel notatus, vel damnatus fuisset, daß die gegenseitige Lehre vor dem konstanzischen Concilium, (daß beym Anfange des 15ten Jahrhunderts gehalten wurde), als eine der Ketzerey Verdächtige, oder gar als eine förmlich Ketzerische wäre verdammet worden. Wann und durch Wen würde dann der Grund zur Neuerung gelegt? Ursprünglich durch dem Alphonsus Tostatus (weil er Bischof zu Abula geworden, wird er auch Abulensis genannt): diesem

wird

*) Clariss. Laur. Veith. in Systemate Richerii confutato. Fol. 123. 124. hat die lateinische Stellen angeführt.

folgte Almain, diesen Johann Major und der berühmte Gerson nach. Es liegt nicht wenig daran, daß man den Charakter dieser Männer kennen lerne.

Alphons Tostat, Anfangs Doktor zu Salmantika, lebte im 15ten Jahrhunderte: obschon er nicht mehr als 40 Jahre erreichet hat, war er doch ungemein belesen: er schrieb in dieser seiner nicht gar langen Lebenszeit, 24 lästige Bände über das alte und neue Testament: die Menge der Schriften mag Ursache seyn, daß ihm vieles aus der Feder gekommen ist, was weder genugsam von ihm überdacht, noch nach den Grundsätzen einer ächten Exegetik und Theologie abgefasset ward. Eben deswegen wurde er von dem vortreflichen Bischofe zu Puy vielmehr unter die Kompilatoren, als wahren und gründlichen Theologen gezählt. In seinen noch jüngern Jahren vertheidigte er zu Siena, wo sich Pabst Eugen IV. wirklich befand, 21 Sätze, worunter sich einige befanden, die der Pabst verworfen hat. Der Mann wurde darüber so böse, daß er anfieng das Ansehen des Pabstes so weit herabzusetzen, so weit er ohne

ein förmlicher Ketzer zu seyn, nur immer konnte. Nachdem ihn der Kardinal Johann Turrecremata durch ein ganzes Buch widerlegt hat, wurde er auch gegen diesen, und alle seine Widersacher ziemlich ungehalten. Unterdessen ließ es Gott zu, daß er sich da und dort offenbahr widersprach: da er einer Seits die Macht des Pabstes verkleinern wollte, lehrte er anderer Seits, daß der Pabst als Nachfolger Petri allein bestimmen könne, was zu glauben, oder nicht zu glauben sey. Als er über die Stelle Matth. Kap. 16. Du bist Petrus, u. s. w. kommentirte, und die Frag beantwortete: „Warum Petrus „nur allein geantwortet, und die Gottheit „Christi bekennet habe, da doch Christus alle „Apostel angeredet hätte? So giebt er (Tostat) diese merkwürdige Ursach an *). Weil „Petrus

*) Cum Petrus esset Pastor, & populus deberet tenere talem fidem, qualem Pastor confitetur, & Petrus futurus erat *universalis* Pastor, voluit Christus, ut confessio fidei esset per Petrum *solum*, ut innuatur, quod talis fides tenenda est, qualem prædicat Romana sedes, quæ est mater & caput,

„Petrus der oberste Hirt werden sollte, und „die Heerde jenen Glauben haben muß, zu „dem sich der oberste Hirt bekennet; weil Pe„trus mit der Zeit der Hirt der allgemei„nen Heerde werden sollte, so hat Christus „gewollt, daß die öffentliche Bekenntniß des „Glaubens allein vom Petrus abgelegt wür„de, um dadurch anzuzeigen, daß man jeden „Glauben der die römischen Kirche, welcher „Petrus vorstand, und welche die Mutter „und das Haupt aller Kirchen ist, bekennen „müsse. „

Hat also Tostatus hier nicht selbst der Wesenheit nach wieder gelehrt, was der alten Lehre vollkommen gleichförmig ist? Er behauptet zwar ein andersmal, daß die Schlüssel des Himmelreichs nicht unmittelbar dem Petrus, sondern der Kirche seyen gegeben worden, allein seine Beweise sind einer Seits so schwach, daß sie fürwahr ein Untheolog leicht beantworten kann, und anderer Seits schon

put, Ecclesiarum, cui Petrus præfuit. *Tostatus in comment. in Cap. 16. Matth.*

durch seine eigene oben angeführte Lehre vollkommen entkräftet sind *).

Allmain war Professor der Gottesgelehrtheit zu Paris; starb im Jahre 1515. Das Ansehen dieses Gottesgelehrten kann in Betreff dieses Gegenstandes bey ächten Kritikern um so weniger einen grossen Eindruck machen; weil ihm nicht frey stund, eben so zu schreiben, wie er dacht: es ist notorisch, daß Ludwig XII. König in Frankreich mit Julius II. Römischen Papste ziemlich entzweyet war: nun bekam Allmain vom nämlichen Könige so gar den Befehl ein Rescript des Kardinals Kajetan, das den Vorzügen und Rechten des Papstes sehr günstig war, zu widerlegen: er thats, und unterwarf den Papst gleichwohl einem Koncilium: Was thut man aber nicht aus Ehrfurcht gegen einen so grossen Souverain? Ein so eingeschränkter und gleichsam gefesselter Author hat fürwahr bey Unbefangenen keine grosse Authorität.

Johann

*) Man besehe hierüber Clariss. Laurentii Veith Systema Richerii Sect. II. Fol. 97. 98. Augustæ 1783. expensis D. D. Veith impressum.

Johann Major war ein Schottländer und in Hadingron gebohren; auch dieser war Lehrer der Gottesgelehrtheit zu Paris; starb aber im Jahre 1528. in seinem Vaterlande; er hielt es mit dem Allmain aus dem nämlichen Beweggrunde: damit aber dieser sowohl, als jener einen auch ungezweifelten Papst einem Kirchenrath unterwerfen könnten, lehrten sie (um sich nicht einer gar zu offenbahren Parteilichkeit schuldig zu machen) daß auch das Volk über die Regenten sey, und selbe nach Beschaffenheit der Umstände richten und absetzen könne. Da sie also das Ansehen des Papstes, dem doch die höchste geistliche Jurisdiktion gemäß den klaren Worten (Matth. 16. und Joh. am 21. Kap.) von Christo unmittelbar ist ertheilet worden, herabsetzen könnten, so vertheidigten sie zugleich einen Grundsatz, der dem Ansehen und der Sicherheit der Regenten höchst nachtheilig ist, und dadurch alle monarchische Regierungsart, die doch für sich selbst die aller erhabenste und vollkommenste ist, zugleich gänzlich vernichtet wird. Theologen, die falsche Grundsätze als richtige annehmen, um einen andern gleichfals falschen die

der Wahrheit geben zu können, verdienen kein grosses Augenmerk.

Der Vierte war Gerson, (diesen Nahmen erhielt er, weil er zu Gerson einem Dorfe Rechmensischen Gebieths gebohren ward; denn sein eigentlicher Name war Charlier), war Kanzler zu Paris, und ein Mann in dem Wissenschaft, Ansehen und Tugend vereiniget waren; dessen ungeachtet war er Mensch, und keinesweges unfehlbar. Dieß müssen seine getreuesten Anhänger selbst bekennen; denn er vertheidigte Sätze, die ihnen selbst nicht behagen können. Er lehrte z. B. daß der Papst wenigstens indirekte die Gewalt habe die Unterthanen eines gottlosen Fürsten vom Eide der Treue loszusprechen, und in diesem Verstande ihn abzusetzen; er lehrte auch, daß so gar ein jeder Privat einen tyrannischen Regenten, der öffentlich als ein solcher erkläret worden ist, umzubringen berechtiget sey. Sätze für wahr, die besonders der französischen Nation äusserst verhaßt, und den Regenten sehr gefährlich sind. Nun mache ich mit dem grundgelehrten Kardinal Sfondrati dieses Dilem. Stehet Gerson (auf

den die Gegner gar so stolz sind,) bey ihnen in einem solchen Ansehen, daß sie es für eine Verwegenheit ansehen, wenn man ihm und seinen Gesinnungen nicht ohne weiteres beypflichtet; oder betrachten sie ihn als einen fehlbaren Mann, wie wir ihn betrachten? Wollen sie das erste: so haben sie sich selbsten eine Masche gelegt, in die sie eingegangen sind, und von der sie sich nimmer losmachen können: sie müssen (weil Gerson so lehrte,) in Zukunft vertheidigen, daß der Pabst wenigst Potestatem indirectam habe, gottlose Regenten ihrer Reiche zu entsetzen, daß das Volk über ihren Fürsten, und so gar der Tyrannenmord erlaubt sey. Nun aber ist weltkundig, daß so wohl unkatholische, als katholische Publicisten und Moralisten, besonders jene, die keine Papstsfreunde sind, und immer den Hildebrandismus im Munde und in der Feder führen, ganz entsezlich über diese Lehrsätze lärmen, und die schädlichsten Folgen daraus zu ziehen pflegen: sie sind also gezwungen das Geständniß zu machen: Gerson sey für kein Orakel zu halten; er sey ein Mann, der nicht nur habe

fehlen können, sondern auch wirklich nicht nur einmal gefehlet habe: wir halten es also nicht in allen Stücken mit ihm: also zu reden sind die allergrößten Hochschätzer Gersons gezwungen. Gut, gar gut; eben so sprechen jene, welche die Lehre Gersons, (daß nämlich ein Koncilium über einen rechtmäßigen und ungezweifelten Papst sey, und die Päpste ohne Beystimmung der Bischöfe nicht untrüglich seyn sollen,) mit Abscheu verwerfen und dießfalls sein Ansehen bey Seits setzen. Unterdessen entschuldigen wir diesen sonst verehrungswürdigen Mann, so viel wir können. Er lebte zu den verwirrtesten Zeiten, nämlich um die Zeiten, zu denen sich drey als rechtmäßige Päpste aufwarfen, und keiner dem andern weichen wollte, derer auch ein jeder zahlreiche und angesehene Anhänger hatte. In so einem Falle ists gewiß, daß ein Generalkoncilium über einen ungewissen Papst sey; hierin falls hatte Gerson vollkommen recht. Nachdem er aber seinen Lehrsatz auch auf die rechtmäßigen und un-

ungezweifelten Päbste ausgedehnet, und angewendet hat, gieng er sicher zu weit.

Der berühmte und tiefsinnige Tomassin hat meines Erachtens die Sach zum besten getroffen, da er *) also schrieb: „Das Gemüth des Gerson ist durch die verwirrten Zeiten, durch die Hartnäckigkeit der „Spaltung und Widerspenstigkeit zweifelhafter „Päpste so verbittert worden, daß er die „Ehrfurcht, die er gegen die ältesten und heiligsten Lehrer und Bischöfe Frankreichs, z. „B. des h. Damian, Ivo, Avitus und „andere Kirchenvorsteher hätte tragen sollen, „gänzlich vergessen hat: das Ansehen so alter, so angesehener, so zahlreichen Kirchen„vorsteher aber ist den neuen und so wenigen „Lehrern ungezweifelt vorzuziehen, und zwar „um so mehr; weil die neueren durch ein „verzweiflungvolles und gewaltthätiges Mittel „die Spaltung aufheben wollten.

Auf das nämliche lauft hinaus, was der einsichtsvolle Bischof zu Puy (Podiensis) in Frankreich aus Gelegenheit des von zween

*) Clariss. Laurentius Veith. F. 105. Sect. II.

zwey französischen Synoden verworfenen Systems des Richerius beschrieben hat *). „Was wir (sind seine Worte) noch thun können, ist dieß, daß wir den Tostat, den „Allmain und Gerson dadurch entschuldigen; weil sie vor dem Verurtheilten „Richerius (der auf ihre Gründe baute,) geschrieben haben. — Sie haben zu jenen Zeiten geschrieben, zu denen die Irrthümer „der Protestanten noch nicht im Schwange „giengen, und Schlüßlich die Gottesgelehrten noch nicht in die Noth versetzet waren, „den Gründen der kirchischen Hierarchie genauer nachzuspüren, und selbe an Tag zu „legen; aber dergleichen, obschon etwas ältere aber irrige Lehren, gegen die man eine „Zeitlang nur eine Nachsicht gebrauchte, „haben keine Authorität. Wir müssen zur „Schrift, zur Tradition, zu den Entscheidungen der Kirche zurückkehren. „Sieh! dieß sind die Regeln, denen wir „folgen müssen.„

Also schrieb dieser vortrefliche französische Bischof erst im Jahre 1769. Wer kann

*) Dissert. XV. in Conc. num. 24.

kann ihm mit Vernunft etwas ausetzen *). Es ist wahr, dies hat er unmittelbar wider den Richerius und die Richerianer, die noch weiter als Gerson gehen, geschrieben: allein es ist zu wissen, daß Richerius sein ganzes ärgerliches Lehrgebäude, auf die zween falschen Sätze des Tostat, Almain und Gerson: nämlich: 1. Ein allgemeines Koncilium ist auch über einen rechtmäßigen Papst. 2. Die Schlüssel des Himmels sind nicht unmittelbar dem Peter und seinen Nachfolgern, sondern der Kirche gegeben worden, hauptsächlich gegründet und sich auf das Ansehen dieser Männer dreist berufen habe.

Gleichwie also Richerius seine Lehre, nachdem sie vom gallikanischen Klerus, und vom apostolischen Stuhle ist verdammet worden, wieder-

*) Vide Librum cui titulus: Defense des actes du Clerge de France. Concernant la Religione a Louvain. 1769. P. II. pag. 200. item Antifebronium vindicatum. P. I. Differt. 2. C. 2. & Clar. P. Veith. Fol. 92.

wiederrufen hat *), also ist nicht zu zweifeln, daß eben dieß der sonst gewissenhafte Gerson würde gethan haben, wenn er die übeln Folgen seines Lehrsatzes vorgesehen hätte **).

Das Ansehen des Gerson, auf welches die Gegner gar so grossen Staat machen, verliehrt in diesem Handel um so mehr; weil er über diesen nämlichen Gegenstand nicht gleichförmig dachte. Vom heiligen Bonaventura, der selbst auf der Sorbonne öffentlicher Lehrer war, schrieb er (de lib. Leg. consid. V. p. 2.) nunquam talem doctorem habuisse studium Parisiense: Daß die Sorbon noch keinen so vortreflichen Lehrer gehabt habe. Nun lehrte eben dieser grosse und heilige Mann, daß der Pabst von keinem Menschen könne beurtheilet werden: Gott allein sey sein Richter. Summus Pontifex, penes quem prima in terris residet au-

*) V. Clariss. Laurent. Veith. Richerii Systema. Sect. I. Fol. 20. 21.

**) Bernard Desirant behauptet so gar mit andern, er habe in seinem Alter wirklich widerrufen, was er in jüngern Jahren gelehret hat.

autoritas, non a Rege, non a Principe ſeculari, non ab homine judicatur, ſed ſolius Dei judicio eſervatur. (de cœleſti Hierarchia P. 2. C. 1.).

Nachdem Gerſon ſchon als eine richtige Sache zum voraus geſetzet hat, Chriſtus habe verordnet, daß ſeine Kirche unter **Einem** ſtehe, und von einem **Einzigen** hauptſächlich regieret werde, giebt er dieſer Verordnung wegen folgende Urſache: **Weil nämlich die monarchiſche Regierung zur Erhaltung der Einigkeit im Glauben, zu der alle verbunden ſind, die allerbeſte iſt** *).

Wie dieſe Lehre mit jener, kraft welcher er dieſen **geiſtlichen** Monarchen dem Urtheile der verſammelten Biſchöfe unterwürft, zu vereinigen ſey, wird keinen begreiflich gemacht werden können. Der Schluß, den Gerſon überhaupt gemacht hat, iſt ohnehin handgreiflich falſch; nämlich: **das Koncilium iſt über**

*) Quoniam Monarchia eſt optimus Principatus ad conſervandam unitatem fidei, ad quam obligantur omnes. L. de Poteſt. Eccleſ. conſid. 9.

über einen zweifelhaften Papst: also ist es auch über einen unzweifelhaften und rechtmäßigen Papst: Wer siehet hier einen Zusammenhang? Hat man dennoch eine Ursache auf das Ansehen Gersons, der über dieß vielmehr ein Staatsmann, als Theolog war, ein gar so grosses Augenmerk zu machen? Sollten die Schützer der Vorrechte der Nachfolger Petri, nur mit so einem Ansehen aufgezogen kommen, und den Gegnern die Gesinnung des Gerson, (im Falle er auch augenscheinlich ihnen zu wider gelehret hätte,) entgegensetzen, mit welcher Verachtung, mit welch hömischen Gespötte wurden sie die Vertheidiger päpstlicher Unfehlbarkeit abfertigen? Da sie wirklich über das Ansehen der ältesten, heiligsten und berühmtesten Väter, über das Ansehen zahlreicher Koncilien, die in Orient, in Occident, und in Frankreich selbst sind gehalten worden, über das Ansehen des heiligen Bonaventura, des heiligen Thomas von Aquin, und der ganzen alten Sorbon, ja der alten französischen Kirche ohne Anstand, und nicht wenige mit einer Gattung der Verachtung hinüber gehen, wurden

den sie sich wegen der Authorität eines Gerson, und noch anderer wenigen Gelehrten zum Ziel legen? — — Nun was sie weder thun, noch thun würden, fodern sie von uns: ist dieß nicht die höchste Unbilligkeit *)?

Stelle also ein Richerius, ein Dupin, ein Quesnell, ein Goldast, ein Launojus, (lauter Männer, die von der Kirche gebrandmarkte Lehren ausgeheckt haben,) noch so oft den Gerson vor Augen, so wird sie ein belesener, fordater und wahrheitliebender Theolog dadurch um so weniger schüchtern machen lassen; weil er ihnen und ihren Anhängern eine ganze Wolke der heiligen Väter und gröbsten Theologen, alle hohe Schulen, die bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in der katholischen Kirche existirt haben, (nicht einmal die Sorbone ausgenommen,) und das ganze christkatholische Alterthum entgegen setzen kann **). Wenn es aber diesem also ist, wie

*) Es ist auch wohl zu merken, daß vom König Ludwig XIV. ist verbotten worden, die Werke Gersons neu aufzulegen.

**) Unter diesen heiligen Vätern sind namentlich

wie kann es dann, daß die so berühmte Sorbone oder theologische Fakultät zu Paris die Lehre

lich der heilige Ignatius Bischof zu Antiochia, und Lehrjünger des heiligen Johannes des Evangelisten, der heilige Irenäus Bischof zu Lyon im zweyten Jahrhunderte: Tertulian und Origenes sind zwar keine Heilige, sind aber unverwerfliche Zeugen dessen, was man dießfalls schon im dritten Jahrhunderte geglaubt hat; der heilige Hipolitus portuensischer Bischof; der heilige Cyprianus, die gleichfalls im dritten Jahrhunderte lebten; der heilige Hilarius Bischof zu Poitiers, der heilige Pacianus, Bischof zu Barcinona, der heilige Optatus, Bischof zu Milevit, der heilige Gregor von Nazianz, der heilige Ambrosius, Bischof zu Mailand, der heilige Hieronymus, die im vierten Jahrhunderte an Lehr und Heiligkeit sehr berühmt waren; der heilige Augustin Bischof zu Hyppon, der heilige Cyrillus, Patriarch zu Alexandria, der heilige Paulinus, und heilige Maximus, der heilige Petrus Crysologus, der heilige Bonifacius I. der heilige Leo der Grosse der erste Papst dieses Namens, die im fünften Jahrhundert der Kirche vorstunden; der heilige Possessor Bischof in Afrika, verschiedene

sehr

Lehre Gersons als eine eigenthümliche angenommen, und selbe so gar der hohe französische

sche sehr angesehene Archimandriten in Syrien, dachten und lehrten im sechsten Jahrhunderte eben so, wie ihre heiligen Vorfahrer gelehrt haben. Sergius Bischof in Cypern, (er ist also von dem ketzerischen Sergius, der Patriarch zu Konstantinopel war, wohl zu unterscheiden), sammt seiner ganzen Kirchenversammlung, wie auch der heilige Sophronius, Bischof zu Jerusalem schrieben im siebenten Jahrhundete von der Unfehlbarkeit des Pabstes so auffallend, als es immer Einer thun kann. Im achten Jahrhunderte waren ganz gleicher Gesinnungen der ehrwürdige Beda, der heilige Bonifacius Erzbischof zu Mainz, Kaiser Karl der Grosse und sein Lehrmeister Alkuin. Im neunten Jahrhunderte lehrten Theodorus Studita, Ignatius Patriarch zu Konstantinopel, und Hincmarus Erzbischof zu Rheims in Frankreich eben so: im eilften Jahrhunderte hat der heilige Papst Leo IX. der heilige Anselmus Erzbischof zu Kanteburry ohne Widerspruch eines einzigen orthodoxen Bischofs, die nämliche Sprache geführet. Was für Gesinnungen ein heiliger Bernard, ein hei-

sche Klerus im Jahr 1682. unterschrieben hat?
Bevor ich gerade zu antworte, frage ich auch:
warum

liger Ivo Bischof zu Chartres, ein Gofridus Abt zu Verdome, ein heiliger Thomas von Aquin, ein heiliger Bonaventura, ein Anselmus Bischof zu Havelsberg, Nicetas ein gelehrter Griech, die zwischen dem zwölften und dreyzehenten Jahrhunderte lebten, gehabt haben, ist schon in voriger Piece angezeigt worden. Papst Clemens V. der Geburt nach ein Franzose, der zu Avignon in Frankreich seinen Wohnsitz aufschlug, und im vierzehnten Jahrhunderte zu Wienn in eben diesem Königreiche eine allgemeine Kirchensammlung hielt, ließ ein Einladungsschreiben an den König ergehen, in welchem er aufs deutlichste anzeigte, daß alle und jede die Stimme des Römischen Stuhls zu hören verpflichtet seyn, und weder dem Könige, noch einem französischen Bischoffe kam nur zu Sinne dawider zu protestiren, oder zwischen dem apostolischen Stuhl, und dem darauf Sitzenden, einen wahrhaft lächerlichen Unterschied zu machen. Bessarion jener berühmte Erzbischof zu Nicäa, nachmals Patriarch zu Konstantinopel, der zu Florenz zur Vereinigung der Griechischen

Kirche

warum sind die neuern Sorbonisten nicht allein von der Lehre aller Akademien Europens, sondern selbst von den Gesinnungen der alten, und uralten Sorbone, von dem Geiste ihrer ältesten, einsichtvollesten und heiligsten Bischöfe, ganzer Kirchenversammlungen und ihrer berühmtesten Könige selbst abgewichen? — — Der heilige Irenäus, der erste Bischof Galliens, der schon im zweyten Jahrhunderte die Franzosen zu Katholiken gemacht hat, dachte für wahr bey weitem nicht so, wie ei-

 nige

Kirche ungemein viel beygetragen hat, hat in seinem Cirkularschreiben an seine Bischöfe ausdrücklich gemeldet, daß sie aus den Büchern ihrer eigenen Lehrer ersehen werden, daß die Römische Kirche diejenige sey, welche den Glauben Petri besitzt, und predigt; diese allein sey diejenige, die von der Höllenpforte nicht überwältiget werden könne. Im nämlichen Kirchenrath zu Florenz, dem der griechische Kaiser Paleologus beywohnte, wurde auch der Stolz des unächten Kirchenraths zu Basel wider den Römischen Pabst sehr herabgesetzt. Besehe man hierüber den 30ten und 31ten Band der neuesten Sammlung.

nige neueren Gelehrten Frankreichs. Er schrieb ein ganzes Buch wider die Ketzer. Im 3ten Kapitel (contra hæret.) lehrte er also: Wiewohl in der Welt verschiedene Sprachen sind, ist doch nur eine, und überall gleiche Kraft der Erblehre; denn weder die Kirchen so in Deutschland gestiftet sind, noch die in Irrland, weder die, so bey den Celten, noch die Morgenländischen, noch die in Aegypten, noch die in Lybyen, noch die, so in der Mitte der Welt gepflanzet sind, glauben, oder lehren anders. — Aber warum glauben und lehren diese Kirchen allenthalben gleich? Warum war unter so unterschiedlichen Völkern eine, und eben dieselbe Kraft der Erblehre? Wer war der Schiedrichter bey sich erhebenden Zweifeln? Vielleicht die Glaubensprediger, und Seelsorger, welche nach dem Beyspiel der Apostel das Evangelium aller Orten ausgebreitet, oder bewahret haben? Allein auch sie waren betrügliche Menschen, welche selbst fehlen, oder andere zum Fehlen ver-

verleiten konnten. Vielleicht die Koncilien? Allein zu Zeiten des H. Irenäus waren noch keine Koncilien gehalten worden; konnten auch wegen immer anhaltenden blutigen Verfolgungen der Christen keine seyn. — Vielleicht durch die Welt zerstreute Partikularkirchen? Aber diese irreten vielfältig selbst, und fielen mit der Zeit von dem wahren Glauben gänzlich ab; daher machte der H. Irenäus von ihnen gar keine Meldung, wenn er erklärt, wo die reine apostolische Erblehre ihren festen Sitz habe; sondern er deutet ganz klar und vorzüglich auf die Römische Kirche, also sprechend: **Weil es aber sehr weitläuftig ist, in diesem Buche,** (wider die Ketzer,) **die Nachfolge der Bischöfe in allen Partikularkirchen zu zählen, wollen wir nur die Erblehre der größten, ältesten und jedermann bekannten, von den ruhmwürdigsten Aposteln Petrus und Paulus zu Rom gestifteten Kirche, die von den Aposteln verkündiget, und durch die beständige Reyhe der (Römischen) Bischöfe bis auf unsere Zeiten ist erhalten worden, anzeigen, um**

dadurch alle jene zu beschämen, welche auf was immer für eine Art, entweder aus sündhaftem Wohlgefallen ihrer selbst, oder aus eitler Lehre, oder aus Blindheit, und verdorbenen Meynungen anders denken, und glauben, als es sich gebührt.

Wie deutlich und verständlich hat dieser uralte und heilige Stifter der Gallikanischen Kirche sich erkläret? oder welche sind diejenigen, die er durch die Lehre der Römischen Kirche beschämen wollte? Die Rechtglaubigen gewiß nicht; wohl aber die Irrglaubigen und Ketzer: denn wider diese ist sein ganzes Buch allein gerichtet: diese aber würden keine Ketzer genennet werden können, wenn die Römischen Bischöfe, als Nachfolger Petri, und Oberhirten über die ganze Heerde in Erklärung der Schrift, und apostolischer Erblehre, irren, oder betrügen könnten; denn keiner ist ein förmlicher Ketzer, der nicht einer von Gott gewiß geoffenbahrten Lehre, die ihm hinlänglich ist vorgetragen worden, hartnäckig widerspricht. Irenäus hat auch sehr vorsichtig gehandelt; da er alsbald diese Worte hinzugesetzt hat:

Mit dieser Kirche (nämlich der Römischen) müssen wegen ihrem mächtigeren Vorzuge alle Kirchen, das ist, alle Glaubige, wo sie immer sind, sich vereinbaren; weil in gemeldter Kirche die apostolische Erblehre jederzeit ist rein erhalten worden. Der Glaube also der Römischen Kirche, und ihres Oberhauptes ist nach dem Ausspruch des heiligen Irenäus, der Glaub Petri, ihre Lehre ist die reine, unmangelhafte, untrügliche Lehre Christi, und der Apostel. So dachte der aller erste Apostel Frankreichs: diese Begriffe behielten ihre Nachfolger bey. Der heilige Hilarius Bischof zu Poitiers gleichfalls in Frankreich lebte im vierten Jahrhunderte, und redete den heiligen Petrus mit folgenden Worten an: O wie glückselig bist du, der du durch die Veränderung deines Namens, der Fels der Kirche, welche die Höllenpforte, und keine Gewalt überwinden wird, geworden bist! O glückseliger Verwahrer der Himmelspforte, dem die Schlüssel des Himmelreichs sind anvertrauet wor-

worden, dessen Urtheil auf Erden, im Zimmel schon gut geheissen ist *). In der Auslegung des 31sten Psalm nennet er den heiligen Peter nicht nur die Grundfeste der Kirche, den Verwahrer der Himmelspforte, sondern ausdrücklich den himmlischen Richter auf Erden **). Wie kann man mit Grunde so reden, wenn Petrus (und seine Nachfolger im Oberhinteramte) in Glaubenssachen falsche Urtheile fällen, und die ihm anvertrauten Heerde irre führen, schlüßlich nicht dem Himmel, sondern der Hölle zuführen könnten? Könnte der Himmel so ein Urtheil gutheissen? Wäre so ein Richter ein himmlischer Richter auf Erden? —

Dem heiligen Pabst Leo hat noch kein ehrlicher Mann die Gelehrteit, Demuth und Heiligkeit abgesprochen. Dieser wahrhaft grosse Mann ließ im fünften Jahrhunderte verschiedene Sendschreiben an den hohen französischen Klerus ergehen. In dem Zweyten druckte er sich also aus: Unser Herr Jesus Christus der Erlöser des menschlichen

*) Commentar. in Matth. Cap. 16.

**) Enarrat. in Psalm. 31. V, 2.

lichen Geschlechts hat verordnet, daß die Wahrheit — — durch die Apostel in die ganze Welt ausgebreitet werde. — Jedoch hat er dieses Amt vorzüglich dem Petrus als dem Fürsten der Apostel übergeben, und gewollt, daß von diesem als dem Haupte seine Gaben, (das ist: des Sohns Gottes) in den ganzen Körper der Kirche (und nicht von dem Körper in das Haupt) ihren Einfluß habe. — Diesem (dem Petrus) hat der Herr den Namen, den er selbß trug, (nämlich eines Felsen) mitgetheilet, sprechend: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen; damit das Gebäude des ewigen Tempels durch eine wundersame Kraft des göttlichen Beystands, in der Beständigkeit Petri (und seiner Nachfolger) unbeweglich beharrete, und (Christus) vermittelst dieser Stütze seine Kirche so stark befestigte, daß weder die menschliche Vermessenheit, noch die Hölle selbst sie würde überwinden

können. Nun frage ich abermal unsere Gegner: Wenn Christus verordnet hat, daß die Wahrheit (sonderbar die Glaubenswahrheit,) vornemlich durch den Petrus und dessen Nachfolger soll ausgebreitet werden; und zwar also, daß die Gabe der Untrüglichkeit, von dem Petrus, und jedem seinem Nachfolger, als dem sichtbaren Haupte der Kirche in die übrigen Glieder (und nicht von diesem dem Haupt) zufliessen soll; wenn Petrus, und sein rechtmäßiger Nachfolger der Römische Pabst jener unüberwindliche Fels ist, wider den weder die menschliche Vermessenheit (der Ketzer und Abtrinnigen) noch die Hölle selbst etwas vermag, folgt nicht nothwendig, daß der oberste Kirchenhirt, wenn er als Nachfolger des Petrus in Glaubenssachen ein feyerliches Urtheil spricht, untrüglich sey, und diese Untrüglichkeit nicht von der Kirche, sondern unmittelbar von dem Stifter der Kirche, Jesu Christo selbst empfangen habe, und immer besitze?

Haben etwa die Bischöfe Frankreichs, wider diese Ausdrücke eine Exception gemacht? — Dieß ist so ferne, daß sie alles mit größter

Ehr-

Ehrfurcht bestättiget haben; ihre Antwort, die sie in einem förmlichen Synodus abgefasset haben, war folgende *): Der Gläubige hat nach Gott Eurer Lehre zu danken (sie sagen nicht: nach Gott und der Kirche, die mit eurer Lehre übereinstimmt,) daß er fest glaube, was er einmal glaubt; Euch hat auch der Ungläubige zu danken, daß er nach erkannter Wahrheit, von seinem Unglauben abweiche, und durch das Licht der apostolischen Weisheit erleuchtet, die Finsternisse seines Irrthums verlasse, und vielmehr jenem folge, was unser Herr Jesus Christus durch Euren Mund uns lehret, (wenn Christus durch den Mund des Römischen Papstes uns lehret, lehret er nicht untrüglich?) als daß er jenem folge, was der Teufel, des menschlichen Heils und der Wahrheit ärgerster Feind ihm einspeyet. Diesem Briefe hat ein jeder aus gemeldten Bischöfen seinen

*) S. Neuester Sammlung 3osten Band drittes Stück, S. 81.

seinen Namen unterschrieben, und also der Behauptung und Lehre des heiligen Leo nicht im geringsten widersprochen. So war der hohe französische Klerus im vierten Jahrhunderte gesinnet. Im nachfolgenden findet man nicht die allergeringste Spur von einer Abänderung, ja vielmehr erhellet aus ihren Synodalschlüssen sowohl, als aus den an verschiedene Päpste erlassenen Sendschreiben, daß sie den Pabst, als Nachfolger Petri, als den höchsten und irreformabeln Schiedsrichter in Glaubensachen erkennet und verehret haben.

Reynald, selbst ein französischer Gottesgelehrter, schrieb in seinem Werkchen (de Rom. Pontif.) daß vor dem Konstanzischen Kirchenrath, und der Zusammenkunft zu Basel (den Namen eines Konciliums verdienet sie gewiß nicht) alle katholische Gottesgelehrte einhellig (unanimiter) die päpstliche Entscheidungen über Religionszweifel, ohne weiteres als Glaubenslehren anerkennet haben. Dieß gestand Gerson selbst, wie schon anfangs ist gemeldet worden, freymüthig ein. Zur Bestättigung alles dessen kann kaum etwas besseres auf die Bahne gebracht

bracht werden, als jene Stelle des englischen Lehrers, des heiligen Thomas von Aquin der gleichfalls ein Glied der Sorbone, wie der heilige Bonaventura, war. Im Buche wider die Heyden (L. 4. contra gentes) S. 36. N. 3. redet er also: Weil kein Zweifel ist, daß das Kirchenregiment auf das beste eingerichtet sey, indem es durch jenen ist verordnet worden, durch den die Könige herrschen, und die Gerechtigkeit handhaben; die beste Regierungsart aber über eine so grosse Menge der Leute diejenige ist, die durch Einen geschiehet: so ists handgreiflich, daß die Regierung der Kirche Einem übergeben sey. Die Absicht der Regierung, und des Regenten ist Fried und Einigkeit zwischen den Unterthanen: Dieser Endzwek aber kann weit leichter durch Einen, als durch viele erreicht werden. — Im vierten N. fährt er also fort: Die streitende Kirche hat die gröste Aehnlichkeit mit der triumphirenden; sie hat von dieser den Ursprung: Da-

rum hat der heilige Johannes in seiner Offenbarung gesehen, wie jene von Himmel herabsteigen. Dem Moses hat der Herr gesagt, daß er alles nach der Form, die ihm auf dem Berg ist gezeigt worden, einrichten solle. Da also in der triumphirenden Kirche ein Einziger, nemlich Gott, der der Herr der ganzen Welt ist, also ist auch in der streitenden Kirche ein Einziger, welcher dem ganzen sittlichen Reiche Christi vorsteht.

Kap. 72. N. 2. befestiget er dieß noch mehr, da er also spricht: Es ist eine Glaubenslehre, daß eine Einzige heilige Kirche sey, wie aus dem Symbolo Credo in unam Sanctam Ecclesiam erhellet: Zur Einigkeit aber ist erforderlich, daß alle Gläubigen im Glauben übereinstimmen. Nun aber ereignet sich, daß Streitigkeit entstehe, durch die Verschiedenheit aber der Glaubenslehren würde die Kirche zertheilt seyn, wenn sie nicht durch den Ausspruch Eines in der Einigkeit erhalten würde.

de. Es ist also erforderlich um die Einigkeit zu erhalten, daß Einer der ganzen Kirche vorstehe; denn es ist ausser allem Zweifel, daß Christus seiner Kirche, die er liebt, und für die er so gar sein Blut vergossen hat, das Nothwendige nicht könne abgehen lassen. Also lehrte, und schloß dieser heilige, und Weltberühmte Sorbonist, der heilige Thomas von Aquin. Gilt das Ansehen dieses einzigen Mannes nicht weit mehr, als das Ansehen etlicher hundert Neuerer, deren einer dem andern nur blindhin nachschreibt?

Noch im Jahr 1387. also wenige Jahre vor dem Kirchenrath zu Konstanz, hat sich die Universität zu Paris in einem gehaltenen Konsistorium gegen den gegenwärtigen Klemens, den die Franzosen für den rechtmäßigen Papst hielten, durch Petrum von Alliako mit folgenden Worten erklärt: „Wir bekennen und „bezeugen mit Mund und Herzen einhellig, daß „wir alles, was wir in dieser Sache sagen „werden, dem Urtheil des apostolischen „Stuhls, und dem höchsten Bischofe, der ihn

„besitzt, mit Demuth unterworfen. Wir sa-
„gen mit dem heiligen Hieronymus: Dieß ist
„der Glaube, heiligster Vater, den wir von
„der katholischen Kirche erlernt haben: wenn
„wir etwa aus einer Unerfahrenheit, oder aus
„Unbehutsamkeit etwas beygesetzt hätten: so
„verlangen wir von dir, der du den Glau-
„ben Petri und seinen Stuhl besitzest, zu
„recht gewiesen zu werden. Wir wissen gar
„wohl, und halten aufs festeste darauf, und
„haben auch nicht den mindesten Zweifel, daß
„der heilige Apostolische Stuhl, jener Stuhl
„sey, auf dem, nach Zeugniß des nämlichen
„heiligen Hieronymus, die Kirche gegründet
„ist. Demnach, wie der heilige Cyprian sagt,
„soll sich keiner eine Hoffnung machen, daß er
„in der Kirche sey, wenn er sich von diesem
„Stuhle trennet. Von diesem Sitze, ist in
„der Person Petri, der darauf saß, gesagt
„worden: Ich habe für dich gebethet,
„daß dein Glaube nicht abnehme. Luc.
„22. Diesem apostolischen Stuhle nun steht
„es zu, die Glaubenslehre zu bestimmen
„und zu bestättigen, und im Gegentheile
„die

„die ketzerische Gottlosigkeit zu verdammen, „u. s. w. *)„. Solche Gesinnungen hatte die Sorbon zu Paris noch kurz vor der Konstanzischen Kirchenversammlung, die am 5. Nov. 1414. ihren Anfang nahm.

Die

*) Corde & ore unanimiter protestamur, quod quidquid in hac causa dicturi sumus, totum correctioni & judicio Sedis Apostolicæ, & Sedentis in ea summi Pontificis humiliter submittimus, dicentes cum S. Hieronymo (causs. 24. Q 1.), *hæc est fides, Pater beatissime, quam in Catholica Ecclesia didicimus, in qua, si minus perite, aut minus caute forte aliquid positum est, emendari petimus a te, qui Petri fidem, & sedem tenes*: non ignoramus enim, sed firmissime tenemus, & nullatenus dubitamus, quod sancta sedes Apostolica est illa Cathedra Petri, super quam, eodem Hieronymo teste, fundata est Ecclesia, ut habetur in eadem quæstione in Cap. quoniam Vetusto. Et sic, ut dicit S. Cyprianus 93. distinct. qui Cathedram, supra quam fundata est Ecclesia, deserit, in Ecclesia se esse non confidat. De qua sede in Persona Petri Apostoli in ea sedentis dictum est: Petre, *rogavi, ut non defi-*

 ciat

Die Frage ist nicht, werden die Gegner einwenden, ob der alte französische Klerus, und die alte Sorbon vor dem Baslerischen und Konstanzischen Kirchenrath den neuen Grundsätzen beygepflichtet habe; denn daß diese den Pabst über ein Konzilium erhoben, und die päpstlichen dogmatischen Entscheidungen, ohne weiters, als unfehlbare erkennet und angenommen haben, sey ganz unläugbar; die Rede sey von Gesinnungen der Sorbon, und der Bischöfe Frankreichs, die sie nach Vollendung des Kostanzer Konciliums hegten: nach dieser Zeit aber dachten sie ganz anders; sie unterwarfen den Papst einem allgemeinen Kirchenrath, und machten ihm ohne Beystimmung der Bischöfe, seine Infallibilität streitig.

Wenn auch alles wahr wäre, was die Neuerer hier vorgeben, so hätten sie doch dabey wenig, oder gar nichts gewonnen. Von dem

ciat fides tua, Luc. 22. Hæc est igitur, ad quam determinatio fidei, & adprobatio fidei Catholicæ, ac impietatis detestatio maxime pertinet. *apud Balæum in Histor. univers. ad Annum* 1387.

dem zweyten Jahrhundert an bis auf das 15te waren in Frankreich viele hundert Bischöfe, worunter sich grosse heilige, und Wundermänner befanden. Im Jahre 741. wurde die Universität zu Paris vom Karl dem Grossen gestiftet. Im Jahre 1256 wurde dem Sorbonischen Kollegium der Grund gelegt: in diesem befanden sich hernach jährlich (die damit zahlreichsten Konföderirten nicht dazu gerechnet) 36 Lehrer der Gottesgelehrtheit: rechne man nun die Zahl dieser grossen Männer (worunter ein heiliger Bonaventura und der heilige Thomas von Aquin waren) zusammen: vergleiche man sie mit der Zahl derer, die von der alten und allgemeinen Lehre abgewichen sind, wie weit, wie erstaunlich weit, wird die Zahl der Neuern von der Zahl der Aeltern übertroffen werden? Hat man nicht Ursach mit dem berühmten Thomassin zu sagen. Antiquitas & diuturnitas, & numerus anteponi sane debet novitati & paucitati *). Das Alterthum und die lange Dauer einer Lehre, und die grosse Zahl der Lehrer, ist für wahr

*) Dissertatio XV. in Concil. n. 24.

der Neuigkeit einer Lehre, und der Geringen Zahl der neuen Lehrer vorzuziehen. In Religionssachen das Alterthum, die ältesten, heiligsten und zahlreichsten Lehrer auf die Seite setzen, und ohne überzeugende Beweggründe (welche die Neuerer gewiß nicht haben) ihnen entgegen lehren, ist eine Gattung einer stolzen Frechheit, die den Geist der Wahrheit unmöglich zum Urheber haben kann. Wenn sich also alles so befände, wie die Widersacher dem Publikum vorspiegeln; so blieb die alte Lehre immer noch in ihrem Besitze. Es ist aber grundfalsch, was sie ganz kühn in die Welt hineinschreiben.

§. 11.

Auch nach dem Kirchenrath zu Konstanz blieb der hohe französische Klerus, und die Sorbon den alten Grundsätzen getreu, und handelten praktisch darnach.

Im jahre 1626. (also über zwey hundert Jahre nach dem Konstanzer Kirchenrath.) hielten die französischen Bischöfe ein National-

Kon-

koncilium. In diesem gaben sie der ganzen Geistlichkeit folgenden Unterricht. Sie werden unsern heiligsten Vater den Papst, als das sichtbare Haupt der katholischen Kirche, und Gottes Statthalter auf Erden, den Bischof aller Bischöfe, den Patriarchen aller Patriarchen in Ehren halten; denn er ist der Nachfolger Petri, auf welchen Christus seine Kirche gebauet hat, da er ihm die Schlüssel des Himmelreichs und die Gabe der Untrüglichkeit in dem Glauben zurük gelassen hat: wir sehen, daß diese Gabe nicht ohne Wunder in den Nachfolgern Petri bis auf diesen Tag unverletzt ist erhalten worden *). Ist

*) Venerabuntur etiam Sanctum Patrem nostrum Papam Ecclesiæ universalis caput visibile, Dei in terris Vicarium, Episcopum Episcoporum & Patriarcharum, denique Petri successorem, super quem Christus fundavit Ecclesiam, cui claves cœli tradens cum *infallibilitate* fidei, quam non sine miraculo immotam in ejus successoribus per-

dieser Ausspruch, der nicht nur von einzeln Bischöfen, sondern von und in einem ganzen Synodus, über 200 Jahr nach gemeltem Konzilium ist gemacht worden, nicht recht niederschlagend für die Neuerer. Werden dadurch ihre falschen Vorspiegelungen nicht Augenscheinlich entdecket? — Aber noch nicht genug: ein Streich folgt auf den andern.

Im Jahre 1653. schickten 84 Bischöfe in Frankreich ein Sendschreiben an den Papst Innocens X. In diesem machten sie das Ansuchen, daß die Lehrsätze des Jansenius von dem päpstlichen Stuhle, bey dem der Glaube Petri allezeit unverletzt geblieben, beurtheilet und verdammet werde. Ihre eigenen Worte lauten also:

Es ist ein alter Gebrauch in der Kirche, daß man die wichtigeren Streithändel bey dem apostolischen Stuhle anbringe; der niemals abnehmende Glaube des heiligen Petrus

perseveraſſe usque in hodiernam diem cernimus. V. Systema Richerii confut. f. 125.

Petrus fodert mit Recht die beſtändige Fortſetzung dieſes Brauchs. — —

Es hat Eure Heiligkeit ſelbſt unlängſt erfahren, wie viel das Anſehen des apoſtoliſchen Stuhls in Verdammung eines doppelten Irrthums vermocht hat. Das Ungewitter iſt alſobald geſtillet worden: auf die Stimme und den Befehl Chriſti haben die Winde und das Meer gehorſammet: deßwegen bitten wir dich heiligſter Vater, daß du durch dein klares und feſtgeſetztes Endurtheil über den Verſtand jener Sätze (des Janſenius,) alle Dunkelheit vertreibeſt, die wankenden Gemüther in Ruhe ſetzeſt, die Uneinigkeit verbanneſt, und der Kirche den Frieden zurückſtelleſt *).

Wie?

*) Majores cauſas ad ſedem Apoſtolicam referri ſolemnis Eccleſiæ mos eſt, quem fides Petri nunquam deficiens perpetuo retineri pro jure ſuo poſtulat. — Experta eſt

Wie? können Bischöfe, so viele Bischöfe so eine Sprache führen, die von den alten Grundsätzen abgewichen sind? Redeten sie nicht im nämlichen ehrfurchtsvollen Tone, wie alle Theologen, wie alle Akademien, wie die heiligen Väter, und die ersten Bischöfe Frankreichs vor dem konstanzischen Koncilium geredet haben? hätten diese 85 Bischöfe dafür gehalten, daß der Stuhlerb Petri in dogmatischen Entscheidungen fehlbar sey, wie hätten sie schreiben können, daß bey diesem der Glaube Petri niemalen abnehme, daß die Aussprüche des Nachfolgers Petri die Aussprüche und die Stimme Christi seyn, daß diese die wankenden Gemüther beruhigen, und dem Streite

est nuper Beatitudo tua, quantum apostolicæ sedis, in gemino errore profligando, Ecclesiæ capitis valuerit auctoritas: continuo sedata est tempestas, atque ad Christi vocem & Imperium venti & mare obedierunt. Quam ob rem flagitamus, Beatissime Pater, ut clara, firmaque de propositionum istarum sensu prolata sententia, Caliginem omnem discutias, animos fluctuantes componas, dissidia prohibeas, Ecclesiæ tranquillitatem restituas &c.

Streite ein Ende machen? — Von einem Schiedrichter, von dem man glaubt, daß er betrügen, oder betrogen werden könne, kann man für wahr nicht also reden, wie diese Bischöfe geredet haben. Es ist demnach so hell und klar als das Sonnenlicht, daß der hohe Klerus Galliens den Lehrsätzen ihrer Vorfahren, auch nach dem konstanzischen Konciliums, getreu geblieben seyn.

Aber gehen wir noch weiter. Im Jahre 1660 liessen die französischen Bischöfe an Alexander VII. abermal ein Sendschreiben ergehen: in diesem lieset man folgende zwar kurze, aber sehr viel bedeutende Ausdrücke. Quia dominus in hoc monte (*sede apostolica*) docet, stamus ibi finem quærendi, stationem credendi, expunctionem inveniendi. Weil der Herr auf diesem Berge (sie verstunden den apostolischen Stuhl) lehret, so haben wir beschlossen das Ende fernerer Nachforschung, und weiterer Griebeleyen, die Festigkeit aber des Glaubens dort zu suchen.

Gleich ein Jahr darauf, nämlich im Jahre 1661. rühmten sich so gar die zu Melue versammelten Bischöfe, daß sie unter dem Nachfolger Petri stehen, durch ihn im Glauben befestiget und unüberwindlich werden. Ihre förmlichen Ausdrücke sind diese:

Die Unterwerfung, die wir dem heiligsten Vater zu bezeugen pflegen, ist gleichsam das Erbtheil der Bischöfe Frankreichs: darauf gründen wir unsern größten Ruhm; dann dadurch wird unser Glaube unüberwindlich, und das Ansehen untrüglich, wenn wir uns untrennbar an den heiligen Petrus, als den Mittelpunkt der Religion, halten.

Sind diese Ausdrücke nicht lauter Donnerkeile für diejenigen, welche den französischen Bischöfen zur Last legen, als hätten sie die Fußsteige ihrer so einsichtsvollen und heiligen Vorfahren verlassen, den Pabst einem Konzilium unterworfen, und dessen

ge-

gerichtliche Ausſprüche über Glaubensſtreite nicht mehr als Untrügliche erkenner? —

Sehr merkwürdig iſt, was ſich im nämlichen Jahre 1661. zugetragen hat *). Die Jeſui-

*) Edmund Richer der allerſtärkſte Vertheidiger der neuen Grundſätze hat ſchon im Jahre 1622. den 30ſten Junius, hernach wieder im Jahre 1629. den 7ten December ſein ganzes Syſtem ſelbſt verworfen, und widerrufen. Auf die triftigen Zuſprüche des Kardinals Richelieu hat er ſich in Gegenwart erforderlicher Zeugen alſo erklärt, und ſeine Erklärung, dem Kardinal ſchriftlich übergeben. In dieſer von ihm eigenhändig unterſchriebenen Deklaration heißt es unter andern. Ego Edmundus Richer Presbyter diœceſis Lingonenſis doctor S. facultatis Pariſienſis, & magnus Magiſter, Collegii Cardinalitii, Univerſitatis Pariſienſis ſubſignatus - proteſtor & declaro, me ſemper voluiſſe, atque etiam nunc velle, & meipſum, & libellum (*de Eccleſiaſtica & politica poteſtate anno 1611. ſcriptum*) quascunque ejus propoſitiones, earumque interpretationem, omnemque meam doctrinam Eccleſiæ Catholicæ Romanæ, & ſanctæ ſedis

Jesuiten zu Klaromont vertheidigten in einer feyerlichen Disputation die Unfehlbarkeit des Papstes: dieser Satz wurde mit Heftigkeit bestritten: die Anhänger des Gerson, oder vielmehr des Richerius, führten beym Erzbischof zu Paris (Petrus de Marca) gegen die Jesuiten heftige Klagen, in der Absicht diesen jesuitischen Sentenz auf das schärfste zu verbiethen: der Erzbischof, der bekannter massen

fein

sedis apostolicæ judicio subjicere; *quam matrem & magistram omnium Ecclesiarum & infallibilem veritatis judicem agnosco.* — Propositiones, quatenus Ecclesiæ Catholicæ, Apostolicæ Romanæ judicio, ut sonant, contrarias vehementer improbo & condemno. Quam declarationem, profiteor me libere, ac voluntarie edidisse. &c.

Diese Deklaration ihres Anführers war den Richerianern freylich unerträglich. Was thaten sie? Uber eine Zeit streueten sie aus: Richer habe wegen schrecklichen Drohungen diesen Widerruf gemacht: Allein daß dieß ein pures Gedicht der Neuerer sey, haben die stärksten Kritiker schon oft handgreiflich dargethan. Vide System. Richerii Confut. Sect. I. Fl. 20.

kein Schmeichler der Päbste war, diktirte dem Balezius die Antwort auf die Klagschrift in die Feder, folgenden Innhalts: Die Lehre, welche die Jesuiten in Klaromontischen Kollegium vertheidiget haben, ist weder neu, noch anstößig; denn sie wird in Italien, Spanien und übrigen Provinzen der christlichen Welt behauptet, so zwar, daß die gegenseitige Lehre nur tolerirt wird. Ueber dieß thun jene den römischen Päbsten eine sehr große Unbild an, die ihnen diesen Vorzug, die alle Akademien demselben einräumen, öffentlich in Zweifel zu ziehen sich unterfangen. Der gegenseitige Lehrsaz ist auch dem Ansehen der Konstitution, die wider die Jansenisten ergangen ist, ziemlich nachtheilig: Die Lehre von der Untrüglichkeit des Nachfolgers Petri wird auch auf der Sorbone so wohl, als in dem navarrischen Kollegium, ja fast von allen französischen Gottes- und Rechtsgelehrten (unerachtet der etwas ältern

vom Almain und Gerson verunstalteten Sorbon) vertheidiget: sie halten fest auf der gemeinen Meynung, welche sehr starke Gründe für sich hat, und verlachen die Meynung der Gersonisten. *)

Diesen Wischer bekamen die Kläger vom Erzbischofe zu Paris, von dem berühmten Petrus de Marka, der sonst bey den Widersachern selbst in größtem Ansehen steht: sie bekamen ihn im Jahre 1662 (also 248 Jahre nach dem Kostnitzer Konzilium) Wo existirt nun jener hohe französische Klerus, welcher nach dem konstanzischen Kirchenrath von der alten Lehre abgewichen, und der neuen beygepflichtet haben soll? Wo? Für wahr nirgends, als in der Einbildung der Neuerer, die zwar dem Irrenden, aber nicht dem Widerrufenden Richerius nachgefolget sind.

Wenn

*) In Observat. ad theses clarom. postremo opere Petri de Marca. Vide systema Richerii confut.
Wie auch im 30ten Bande der neuesten Sammlung 3tes Stück. S. 181.

Wenn man schon zugiebt, werden die Gegner erwidern, daß die französische Kirche bis aufs Jahr 1662 der alten Lehre zugethan gewesen sey, so ists doch unläugbar, daß sie im Jahre 1682 ihre Gesinnungen abgeändert habe: Denn es ist eine allen Gelehrten bekannte Sach, daß die Sorbon in gemeltem Jahre eine feyrliche Deklaration gemacht, und alle ihre Glieder verpflichtet habe, unter andern auch folgende zween Sätze: 1. Der Pabst ist ohne Beystimmung der Bischöfe so gar in dogmatischen Erklärungen nicht unfehlbar. 2. Auch ein rechtmäßiger Pabst ist einem allgemeinen Koncilium unterworfen, für ie und allzeit zu vertheidigen. Eben so gewiß ists, daß diese Deklaration etlich und dreyßig Bischöfe unterschrieben, und sie auf alle Weise gebilliget haben; schlüßlich kann man nun mit allem Rechte die neue Lehre, die Lehre der französischen Kirche nennen. Könnte man auf diesen Einwurf nichts anders antworten: als: diesen neue Sorbonisten, und diese etlich und dreyßig Bischöfe verhalten sich gegen die uralten Bischöfe, und alten

Sorboniſten in Betracht aller Umſtände, und Eigenſchaften nicht einmal wie 1. zu 100. Die Neuigkeit ſelbſt, und die geringe Zahl der Neuerer macht ihre Lehre vielmehr ſehr verdächtig und mehr verachtungs- als glaubwürdig. Dieſe Antwort könnte ſchon erflecken: Ich will aber noch eine andere ertheilen.

§. III.

Auch nach der im Jahre 1682. gemachten Deklaration hat ſich der hohe Klerus in Frankreich die neuen Lehrſätze nicht eigen gemacht.

Wahr iſts, daß die Sorboniſten im gemelden Jahre für die Vertheidigung der obigen Säze ſich erklärt haben: Man ſtellet auch nicht in Abrede, daß ſie einige Biſchöfe auf ihre Seite gebracht haben: aber wie viele? Allerhöchſt 35. Zwar eine für ſich ſcheinbare Zahl: allein wenn man erwegt, daß in ganz Frankreich über 130 Biſchöfe gezählt werden, ſo machen dieſe 35 nicht einmal den dritten Theil aller franzöſiſchen Biſchöfe aus: ſollten ſo gar 60 unterſchrieben

ben haben, so wäre die Zahl der Nichtunterschreibenden noch merklich gröber, als jene der Unterschreibenden. Nun billigten nur 35 die Deklaration der Sorbonisten, und wenigst 96 wollten nichts um diese wissen. Stellt etwa die merklich geringere Zahl der Bischöfe den ganzen hohen Klerus vor, die um gar viel größere aber nicht? Ists nicht nach aller Vernunft geschlossen, wenn man also schlöße. Nur 35 Unterschriebenen vom hohen Klerus, und 95 unterschrieben der Deklaration nicht: also ist der hohe gallikanische Klerus nicht auf der Seite der Deklaranten. So wurden die Gegner ganz gewiß, und zwar billig, schliessen wenn 95 für ihre Pathey, und nur etlich und dreyßig Bischöfe für die alte Lehre gestanden wären. Mit welchem Grunde können sie dann immer in die Welt hineinschreiben: ihre Lehre sey die Lehre der französische Kirche? — Steckt hier nicht Betrug, und Falschheit? — Die Unredlichkeit dieser Männer wird dadurch noch mehr entdeckt; weil sie von dem Widerrufe jener Bischöfe, die ehemals unterschrieben hatten, gemeiniglich kein Wort, keine Sylbe melden.

Der Hergang der Sache verhält sich also. Nachdem die berüchtigte Deklaration zu Rom bekannt gemacht wurde, ist sie vom Pabste Innocenz XI. durch ein feürliches Breve verworfen, und gänzlich entkräfftt worden. Innocenz starb im Jahre 1689. Alexander VIII. war sein Nachfolger: dieser ließ den 4. August 1690 abermal eine Konstitution wider gemelte Deklaration ergehen: sie fängt also an: Inter multiplices. In dieser zernichtet dieser oberste Kirchenhirt alles, was die Deklaration zum Nachtheil des apostolischen Stuhls enthielt: unter andern heißt es also: — Alles und jedes, was in dieser Deklaration, und in den vier Propositionen (die zwo oben angeführten waren auch darunter) von der kirchischen Gewalt in der Versammlung des französischen Klerus im Jahre 1682. ist behauptet worden. erklären wir als eitel, als ungültig, als ganz und gar kraftlos. Wir erklären, daß alles gleich Anfangs ohne Kraft und Wirkung gewesen, und noch sey, und für die ganze Zukunft

seyn

seyn soll. Durch gegenwärtige Konstitution erklären wir ferner, daß keiner, wenn er sich auch durch einen Eid zur Vertheidigung gemeldter Sätze, verpflichtet hätte, keineswegs schuldig sey selben in Erfüllung zu bringen. *)

Ist dieß nicht abermal ein tödtlicher Streich für die Deklaranten? Es folgt aber noch ein stärkerer auf den vorigen. — Nach dem Ableben Alexanders VIII. bestieg den apostolischen Stuhl Innocenz XII. Da dieser Pabst sein Mißtrauen und seine Ungnad gegen jene Bischöfe äußerte, welche die schon von zween seiner Vorfahren verworfene, und entkräftete Deklaration unterschrieben, oder sonst einen Antheil daran genommen haben, so entschlossen sich mehrere mit ihrem Oberhaupte dem Statthalter Christi sich zu versöhnen, und vollkommen zu vereinigen. Im Jahre 1693 liessen Sie dann ein Sendschreiben an ihn ergehen, in welchem sie ihren ehemaligen Fehler mit

*) Cl. Laur. Veith Sect. II. Fol. 126. beweißt daß in diesem Deklaration ohnehin alles illegal abgefaßt worden sey.

Bezeugung aller Ehrfurcht widerrufen, und bereuet haben. Die Ausdrücke verdienen alle Aufmerksamkeit. Nichts könnte uns beschwerlicher fallen, als daß unsere Umstände dermal so beschaffen sind, daß es den Anschein hat, es sey uns alle Hoffnung benommen in die Gnad Euerer Heiligkeit zu kommen: da wir aber vernahmen die ganze Ursache der Ungnade sey; weil wir uns bey der Versammlung, die im Jahre 1682 gehalten wurde, gegenwärtig eingefunden haben, so werfen wir uns zu den Füssen Eurer Heiligkeit: wir bekennen und erklären, daß es uns sehr, ja unbeschreiblich d merze wegen dem, was i gemelten Komitien vorbeygegangen ist. Darum sehen wir alles, was in Betref der Kirchengewalt und der päbstlichen Authorität darinnen ist beschlossen worden, eben so an, als wenn nichts geschehen wäre: erklären auch, daß alles so anzusehen sey.*) Wo

*) Nihil accidere molestius nobis potuit, quam, quod eo nunc loco res nostræ sint., ut adi-

tus

Wo existirt nun, frage ich wieder: der hohe französische Klerus, der die Grundsätze der Deklaranten sich eigen gemacht hat? — Für wahr nur in dem Gehirne und in den Federn der Neuerer.

Was aber dem vorigen Abbittschreiben ein noch größeres Gewicht giebt, ist das Ansehen des Königs Ludwig XIV. Dieser große Monarch unterstützte zwar anfangs die Deklaranten, aber änderte nach der Zeit seine Gesinnungen: dieß erhellet aus dem Sendschreiben, welches er jenem der abbittenden Bischöfe

tus in gratiam Sanctitatis vestræ nobis hactenus intercluſus videatur. Cujus quidem rei cum eam fuisse rationem perceperimus, quod nos Cleri Gallicani comitiis an. 1682 Parisiis habitis interfuerimus: idcirco ad pedes Beatitudinis vestræ provoluti profitemur, & declaramus, nos vehementer quidem & supra id, quod dici potest, ex corde dolere de rebus gestis in Comitiis prædictis — — ac proinde quidquid in eisdem circa Ecclesiasticam potestatem & Pontificiam authoritatem decretum censeri potuit, pro non decreto habemus, & habendum esse declaramus.

beygelegt hat. — Damit auch ich einen augenscheinlichen Beweis (sind Worte des Königs) meiner kindlichen gegen Eure Heiligkeit tragenden Ehrfurcht an Tag lege, so mache ich Ihnen zu wissen, daß ich schon die nöthigen Befehl ertheilet habe, damit das Edikt, welches wir gemäß damaliger Umstände zur Bestättigung der im Jahre 1682 abgefaßten Declaration haben ergehen lassen, ohne alle Wirkung seyn soll. u. s. rp. *)

Diese Erklärung war den Jansenisten und Richerianern in allweg ein zerschmetternder Donnerschlag. Was thaten sie? Sie nahmen ihrer Gewohnheit nach zu Ränken ihre Zuflucht. Sie gaben vor, der große ja weltberühmte Benignus Bossuet Bischof zu

*) Atque ut filialis observantiæ, quam possum luculentissimum specimen præbeam, Sanctitati Vestræ lubens, lætusque significio, jam data a me esse mandata necessaria, ut, quod ad muniendam Comitiorum anni 1682 declarationem, rebus eo tum impellentibus, edictum omni careat effectu &c.

zu Meaux habe im Jahre 1688 auf Befehl des Königs die Deklaration, welche die Sorbon vor 6 Jahren machte, wieder in Schutz genommen; dieß bezeuge der jüngere Bossuet Bischof zu Trecas in seiner Pastoral, die er im Jahre 1729 herausgab. Setzen wir, es sey diesem also; wird darum folgen, daß die Bischöfe und der König im Jahre 1692 seine Retraktation gemacht habe? — Auf welche Ungereimtheiten verfällt der Rechthaberey!! — Es ist aber schon der Grund, worauf sie bauen, ein wahrer Ungrund: denn es lauft wider alle gesunde Kritik, daß Benignus Bossuet ein Apologist der Deklaration und Subscribenten geworden seyn soll. Seine Rede, die er im Jahre 1681 an die versammelten Bischöfe gehalten hat, zeiget einen ganz andern Geist an. In dieser drückt er sich also aus: Da Christus das Geheimniß der Einigkeit zur Vollkommenheit bringen will, redet er nicht mehr zu allen Aposteln, er bezeichnet den Petrus persönlich, und unterscheidet ihn durch den Namen, den er ihm gegeben hat: es redet nur

Ei-

Einer, mit mit Einem allein: Jesus der Sohn Gottes redet allein mit dem Simon dem Sohne Jonas. Jesus der der eigentliche Fels, und aus eigener Kraft die Stärke (und Unbeweglichkeit) hat, redet zum Simon, der nur durch die Stärke, welche ihm Christus mittheilet, ein Fels ist; zu diesem redet Jesus, und da er zu ihm redet, wirket er in ihm, und drückt ihm den Karakter seiner Festig- und Unbeweglichkeit ein; er spricht zu ihm: Ich sage dir du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, uud die Höllenpforten sollen sie nicht bequältigen u. s. w. Das Wort Jesu, welches auch aus Nichts macht, was es will, giebt diese Stärke einem Sterblichen. Sage man nicht, glaube man nicht, daß dieses Amt des heiligen Petrus (dieß Amt erhielt also nicht die Kirche, sondern Petrus wegen der immer daurenden und unüberwindlichen Kirch) mit ihm aufhöre: was einer immer

dau-

daurenden Kirche zur Stütze dienen muß, kann niemals ein Ende haben. Petrus (und nicht der materialische und stumme Sitz) wird immerhin auf seinem Stuhle sprechen. *) Bisher Benignus Bossuet: und der nämliche Bossuet soll die Deklaration, die im Jahre 1682 von der Sorbone und einigen Bischöfen ist gemacht worden, in Schutz genommen haben? Benignus Bossuet, sage ich, der diesen seinen Zug mit folgenden Worten beschließt: Dieß bekräftigten die Väter, 630 Bischöfe in der chalcedonischen Kirchenversammlung, soll endlich auf die Seite der Deklaranten sich geschlagen haben? — Dieser Bossuet Bischof zu Meaux soll gelehret haben: wenn schon Petrus, oder sein Nachfolger von dem apostolischen Stuhle, als öffentlicher Lehrer, spricht, kann dennoch irrig, falsch, und widerchristlich sprechen? Wer dieses glaubt, setzt diesen großen Mann, weit tiefer herab, als er sich vorstellet.

Allein

*) Seine ganze herrliche Rede ist im ersten Bande der neuesten Sammlung enthalten.

Allein das Geheimniß ist so ziemlich entwickelt. Es gab zween Bossue; Benignus Bessuet, war Bischof zu Meaux; der andere war Bischof zu Troyes, ein Enkel des Benignus Bossuet, zugleich aber ein starker und verrufener Jansenist. Nun ists eine bekannte Sache, daß von diesem jüngern Bossuet mehrere Werke unter dem Namen seines Onkels zum Druck sind befördert worden, woran er doch nicht den geringsten Antheil hatte, und die (weil sie sehr nach dem Jansenismus rochen) von mehreren französischen Bischöfen sind verdammet worden. Daß also Benignus Bossuet entweder der Verfasser dieser Apologie gar nicht sey, oder daß gar vieles darinn, nach seinem Ableben, von den jansenistisch Gesinnten davon, oder dazu gethan worden sey, erhellet theils aus dem Geiste des ältern Bossuets, theils aus den sich widersprechenden Lehrsätzen, theils aus der Zeit der Herausgabe; denn erst 26 Jahre nach seinem Tode, nämlich im Jahre 1730 kam diese Apologie zu Luxenburg und Basel in Vorschein. Es haben auch die angesehnsten französische Bischöfe, wider die Aechtheit

heit dieses Werks, aus theils angezogenen, theils andern Ursachen, also gleich eine Exception gemacht. Wer die Ränke der Jansenisten und den Charakter des Bischofs zu **Meaux** kennet, ist ohne weuers schon überzeugt, daß diese **Schutzschrift** entweder entsetzlich verhunzt, oder dem bestgesinnten Bossuet ganz und gar zugedichtet worden sey. *) Aber gesetzt (bey weitem nicht zugegeben) **Benignus** Bossuet habe seine ehemaligen Gesinnungen abgeändert, wird daraus folgen, daß der **grössere**, oder gar größte Theil des französischen hohen Klerus ihm angehangen sey? Soll deswegen das Ansehen Bossuets, das Ansehen des englischen Lehrers, des heiligen Bonaventura, der alten Sorbone, das

Anse-

*) Wer von diesem Gegenstande vollkommen belehret seyn will, erkundige sich beym P. Billuart. curs. Theolog. Tom. VII. Tract. de Regulis fidei Diss. 4. Art. 5. §. 8. Item apud Clariss. Laurent. Veith. in Systema Richerii refutato Sect. II. Fol. 127. 129. Item P. Henrici Kilber. Principia Theolog. Num. 200. Thom. Aquin Mayr. Antifebronianum, & Antifebronium vindicatum Celeberr. P. *Zacharia.*

Ansehen aller katholischtn Theologen, in und ausser Frankreich, der heiligen Väter selbst, die bis zum Anfang des 15ten Jahrhunderts existirt haben, überwägen? Wird daraus folgen, daß der König in Frankreich sein Edikt und die verführten Bischöfe ihre Unterschrift nicht wiederrufen haben? — Auf was immer für eine Seite sich die Gegner wenden, unterliegen sie.

Ihre Niederlage ist um so auffallender, weil einer Seits der bekannten Deklaration vom 1682. alles mangelt, was ihr nur immer mangeln kann, und alle Irregularitäten hat, die sie haben kann, anderer Seits, weil die französische Bischöfe mit ihren berühmtesten Theologen, auch sogar nach abgefaßter Deklaration den Pabst, als obersten und unreformabeln Schiedrichter erkennet haben. Bekannt ists, wie sich der große Erzbischof zu Chambray Fenelon nach der Verurtheilung seines Buchs verhalten hat.

Im Jahre 1730. schrieb der Bischof zu Marsaill an den Bischof zu Montpellier folgendes: Fenelon (Erzbischof zu Chambray)

bray) nachdem er vernommen hat, daß sein Buch (*de Placit s Sanctorum*) vom Pabst Innozenz XII. im Jahre 1699 sey verworfen worden, hat sich augenblicklich dem Urtheile des Nachfolgers Petri unterworfen: er selbst hat so gar die Verdammung seines Werkes seiner Heerde bekannt gemacht: es kam ihm niemalen zu Sinne zu behaupten, daß das Urtheil des Pabstes vor der Annahme der Bischöfe reformabel seyn soll; durch diese Unterwürfigkeit hat er sich in der Kirche einen ewigen Ruhm erworben.

Andere Bischöfe Frankreichs rühmten sich so gar, daß sie die päbstlichen dogmatischen Entscheidungen keineswegs untersuchen, sondern selben ohne Verzug (sine Cunctatione) den Beyfall geben; sie sagen bey: man sey diesen einen vollkommenen Gehorsam (plenam & omnimodam obedientiam) auf alle Weise schuldig; man sey verpflichtet den Verstand Christo, den der Pabst

vorstelle, gefangen zu geben. *) Der Erzbischof von Cambray erklärt sich also: Niemals werden die Bischöfe fehlen, wenn sie die päbstlichen dogmatischen Bullen, ohne weiters, und ohne alle Untersuchung unterschreiben; man lassen Christus nicht zulassen werde, daß sie durch ihre Unterschrift einen Irrthum billigen. Wenn man nicht auf diesen Grundsatz beharret, sagte dieser große Erzbischof ferner, so wird es um die Bulle Pii V. wider den Baius, mit der Bulle Innozenz XI. wider die Irrthümer des Michael Molinos, wie auch um die Verdammung des Buchs Maximes de Saints, geschehen seyn; denn wie wird man inne werden, ob alle, oder doch der größere Theil der Bischöfe in der Welt, die Bullen genau untersucht, und in Verdammung der in ihren Werken enthaltenen Sätze der Schrift und Tra-

*) Languet in Epist. ad Episcopos Engolissmens. pag. 15. & Archiepiscopus Arelatensis. apud Clarist. Laurent. Veith. Fol. 131.

Tradition gleichförmig gefunden haben? Diese Untersuchung schien ihnen um so weniger erforderlich zu seyn, weil damals der größere Theil der Bischöfe (sammt allen Päbsten) dafür gehalten haben, daß die dogmatischen und feyerlichen Decisionen des Nachfolgers Petri unfehlbar seyn.

Eben daher kömmt es, daß sie noch zu unsern Zeiten die dogmatischen Bullen, ohne die Beystimmnng anderer Bischöfe abzuwarten, ohne weiters zu verkündigen pflegen.

Im Jahre 1705. den 16ten Julius kam die Konstitution Clemens XI. Vineam Domini heraus; so bald diese den Bischöfen Frankreichs ist kund gemacht worden, haben sie in einer zu Paris den 22 August gehaltenen Nationalversammlung beschlossen, daß diese päbstliche und dogmatische Konstitution ohne Verzug promulgirt werden soll: sie belegten zu gleich die Widerspenstigen mit den schärfsten Censuren, mit dem merkwürdigen Zusatz: daß Petrus selbst durch den Mund seines Nachfolgers (Clemens) geredet habe. Also erklärten sie sich, ohne

abzuwarten, was andere Bischöfe in andern Ländern von dieser Konstitution hielten, oder halten würden. Es war auch nicht einmal möglich, daß sie in einer so kurzen Zeit die Gesinnungen der Bischöfe anderer Nationen inne werden konnten: denn die Bulle kam den 16ten des Julius 1705 heraus, und am 22ten August des nämlichen Jahrs hielten sie schon die Nationalversammlung. Ist dieß nicht ein überzeugender Beweis, daß der allergrößte Theil des hohen französischen Klerus auch in unserm Jahrhunderte noch eben so denke, wie er vor Zeiten gedacht hat? Wenigst praktisch handeln sie gewiß nicht nach den Grundsätzen der Neuerer, und ohne Widerspruch haben sie nicht anders handeln können: Denn einer Seits behaupten, man sey den dogmatischen Konstitutionen den vollkommensten Gehorsam und und so gar den innern Beyfall schuldig, behaupten, keinem sey erlaubt, anders zu lehren und zu denken, alle seyn verbunden, ihren Verstand diesen Entscheidungen eben so zu unterwerfen, als wenn Petrus selbst,

als Oberhirt geredet hätte, und dennoch anderer Seits glauben, der Nachfolge Petri könne in dogmatischen Erklärungen fehlen, und der ganzen Heerde einen Irrthum, als eine Glaubenslehre vortragen, sich für wahr einander widersprechende Dinge.

Der hochwürdigste, geistreiche, und grundgelehrte Abt zu Sens Matthäus Petitdidier von Geburt ein Franzos, aus dem hochlöblichen Benediktinerorden ließ einen Traktat über eben diesen Gegenstand zum Druck befördern. Wegen seiner Vortreflichkeit hat ihn Pabst Benedikt XIII. den 24ten Decemb. 1725. mit einem besondern Breve beehrt: und was sagt dieser große französische Theolog? Nachdem er jenen öffentlich widersprochen hat, die behaupten, daß man durchaus in Frankreich lehre der Pabst sey ohne Beystimmung der Bischöfe nicht unfehlbar, setzte er noch bey. Fürwahr noch heut zu Tage ist eine ziemlich große Zahl der Bischöfe, der Gottesgelehrten in Paris selbst, der Seelsorger, der Religiosen, und anderer Geistlichen anzutrefen, welche ganz ungezweifelt dafür halten,

ten,

ten, daß die Römischen Päbste unfehlbar, und was auf das nämliche herauslauft, über alle Konzilien seyn. *) So spricht nicht ein Jesuit, nicht ein Welscher, nicht ein Spanier, nicht ein ultramontanischer Theolog, sondern ein Französischer in unserm gegenwärtigen Jahrhunderte.

Kömmt dieß nicht vollkommen mit dem überein, was der Erzbischof zu Paris Petrus de Marka oben gesagt hat? Es kömmt überdieß mit den Gesinnungen des Kardinal Richelieu überein, der den Richerius angehalten hat, die römische Kirche als die Mutter aller

*) Enim vero satis magnus hodiedum Episcoporum, Doctorum, etiam *Parisiensium*, Religiosorum, Pastorum, variique status Ecclesiasticorum numerus ibidem reperitur, tanquam indubitabile tenentium & infallibilitatem Romanorum Pontificum, &, quod ad idem redit, eorundem supra concilia authoritatem & Eminentiam. In tractatu Cap I. V. etiam P. Anton. Mayr Tract. de fide anum. 346 usque ad num 373. — & P Thomam Aquin Mayr. Tract. præv. de Eccles. Append. P. I. n. 1235.

aller übrigen Kirchen, und als eine unfehlbare Lehrerin der Wahrheit zu bekennen, welches er auch that: es kömmt endlich mit den Thatsachen selbst überein: denn für die Vorrechte und Untrüglichkeit des Pabstes (wenn er als Oberhirt der ganzen Heerde eine Lehre, als eine dogmatische, zu glauben vorhält) stunden in der That zu allen Zeiten Männern von grösstem Ansehen, und eben so großer Einsicht. Z. B. Renat Billuart aus dem Orden des H. Dominikus, und mit ihm der ganze Orden; so zwar, daß Richerius selbst bekennet hat: Der ganze Dominikanerorden sey auf die Lehre des H. Thomas von Aquin ganz und gar verpicht.*) Neben diesem stunden für das päbstliche Ansehen Melchior Canus gleichfals aus dem

*) Opinionem S. Thomæ totus ordo Dominicanorum mordicus defendit. Richerius. L. Defens. Cap. 2. Es ist aber nichts gewissers, als daß der H. Thoma den Pabst über ein Koncilium gesetzt, und dessen Unfehlbarkeit vertheidiget habe. — Billuart war Doktor der Theologie, und wiederholtermalen Provinzial in Französischen Niederlanden.

Predigerorden, Laurentius Berti aus dem Orden des H. Augustin. Claudius Durandus, Bacherius, Peter Pelletarius, Sirmundus, Petavius, Spondanus Bischof zu Parmiers, der grundgelehrte Gallus Cartier. Alle diese grossen Männer waren entweder gebohrne Franzosen, oder lehrten in Frankreich, und verwarfen zugleich die Grundsätze des Richerius, worauf doch die Neuerer hauptsächlich zu bauen pflegen.

Unmittelbar, gerade zu, und ausführlich vertheidigten die Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri Habert Bischof zu Vabres, der berühmte Bischof Alphons Ligorius, der auch wegen der Vortrefflichkeit seines Werks von dem gelehrten, und so gar von Protestanten hochgeschätzten Pabst Benedikt XIV. ein ruhmvolles Breve erhalten hat. Peter Ballerini Priester zu Verona, der wegen seiner ungemeinen Belesens und Klarheit sehr grossen Ruhm sich aller Orten erworben hat, Michael Mauclerus in seinem sehr weitschichtigen Werke de Monarchia, Hallerius, und le Maitre zween Franzosen, und Lehrer

auf

auf der Sorbon, Andreas Duvallius der erste Doktor auf der Sorbon, und stärkste Gegner des Richerius, Alexander Natalis gleichfals ein berühmter Doktor auf der Sorbon, P. du Laurens ein Oratorianer in seinem Buche, welches er wider den protestantischen Minister Mestrezat verfertiget hat, Stephanus Baraut Erzbischof zu Arelat in seinem vortreflichen Werke wider den Kalvinisten Molinäus, der hochwürdigste Bischof Coeffeteau in seinem Buche wider den Plessäus Morenäus, das im Jahre 1614 herauskam, aber noch heut zu Tage unwiderleglich ist, die grossen Kardinäle Bellarmin, Richelieu, Sfontrati und Gotti*) wie auch der grundgelehrte französische Abt Petitdidier: alle diese großen Gelehrten samt allen etwas älteren Akademien in Frankreich, Spanien, Welschland und Teutschland,

*) Tract. I. Isagogico q. III. Duq. 6. num. 34. Dogma hoc (id est assertio theologica) quod Papa in se, & prævie, & ante Episcoporum concensum sit infallibis, est certum, & infallibile, eo quod fere omnes Ecclesiæ & universitates Catholicæ in eo consentiant. *Card. Gotti.*

hielten es mit dem H. Irenaus, dem H. Avitus, mit dem H. Ivo (lauter französische Bischöfe), mit dem H. Bernard, mit dem H. Thomas von Aquin, mit dem H. Bonaventura, mit der alten Sorbon, und dem ganzen Alterthume. Es ist also keineswegs übertrieben, was der gelehrte Kardinal Gotti (Predigerordens) ehevor geschrieben hat: nämlich: Dieser theologische Lehrsatz: der Pabst ist auch vorläufig, und vor der Uebereinstimmung der Bischöfe unfehlbar ist gewiß und gleichfals unfehlbar. Eben so wenig scheint übertrieben zu seyn, was Melchior Canus ein berühmter Dominikaner behauptet hat, daß so ferne die gegenseitige Lehre in einem allgemeinen Koncilium vorgetragen, und geprüft würde, sie als eine ketzerische Würde verdammet werden. *)

Und für wahr, da der Satz: Es ist ein eitler und schon so oft widerleg-

ter

*) Si sententia (*negans infallibilitatem Pontificis*) ad generale concilium referatur, hereseos nota illi inureretur L. VI. de Loc. Theolog. cap. 7.

ter Lehrsatz, daß der Pabst über ein Koncilium und untrüglich seyn soll, da, sage ich, dieser Satz schon wirklich vom Pabste Alexander VIII. ist verdammet worden, und kein einziger Bischof in der Welt dawider eine Exception gemacht hat; sondern alle (wenigst tacendo) ihn als verdammungswürdig anerkennet haben, wird dadurch das Urtheil des Melchior Canus nicht so ziemlich gerechtfertiget? — Hierüber werden freylich die Gegner ihrer Gewohnheit nach entsetzlich lärmen, und mit Ketzermacher, und Ketzermacherey um sich werfen: aber nein: zu eigentlichen Ketzern machen wir sie nicht, sondern zeigen nur an, daß sie eine Lehre vertheidigen, wegen der sie, wie der unverlegliche Bellarmin sagt, einer großen Verwegen- und Frechheit sich schuldig machen, und dadurch, wie hundert andere dafür halten, zu tausend Uneinigkeiten, Verwirrungen, und den so scharf verbothenen Appellationen auf allgemeine Koncilien Anlaß geben.

Sollte Einigen auch diese sehr gemäßigte Censur zu freymüthig zu seyn scheinen, so erinneren sie sich dessen, was für eine der mehr

als

als freymüthige Herr Eybel (in seiner Brochür: Was ist der Pabst? im Jahre 1782., da Pius VI. Deutschland wirklich mit seiner Gegenwart beehrte) auf die aller unbescheidenste und ungestrteste Art, und zwar ohne allen mindesten Scheingrund, gefellet hat. Dort schrieb er S. 20. in die Welt hinein, (wie ich schon in der Piece: Sind die Nachfolger Petri erst in unseren letzten Zeiten fehlbar geworden? anzeigte.) Der den Pabst heutiges Tags für den obersten Richter in Glaubenssachen, oder darinn ausgeben wollte, der würde ohnehin als ein Mensch angesehen, der von keiner heiligen Schrift, von keiner Erblehre, von keinen heiligen Vätern, von keiner Kirchengeschichte etwas weiß, und entweder nur so redet, wie er es bey Abgang der nothwendigen Wissenschaft elend versteht, oder aus Gewissen Ursachen so reden will. Auch die, welche in Schulen in die letzte Klasse der Zuhörer kommen, fehlen nicht leicht bey diesen Sätzen, weil die

Sach

Sach gar so klar und leicht zu begreifen ist. *) Was sagts du zu dieser Censur gelehrtes und belesenes Publikum? — Hast du, so lang du existirst, etwas Unverschämteres in Betracht aller Umstände gehört, oder gelesen? — Itzt wisset ihr doch, ihr Glieder der alten und weltberühmten Sorbone, ihr uralte und heilige Bischöfe Frankreichs, und alle Theologen, die von den ersten Zeiten des Christenthums an bis auf das Jahr 1682 in Gallien öffentliche Lehrer waren, was für ein Ort von einem Cybel euch angewiesen sey? Was für einer? Die letzte Bank: und zwar in dieser setzt er euch noch unter die letzten Schüler.

Itzt weißt du H. Irenäus, H. Avitus, H. Hilarius, H. Ivo, H. Bernard, H. Thomas von Aquin, H. Bonaventura, (lauter französische Lehrer) was euch für ein Platz so gar unter den heutigen Schülern gebüh-

*) Die zu vor angezeigte Piece ist im vierten Bande der gesammelten Schriften unserer Zeiten, das dritte Stück. Augsburg bey Johann Bapt. Balthasar Merz. 1789.

bühre? Was für einer? Der so genannte Eselbank.

Itzt wisset ihr Kardinäle Bellarmin, Richelieu, und Gotti, ihr Theologen in Welschland, Spanien und Deutschland, ihr Theologen, die ihr in den so berühmten Benediktiner, Dominikaner, Karmeliten, Jesuiten und Franziskaner Orden durch so viele Jahre einhellig die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi und dessen Superiorität über ein auch allgemeines Konzilium standhaft vertheidiget habt, was für Leute ihr seyd: Nach dem Ausspruch des Eybels (aber zum Glük schon öfter konfrontirten Lästerers und Textstimmlers) seyd ihr Männer, die weder von der Kirchengeschichte, noch Tradition, weder von den heiligen Vätern, noch von der Kirchengeschichte etwas wußten, Männer seyd ihr, die verdienen unter die schlechtesten Schüler heutiger Zeit hinabgesetzt zu werden.

Itzt wisset ihr heiliger Augustin, h. Chrysostomus, h. Ambrosius, h. Hieronymus, h.

H. Gregorius, H. Leo. H. Optatus, H. Pacianus, H. Damasus, H. Gregor von Nazianz, H. Chrysologus, H. Cyrillus, und ihr Väter des allgemeinen Konciliums zu Chalcedon, das schon unter den vier ersten war, was, und wer ihr seyd: nämlich Schaf- und Dummköpfe, die weniger Verstand und Einsicht hatten, als dermal, die [illegible]sten Zöglinge und Lehrjunger Eybels. — Aber haben wohl jene nur Knabenverstand, die diesem verwegenen Prasler zunikten? — Wenn er nicht ganz und gar von Sinnen ist, wurde er selbst, in der Stille, über solche Jaherrn in seine Faust hineinlachen. Denn er selbst glaubt nicht, und kann es nicht glauben, was er ins Publikum ganz dreist hineingeschrieben hat. Könnte aber eben deswegen eine Lauge, die man auf eine so freche und unverschämte Hand eines so muthwilligen und ärgerlichen Skriblers aufgösse, zu scharf und beissend seyn? — Allein eben diese Gattung der Leute, und Aufklärer ist gemeiniglich die allerempfindlichste? Nachdem sie auf die angesehensten Gemeinde, auf die verehrungs-

rungswürdigsten Personen z B. auf gottseligste Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle, Päbste, heilige Väter und Kirchenlehrer, auf Männer von größten Gelehrtheit und Heiligkeit einen ganzen Hagel der Lästerungen geworfen haben, fodern sie Toleranz: nachdem sie mit bleyschweren Kolben, und eichenen Knitteln auf eben diese, mit einer Gattung einer Wuth zugeschlagen haben, und noch zuschlagen, verlangen sie, man soll sich gegen sie entweder ganz still und ruhig halten, oder höchstens nur mit aus zärtester englischer Wolle und locker zusammen gestochrenen Strückchen die Gegenwehr machen. Ueber einen und den anderen etwas eindrüglichen Ausdruck, schreyen und lärmen sie ganz entsetzlich, und wissen über nichts mehr, als über Intoleranz und Grobheiten zu klagen, ihnen selbsten aber erlauben sie alle Gattungen ausgesuchtester Grobheiten. Hat der Charakter dieser Leute nicht etwas ganz besonderes an sich?

Was

Was aber fast noch mehr zu bedauren ist, so giebt es Leute, die eben nicht böse gesinnet sind, die ihre Anfoderung gleichsam zu billigen scheinen: auch sie wünschen, daß man diesen obschon grimmigen Feinden der Kirche entweder mit aller Gelassen- und Bescheidenheit, oder gar nur mit stillschweigender Verachtung antworten soll: allein diese, wie gut sie es meynen, müssen nicht wissen, daß das Stillschweigen so wohl, als die zu große Bescheidenheit dergleichen Leute nur immer kecker und verwegner mache: dieß und jenes sehen sie, als einen Sieg, und gänzliche Niederlag über die Vertheidiger der Wahrheit an. Ein matter Widerstand ärgert so gar die Rechtgläubigen; und sie fangen zu wanken an; weil sie auf den Gedanken verfallen dem Apologisten selbst sey nicht allerdings wahrer Ernst bey der Sache. Und für wahr, soll man einem heftigen und lebhaften Feur, das die Gegner beständig, und von allen Seiten, auf die Stadt Gottes (der Kirche) machen, entweder mit gar keinem, oder nur mit einem ganz schwachen

antworten? — *) Laßt uns aber über alle diese, obschon höchst wichtigen Reflexionen, hin-

*) Würde der Held Laudon Belgrad erobert haben, wenn er diese Festung nur mit weichgesottenen Erbsen, oder gar mit Butterknödele beschossen hätte? — Er fand zu seiner Absicht weit dienlicher zu seyn, sie mit Kanonen, Bomben und Wachtelschüßen (der intolerante und feindselige Laudon!!) zu belästigen. Und so ergab sie sich. — — Daß es im theologischen Kriege eben so zugehe, hat man von vielfältiger Erfahrung. Von den Donatisten, die nach dem Zeugniß des heiligen Augustins, durch die Duldung und Bescheidenheit immer unbiegsammer und so gar grausammer geworden sind, nichts zu melden, will ich nur das anführen, was sich in unserm Jahrhunderte, und noch bey Mannsgedenken zugetragen hat. Die berühmte Bulle Ungenitus war schon von allen Bischöfen Frankreichs als eine Dogmatische anerkannt, und unter schärfsten Censuren gegen die Widerspenstigen promulgirt. Der Kardinal und Erzbischof zu Paris Ludwig von Noailles zauderte mit der Promulgation ziemlich lang, aus Hoffnung durch Nachsicht und Bescheidenheit die Gemüther

der

hinübergehen, und die Hauptgründe noch einmal prüfen, auf welche die Neuerer ihre neue Lehrsätze gebauet haben.

Jansenisten milder zu machen, und zu gewinnen. Was war der Erfolg? Die Jansenisten sahen das Stillschweigen und die Gelassenheit des Kardinals für eine werkthätige Bestättigung ihrer Grundsätze an, so zwar, daß sie stolz auf das Ansehen dieses großen Kirchenprälaten waren, und aller Orten ausstreiten, selbst der Erzbischof zu Paris sey auf ihrer Seite: Es kam so weit, daß sich der Kardinal die größte Gewissenspflicht daraus machte, wider diesen so ärgerlichen Ruf öffentlich zu protestiren. Die Protestation folgte auch wirklich den 11ten Oktob 1728. Weil diese eine gewisse Verbindung mit der gegenwärtigen Abhandlung hat, so wird es, wenigst den Gelehrten, nicht unangenehm seyn, wenn ich sie von Worte zu Worte hier beysetze.

Ludovicus, Antonius de Noailles, ex permissione divina S. R. E. Presbyter, Cardinalis, Tit. S. Mariæ super Minervam, Archiepiscopus Parisiensis, Dux S. Claudy, Par Franciæ, Commendator S. Spiritus Ordinis, Provisor Sor-

Der erste, und vielleicht stärkste Grund ist das Ansehen des Basler und Konstan-

bonæ, & Superior Domus Navarræ, omnibus fidelibus nostræ Dioecesis Salutem & Benedictionem. Gratia & Pax D. N. Jesu Christi sit vobiscum.

Quo viciniores indies sumus, nocti illi, in qua nemo amplius potest operari, eo magis sentimus augeri dolorem continuum, qui affligit cor nostrum ex consideratione tristium dissensionum, quæ adhuc perdurant in ista dioecesi propter Constitutionem *Unigenitus*: quid enim plus amaritudinis & doloris afferri nobis possit, quam videre perpetua diversorum studia, ad excitandas suspiciones de sinceritate profundi respectus nostri erga sanctam Romanam Sedem, atque de candore filialis nostri affectus erga ipsum summum Pontificem, qui in eadem tanta cum dignitate præsidet. (ist diese Sprache eines so erhabenen Kirchenprälaten, des Provisors der Sorbone nicht eine ganz andere, als jene des Herrn Eybels?) Quasi causa adhuc subesset dubitandi de nostra unione cum Collegis nostris in Episcopatu, & quod neglecta intentione, iptoque caractere nostro, usurpatur

ſtanzischen Konciliums. Allein, was das erſte betrift, ſo iſt nicht zu begreifen, wie ein

patur nomen noſtrum pro nomine partialitatis ac diſſenſionis. Ad os igitur obturarandum, rumores veritati adeo contrários ſpargentibus, ardenter deſideramus, in lucem publicam protrahere animi noſtri ſenſa, quæ cordi etiam noſtro inſculpta manent, & ſi forte nimis diu diſtulimus ſequi inclinationem noſtram, *id factum fuit unice ex ſpe, mentes etiam duriſſimas reducendi, per viam charitatis indulgentiæ plenæ, antequam uteremur authoritate noſtra.*

Verum indulgentiæ huic meta jam figenda eſt, atque ætas noſtra, quotidie per ipſum defectum virium noſtrarum nos admonet, quod brevi a nobis reddenda ſit ratio de adminiſtrato tam diu & laboribus pleno epiſcopatu: ea inſuper juſto nos metu percellit, ne ingruente ſubito morte præveniamur, antequam dediſſemus argumenta *certa & irrefragibilia obedientiæ noſtræ erga S. Romanæ Sedis decreta, atque conformitatis ſententiæ noſtræ cum Sententiis Epiſcoporum Galliæ & totius Eccleſiæ in acceptatione Bullæ Unigenitus.* — — Quapropter plene conſideratis omnibus, & ſacroſancto Dei nomine

gelehrter, beleſener und wahrheitliebender Mann auf dieſes Konciliabulum ſich berufen kön-

nomine invocato, acceptamus cum ſinceriſſimo reſpectu, & ſubmiſſione Conſtitutionem *Unigenitus Dei Filius*, datam 8. Sept. 1713. Librum vero *Reflexionum moralium*, æque ac centum & unam propoſitiones, quæ ex libro illo extractæ ſunt, damnamus modo eodem, ac cum iis qualificationibus, quibus Summus Pontifex librum illum ac propoſitiones condemnavit. Unde ut omnibus fidelibus utriusque Sexus in noſtra Diœceſi exiſtentibus teſtatum facimus, quod nullatenus liceat ſentire quidquam contrarium illi, quod definitum eſt in memorata conſtitutione *Unigenitus*. Pariter prohibemus legere & aſſervare prædictum, librum, ac omnes alios vel inſtructiones manuſcriptas, aut impreſſos, quæ hactenus editæ ſunt, vel edi deinceps poſſent pro defenſione prædicti libri, ac damnatarum propoſitionum.

Mandamus præterea, ut hujusmodi exemplaria, quamprimum perferantur ad noſtram Secretoriam. Prohibemus pariter docere, ſcribere, & loqui de ſupradictis propoſitionibus aliter, quam in prædicta conſtitu-

tione

Sonne. Ich will nicht einmal sagen, wie tief die größten Theologen und Kritiker in Deutsch

 land,

tione decretum est, vel defendere aut tueri aliquam ex condemnatis propositionibus, omnia sub pœnis, & censuris ecclesiasticis ipso facto incurrendis, quæ latæ sunt per dictam constitutionem.

Declaramus etiam, nos animadversuros esse per viam juris in illos, qui præsumpserint loqui, docere, prædicare, aut scribere contra præfatam constitutionem, aut qui per falsas interpretationes averterint fideles ab obedientia illi debita, vel qui foverint disceptationes, & dissidia nobis tam luctuosa Et ut plura adhuc, ac majora demus Documenta sinceræ nostræ erga sanctam Sedem submissionis, revocamus corde, & animo tam instructionem nostram editam 14. Januarii Anno 1719, quam omne id, quod nostro nomine publicatum, & contrarium est præsenti acceptationi' prohibentes simul omnibus & singulis, quocunque tempore existentibus omnem usum & praxin eorum, quæ tenore hujus decreti, revocamus, & quidem sub iisdem pœnis supra memoratis.

land, Spanien und Welschland diese Versammlung (wie sie zuletzt beschaffen ward) herabsetzen;

Præcipimus denique, ut dicta constitutio, & præsens nostrum decretum inserantur actis curiæ nostræ Archiepiscopalis, item publicentur, & affigantur, ubicunque opus fuerit. *Datum Parisiis die XI. Octob. Anno* 1728. L. S. Ludov. Ant. de *Noailles* Archiep. Paris. Ex mandato Eminentissimi

Chevalier

Einer noch nachdrücklichere Protestation machte am ersten Sept. 1730 die Sorbon. Die Jansenisten streieten aller Orten aus, daß die theologische Fakultät zu Paris die Bulle *Unigenitus* gänzlich verworfen, und mit Verachtung bestritten habe. Die Nichtkatholiken, weil sie glaubten, es sey dem also, frolockten hierüber ganz ausserordentlich. Aber eben deswegen machten sich die Glieder der Sorbon eine Gewissenspflicht daraus, in einem an die damals berühmte Pragter Universität erlassenen Schreiben das hernach zum öffentlichen Druck befördert wurde) eine der feyerlichsten Protestationen wider die Verläumdung zu machen. Sie entdeckten darinn die abscheulichen Ränke der Jansenisten und Appellanten: sie erklärten sich ganz kategorisch, daß sie die gemelte Bulle als eine dogmatische

je-

setzen; sondern nur die Worte des Andreas du Wallius des ersten Doktors auf der Sorbone anführen. In seinem Werke wider den Richerins schrieb er (Fol. 14.) Fuit Concilum Basilienſe seditioſa contra verum Pontificem Eugenium IV Conjuratio, potiusque

 lat-

jederzeit anerkannt, und verehret haben: sie beriefen sich auf ihre authentischen Akten: sie nannten die Appellation an ein allgemeines Koncilium ein ärgerliches Unternehmen: sie nannten jene, die sich unterfiengen diesen ihrer Ehr so nachtheiligen Ruef auszubreiten, Leute, quorum os abundat malitia: sie erklärten sich, daß so gar keinem ein theologischer Grad ertheilet werde, der gemeldte Bulle als eine dogmatische anzunehmen sich weigern sollt: sie setzten bey, daß sie ihre Akten in öffentlichen Druck geben, und wegen dem gegebenen Aergerniß, ein Exemplar an alle Akademien schicken würden u. s. w. Das ganze Sendschreiben, sammt der herrlichen Antwort, welche die theologische Fakultät zu Prag darauf ertheilte, ist Fol. 229. in der Bibliomaxia des Hoch. Herrn Johann Adam Berghauers Domherrn zu Prag, zu lesen. Dem Herrn Probst Witola, dem Herrn Landrath Eybel und seinen Nachbethern, werden diese freylich nicht behagen.

latrocinium, quam concilium, ejusque acta damnata in Ecclesia, demptis beneficiorum pragmaticis, semperque damnata fuerunt.

„ Das Basler Konzilium ist vielmehr „ eine aufrührerische Verschwörung wider „ den rechtmäßigen Pabst Eugen IV. gewesen. Es ist vielmehr eine mörderische „ Versammlung, als ein Kirchenrath zu nennen: seine Akten (ausser den Gesetzen in „ Betref der Beneficien) sind in der Kirche allzeit verworfen worden.“ Dieß Urtheil fellte dieser Sorbonist und erste Professor in der Sorbon über diese Winkelversammlung.

Den Kardinal Cusanus pflegen sie auch als einen Vertheidiger des baslerischen Konciliums anzuführen. Er wars auch. Aber warum melden die Gegner nichts, daß er nach der Zeit ein recht großer Verächter desselben geworden ist? Nachdem er die entsetzlichen und gräulichen Verwirrungen, die aus den Gründen dieses Konciliabulums entstanden sind, eingesehen hat, dacht und schrieb er ganz anders davon. An Rodericius zu Tredigno schrieb er Folgendes: Visi sunt illi obcœcatissimi (in Synodo Basilienſi) in ſpiritu furo-

furoris esse extra omnem sensum, quando supra sacrum Principem Ecclesiæ, nescio qualem, judiciariam sibi vendicabant potestatem, & horrendum nefas attentarent — seipsos ab eodem, & universa, per orbem Catholica Ecclesia perniciosissime secantes.

Die zu Basel versammelten Glieder schienen im höchsten Grade verblendet, und durch eine Gattung der Raserey von Sinnen gekommen zu seyn, da sie sich über das höchste Oberhaupt der Kirche weis nicht was für eine Jurisdiktion, anmaßten, sich dadurch eines gräulichen Lasters schuldig machten, und sich vom Haupte, und der in der ganzen Welt ausgebreiteten katholischen Kirche abschnitten. Welch großen Mangel an Beweisen müssen dann jene leiden, die auf das Ansehen einer solchen schismatischen Rotte sich zu beruffen gezwungen sind, um ihrer Lehre einen Anstrich zu geben? Daß Pius II. vor dem Pabsthum Aenas Sylvius in seinen jüngern Jahren und noch als ein Lay die Superiorität des Koncilium's über den Pabst

ver-

vertheidiget habe, ist aus seinem eigenen Geständnisse bekannt: allein eben so bekannt ists, daß er dieß sein Vergehen öffentlich und mit ganz ausserordentlichen Ausdrücken bereuet habe. Das sehr herablassende und erbauliche Widerrufungsschreiben, welches er an die hohe Schule zu Köln hat ergehen lassen, ist in lateinischer und deutscher Sprache, im 31ten Bande der neuesten Sammlung, wörtlich zu lesen. Warum melden die Widersacher von dergleichen so wichtigen Umständen gemeiniglich wieder kein Wort? Pflegen jene so zu handeln, die unpartheyisch und für die Wahrheit interessirt sind?

Über das Ansehen des allgemeinen Konciliums zu Kostanz, werden die Gegner einwenden, geht allem vor: wie so? Dieß, sagen sie, hat ausdrücklich behauptet und erklärt, daß der Pabst dem allgemeinen Kirchenrathe unterworfen sey: es belegte so gar alle mit dem Kirchenbanne, die sich dieser Erklärung hartnäckig widersetzen sollten: Kann man eine größere Authorität, als die eines allgemeinen Kirchenraths fodern? — Ich weiß, daß dieß die Hauptstütze der Gegner sey;

sey: allein eben diese ist ein wahres Moos-rohr. Daß ein allgemeines Koncilium über einen zweifelhaften Pobst sey, daß ein zweifelhafter Pabst für die ganze Kirche keine dogmatische Entscheidungen unfehlbar machen könne, ist eine ausgemachte Sache. Nun war dieß wirklich der Fall zur Zeit des kostanzischen Kirchenraths: drey waren damal, die sich für rechtmäßige Päbste aufwarfen; keiner von allen dreyen ward von der ganzen Kirche, als wahrer Pabst, anerkannt: in so einem Falle ist in allweg das Koncilium über so einen (nämlich zweifelhaften) Pabst. Die Frage ist aber von einem ungezweifelten, von einem unstreitig rechtmäßigen Pabste. Wann, und wo aber hat sich ein allgemeines und gesetzmäßiges Koncilium die Superiorität über so einen Pabst angemaßt? Wo, und wann hat es dem Nachfolger Petri die Untrüglichkeit streitig gemacht? Nirgend, und niemal. Auf welch elenden Gründen steuret sich also die Gegenparthey? Sie raffen alles zusammen, was ihr nur von weitem zur Unterstützung ihrer neuen Lehre dienlich zu seyn scheinet:

aber

aber sieht ein theologisches, und kritisches Aug bis auf den Grund hinein, so wirds nichts, als Eitelkeit über Eitelkeit entdecken. Vergleiche man nur Gründe mit Gründen, Ansehen mit Ansehen, so werden auch jene, die bisher von den alten Lehren, etwa aus Abgange einer gehörigen Information, abgewichen sind, selbst (wenigst bey sich) bekennen, daß die neuen Lehrsätze kaum den Grad einer wahrhaft theologischen Probabilität erreichen; man kann sie mit dem französischen Erzbischofe Petrus de Marka eine pur tolerirte, und noch nicht ausdrücklich von der Kirche verworfene nennen. Sie rücken zwar mit dem Ansehen eines Gerson, mit dem Ansehen der Sorbon, und des französischen Klerus hervor; wir haben aber gesehen, mit welchem Ungrund sie dieses thun.

Sie setzen ihre grösse Stärke auf die Authorität des Basler und Konstanzer Konciliums; allein dieß und jenes beweißt nichts: jenes hat aufgehört ein Koncilium zu seyn: dieses ist unschicklich für die gegenwärtige Frage allegirt. Sie machen uns den Vorwurf,

daß

daß nnr die falschen Dekretalen des Isidor Merkators, der zu Anfang des neunten Jahrhunderts lebte, den Grund zu den so übertriebenen (wie sie reden) Vorzügen der Päbste gelegt haben. Aber diese Verspiegelung ist nicht nur unbillig; sondern wahrhaft lächerlich; massen die Väter, die Kirchenlehrer, Gottesgelehrte und so gar allgemeine Koncilien in den ersten acht hundert Jahren, ehe ein Isidor auf der Welt war, von den Vorrechten und Vorzügen des Statthalters Christi, eben so sprachen, wie wir heute zu sprechen pflegen. Isidor Merkator war also kein Erfinder neuer Grundsätze; sondern nur ein Sammler jener Ausspräche, welche die Väter, und Koncilien vor seinem Daseyn gemacht haben. Sollten sich dann gewisse Neuerer und Aufklärer nicht ins Herz hinein schämen, mit dergleichen Ungereimtheiten so oft aufzuziehen?

Ganz anders verhalten sich die Vertheidiger der alten Lehrsätze. Sie gehen ernsthaft, redlich und wahrhaft theologisch in die Sach. Sie gründen ihre Behauptungen auf das Ansehen der alten und weltberühmten Sorbon, des uralten französischen hohen Klerus, und

so

so vieler heiligen Bischöfe und Lehrer dieser Nation: sie gründen sich auf die klärsten Ausspräche der heiligen Väter, so wohl der orientalischen, als occidentalischen Kirche, sie gründen sich auf die einhellige Uebereinstimmung aller ältern Akademien in der ganzen Welt, auf die Gesinnung des ganzen christlichen Alterthums: sie gründen sich endlich auf die Tradition und die Stellen der heiligen Schrift selbst, und zwar, wie diese von Vätern und Koncilien ausgelegt, und verstanden worden sind. Sie beantworten überdieß die Einwürfe der Gegner ohne einen einzigen zu verschweigen, recht gründlich und standhaft, welches doch der Gegentheil nicht zu thun pflegt. Hinterhaltungen, Textstimmlungen, Satyren, nichts bedeutende Exklamationen, Spöttereyen, Machtsprüche, Verfälschungen der Kirchengeschichte, gewaltthätige Schriftauslegungen sind jene Zeughäuser, woraus viele ihre Waffen herzunehmen pflegen. Wer diese und meine erste Piece, auf die ich mich ehevor berufen habe, mit Reflexion gelesen hat, wird mich weder einer Grossspreycherey, noch Lästerung beschuldigen.

Ich

Ich sage auch im Grunde nichts anders, als was ein Melchior Canus, ein Erzbischof zu Paris Petrus de Marka, ein Bellarmin, ein Gotti, und andere Theologen von der ersten Größe vor mir behauptet haben. Ein großer Theil der heutigen Aufklärer sind selbst Schuld daran, daß man so reden muß. Sie (worunter ein Herr Probst Witola, der Freymüthige zu Freyburg, Herr Professor Ruef, und besonders Herr Landrath Eybel, nebst vielen Protestanten sich vorzüglich auszeichnen) schreiben Falschheiten mit so einer Kühnheit in das Publikum hinein, als wenn sie ewige Wahrheiten verkündigten. Nur vom letzten zu reden: um seiner Lehre ein gewisses Ansehen zu geben, giebt er vor, Tournelius ein hochgeschätzter französischer Theolog behaupte, das Kirchenregiment sey pur aristokratisch: ists aber so? Grundfalsch ists: just das Gegentheil lehrte Tournel. Tom. II. (de Ecclesia Christi Cap. I. Q. III. Fol. 100. Edit. Colon.) sagt er mit ganz deutlichen Worten: Das Kirchenregiment sey wahrhaft monarchisch. Hat man Ursach gegen so eine Gattung der Gegner, die schon vorläufig sich vorgenommen haben ihre Stärke im Betrü-

gen, in Grobheiten und Spöttereyen zu setzen, ganz gelassen und höflich zu seyn? — Aber genug von dem.

Wer Ruh, Fried und Einigkeit liebt, wird sich ohnehin die alten Grundsätze unvergleichlich mehr gefallen lassen, als die neuen. Oder welchen Nutzen sollen endlich die neuren bringen? Nicht den geringsten; wohl aber überaus großen Schaden: sie legen den Grund zu tausend Zweifel, Streitig- und Uneinigkeiten: unterwirft man einen rechtmäßigen Pabst einem Koncilium, spricht man ihm die Unfehlbarkeit, ohne Beystimmung des größeren, oder doch sehr großen theils der Bischöfe ab; so kann für die Sektirer und unruhige Köpfe nichts erwünschlicheres, als dieses seyn: sie können und werden immer sagen: Die Zahl der mit dem Pabste einverstandenen Bischöfe ist uns noch viel zu gering; und so würden sie auch die allerabscheulichsten und schädlichsten Lehrsätze, (wie sie es wirklich thun) halbe, und ganze ja mehr Jahrhunderte vertheidigen, und ausbreiten können, und dennoch Katholiken seyn, und heissen wollen: sie würden endlich, wenn ihnen alle Wege versperret wären, zu

den

den verdammlichen, und schon wirklich aufs höchste verbotenen Appellationen auf ein allgemeines Koncilium ihre Zuflucht nehmen, und so könnten sie den Weinberg des Herrn durch mehr hundert Jahre umwühlen, ohne daß man sie einer Ketzerey überzeugen könnte. Sind dieß nicht gräuliche Folgen? *) Soll Christus für seine Kirche keine grössere Vorsorg getragen haben? — Nach der alten und uralten Lehre, trug er die größte, die weiseste und zur Erhaltung

*) Will man mit einem Herrn Doktor Benedikt Stattler zur Unfehlbarkeit päbstlicher Entscheidung die Beystimmung wenigst einiger Bischöfe fodern, so bin ich um so weniger entgegen; weil kein Pabst, so lang die Kirche steht, eine dogmatische Decision gemacht hat, ohne zuvor mit mehrern Bischöfen sich zu verabreden, und also ihre Urtheile vernohmen zu haben. Aufrichtig von von der Sache zu reden, ist die gegensei-
tige Lehre entweder praktisch ganz und gar unnütz, oder gar, wenn man die Beystimmung einer großen Zahl der Bischöfe foderte, höchst schädlich, und für die Sektirer sehr vortheihaft.

der Einigkeit die dienlichste. Er bestellte statt seiner einen sichtbaren Oberhirten, der für die ganze Heerde Sorg tragen soll: diesen vergleich er einem Felsen, und versicherte ihn (wegen seiner Kirche) zugleich, daß sein Glaub unveränderlich bleiben werde: redet nun dieser Stellverweser Christi, dieser oberste Kirchenhirt, als Kirchenhirt, als Statthalter Christi die ganze christliche Heerde an; trägt er ihr im entscheidenden Tone einen Lehrsatz, als einen Dogmatischen zu glauben vor, so sind alle Glieder der Kirche verpflichtet sich ohne weiters zum Ziel zu legen: dies ist nun die uralte in der Tradition und Schrift so klar gegründete, zugleich so trostreiche, so begreifliche, und der weisesten Fürsicht Gottes so angemessene Lehre, eine Lehre, welche die einfachste, und die aller dienlichste ist den Streitigkeiten gar bald ein Ende zu machen. Und in der That machte sie bey allen (außer denen, die sich auch den Entscheidungen allgemeiner Koncilien hartnäckig widersetzten) bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ein Ende: alle Gutgesinnten dachten und sagten mit dem heiligen Augustin. Die Entscheidung ist

vom

vom Römischen Stuhle gekommen: Der Streit hat ein Ende. Und über eben diese soll man berechtiget seyn zu spotten, zu satyrisiren und sie unter die Dummköpfe zu zählen? — Sind jene, die es wagen, nicht den muthwilligen Buben zu vergleichen, die dem ehrwürdigen Elisäus Hohn gesprochen haben? Auf gesetzte, und bescheidene Widersacher zielt dieser Vergleich keineswegs ab; sondern auf jene allein, die mit Falschheiten und Lügen das ungelehrte Publikum tauschen, und nur mit Machtsprüchen, mit willkürlichen Assertionen, mit Spöttereyen, und Schimpfworten die gründlichsten Lehrsätze, und ihre Vertheidiger zu widerlegen pflegen. Ich lasse mich noch weiter heraus: Sollte sich ein Widersacher hervorthun, der für seine neuen Lehren ein größeres Ansehen, und stärkere Gründe ausfündig machen sollte, als jene sind, welche für die urakt hergebrachten stehen, so würde ich mir eine Gewissenspflicht daraus machen, mich auf seine Seite zu schlagen, und zu widerrufen, was ich so wohl in diesem, als in dem ersten Werkchen behauptet habe. — Ist dieß nicht ehrlich gehandelt?

Einige

Einige merkwürdige Stellen aus den heiligen Vätern, die mehr hundert Jahre vor dem Isidor Mercator gelebt haben.

Der H. Ignatius, der im Jahre Christi 110 gemartert wurde, schrieb an die Römer folgende Worte: Ecclesia sanctificata & iluminata per voluntatem Dei — præsidet in loco Romanæ Regionis Deo digna, Spirituque plena.

„Die heilige und durch den Willen Gottes „erleuchtete Kirche in Stücken, die den Glauben „betreffen, ist in Rom; diese ist Gottes wür„dig, und voll des Geistes. Der heilige Ire„näus der erste Bischof in Frankreich lebte im „weyten Jahrhunderte L. III. c. 3. schrieb er also:

Ad Ecclesiam Romanam propter potentiorem Principalitatem necesse est omnem convenire Ecclesiam, hoc est eos, qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea, quæ est ab apostolis, traditio.

„Mit der Römischen Kirche müssen we„gen ihrem besonderen Vorzug alle Kirchen, „das ist, alle Glaubige, wo sie immer sind, sich „vereinbaren; weil in gemeldter Kirche die „apo-

„apostolische Erblehre jederzeit ist er-
„halten worden.

Tertulian lebte im dritten Jahrhunderte. In libro Scorpiaci cap. 10. schrieb er Memento — Dominum claves Petro, & per eum Ecclesiæ tradidisse „Gedenke — daß der Herr dem Petrus, und durch ihn der Kirche die Himmelsschlüssel hinterlassen habe.

Origines lebte in eben diesem Jahrhunderte, In Epist. ad Romanos L. V. cap. 6. druckte er sich also aus. Cum Petro Summa rerum de pascendis ovibus traderetur, & super ipsum, velut supra Petram fundaretur Ecclesia, nullius confessio virtutis alterius ab eo, nisi charitas, exigitur.

„Als dem Petrus die höchste Gewalt die „Schafe Christi zu weiden ist übergeben wor-„den, und auf ihn als den Felsen die Kirche „gegründet wurde, begehrte Christus von ihm „das Bekenntniß keiner andern Tugend, als der Liebe. Was er Tract. I. in Math. 10. cap. v. 16. geschrieben hat, ist noch entscheidender: Neque enim adversus Petrum, super quam Christus ædificat Ecclesiam, neque adversus Ecclesiam portæ inferi prævalebunt. „Weder der Fels, „auf den Christus seine Kirche gebauet hat, „noch die Kirche wird von der Hölle überwun-„den werden. Origenes hielt also ungezwei-„felt dafür, da Petrus der Fels, eben so un-„überwindlich sey, als die Kirche selbst: oder viel-„mehr, daß die Kirche nur deswegen nicht über-„wunden werden könne, weil sie auf einen un-„überwindlichen Felsen gegründet ist.

„Der H. Cyprian stund im nämlichen „dritten Jahrhunderte der Kirche zu Kartago vor. L. I. Epistolarum. Epist. 3. (alias Epist. 55.) „Er schrieb an den Pabst Cornelius folgende „merkwürdige Worte:

Non aliunde hæreses obortæ fueruut, aut natâ schismata, quam inde, quod Sacerdoti Dei non obtemperatur, nec unus in Ecclesia ad tempus Sacerdos, & iudex vice Christi cogitatur.

„Aus keiner anderen Quelle sind die Ketze„reyen und Kirchenspaltungen entsprungen, „als daher; weil man dem Priester Gottes „nicht gehorsammet; noch in der Kirche einen „obersten Richter erkennet, der anstatt Chri„sti das Urtheil spricht.

„Der H. Ambrosius gleichfalls ein Kir„chenlehrer des vierten Jahrhunders sagte (Enarrat in Psal. 40. v. 10.) Ubi Petrus, ibi Ecclesia, ubi Ecclesia, ibi nulla mors, sed vita æterna. „Wo Petrus ist, dort ist die Kirch, wo die „Kirche ist, dort ist der Tod nicht, sondern „das ewige Leben.

„Der H. Hieronymus war ein westbe„rühmter Kirchenvater im vierten Jahrhun„derte. In seinem Gespräche wider die Luciferianer Num. 9. liest man: Ecclesiæ salus in Summi Sacerdotis dignitate pendet, cui nisi exors quædam, & ab omnibus eminens tribuatur potestas, tot in Ecclesia efficientur Schis. mata, quot Sacerdotes. „Das Heil der Kir„che hängt von der Würde des höchsten Prie„sters ab; wenn dieser nicht die höchste und „von allen unabhängige Gewalt in der Kir„che

„che hätte, so würden eben so viele Spal-
„tungen seyn, als Priester sind. Wie har-
„monirt die Lehre jener, die einen auch recht-
„mäßigen Pabst einem Koncilium unterwer-
„fen, mit dieser Stelle?

Tom. V. Serm. in Cath. S. Petri in Mat. c. 16. v. 18. liest man folgendes: Petra enim dicitur (Petrus) eo quod primus in nationibus fundamenta fidei posuerit, & tanquam saxum immobile totius operis christiani compagem, molemque contineat.

„Petrus wird darum ein Fels genannt;
„weil er der aller erste war, der unter den
„Völkern den Grund des Glaubens gelegt
„hat, und als ein unbeweglicher Stein das
„ganze Gebäude des Christenthums zusam-
„men hält, und den ganzen Last trägt. *)

L. I. adversus Jovinianum ist er schon den Einwürfen der Neuerer vorgekommen; da er

*) Das Oberhirtenamt wurde von Christo nicht nur für die Lebszeiten Petri, sondern für allzeit eingesetzt. Gleichwie die Kirche einig, und unüberwindlich war, so lang Petrus lebte, so muß sie auch einig und unüberwindlich bis an das Ende der Welt bleiben: folglich was vom Petrus als dem ersten Oberhirten, als dem Felsen, und Grunde der Kirche gesagtt wird, ist auch von seinen rechtmässigen Nachfolgern zu verstehen. Das Amt und die Absichten bey Einsetzung dieses Amts sind nach dem Tod Petri immer die nämlichen.

also schrieb. Licet cuncti (Apostoli) claves regni cœlorm accipiant, & ex æquo super eo Ecclesiæ fortitudo solidetur, tamen propterea inter duodecim unus eligitur, ut capite constituto, schismatis tollatur occasio. „Obschon alle „Apostel die Schlüssel des Himmels (die „Löß- und Bindgewalt) empfangen ha„ben, und auf sie gleichfals die Kirche gegrün„det wird, so wurde denuoch unter den Zwölf„en Einer gewählet, damit durch ihn, als „dem Oberhaupt die Gelegenheit zu Spal„tungen verhindert würde. In seiner 55. Homilie „(in Mat. C. 16. V. 19.) vergleicht er Pe„trum einen Diamant; ja sagt so gar, daß er „durch die Macht Gottes stärker als ein Dia„mant geworden.

„An den H. Pabst Damasus schrieb Hie„ronymus (Epist. 57) also Mihi cathedram Petri, & fidem apostolico ore laudatam, censui consulendam. — Vos estis lux mundi — a pastore præsidium ovis flagito — cum successore Piscatoris, & discipulo crucis loquor — ego Cathedræ Petri communione consocior; super illam Petram ædificatam Ecclesiam scio. Quicunque extra hanc domum agnum comederit, profanus est. — Quicunque tecum non colligit, hoc est: qui Christi non est, antichristi est. „Ich habe „erachtet, daß ich in dieser Glaubenssache, den „Stuhl Petri, der von den Aposteln selbst ist „angerühmt worden, zu Rath ziehen soll. „Ihr, heiligster Vater, seyd das Licht der „Welt — das Schaf verlangt vom Hirten

„Bey-

„Beystand — mit dem Nachfolger Petri, „der auch wie sein Lehrmeister ist gekreuziget „worden, rede ich. — nur mit dem apostolischen „Stuhle pflege ich Gemeinschaft; denn ich „weiß, daß die Kirche auf diesen Felsen ge„bauet ist. Wer ausser diesem sittlichen „Hause (der Kirche Petri) das göttliche „Osterlamm genießt, ist draussen, und gehört „nicht mehr zur wahren Kirche — wer nicht „mit dir (dem Pabste Damasus) sam„melt, zerstreuet: das ist, wer es nicht mit „Christo hält, (der dieß Oberhirten„und Richteramt eingesetzt hat) schlägt „sich auf die Seite des Antichrists. — Ist dieß nicht eine ganz andere Sprache, als die so respektlose einiger Brochuristen, und Auflärer? Machen sie nicht vielmehr finster, was schon vor dem Isidor Merkator in den aller ersten Zeiten des Christenthums allen Rechtgläubigen ganz klar war?

Der H. Hilarius war im vierten Jahrhunderte Bischof in Frankreich; nannte den heiligen Petrus (Enarrat in Ps. 31 v. 2.) Ecclesiæ fundamentum, & in terreno judicio judicem cœli. „Das Fundament der Kirch: den „vom Himmel auf Erden bestimmten Richter: „einen Richter (Comment. in Matth. C. 16. v. 16.) „dessen Urtheil schon vorläufig im Himmel selbst bestättiget ist. Cujus terrestre judicium præjudicata autoritas sit in cœlo.

Der

Der H. Pacianus Bischof zu Barcinona schrieb (Epist. 3.) Ad Petrum locutus est Dominus, ad unum ideo, ut unitatem formaret ex uno. „Der Herr hat deßwegen zum Petrus allein „geredet, damit er die Einigkeit (der „Kirche) durch Einen gestaltete.

Der H. Optatus schrieb (L. 7. in Parmen c. 3.) Bono unitatis S. Petrus & præferri omnibus Apostolis meruit, & claves regni cœlorum communicandas cæteris solus accepit. „Wegen „Erhaltung der Einigkeit hat der H. Petrus „verdienet, allen andern Aposteln vorgezogen „zu werden, und hat die Schlüssel des Him„melreichs allein empfangen, auf daß er die„selben auch den übrigen austheile.

Der H. Cyrillus Patriarch zu Alexandria lehrte (in Libro thesaurorum) also: Ut membra maneamus in capite nostro, apostolico throno Romanorum Pontificum, a quo nostrum est quærere, quid credere, & quid tenere debeamus. „Damit wir als Glieder mit unsrem Ober„haupte dem Römischen Bischofe, und dem „apostolischen Stuhle vereiniget bleiben, so ist „unsre Pflicht bey ihm anzufragen, was wir „zu glauben, und zu halten haben. „Da der heilge Thomas von Aquin (Opusc. 1. contra gentes) Die Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri bewieß, hat er vorzüglich diese Stelle, aus den Vätern, angeführt.

Der

Der h. Epiphanius spricht (in anchorato) auf folgende Weise. Dominus constituit Petrum primum apostolorum, petram firmam super quam Ecclesia Dei ædificata est, & portæ inferi non valebunt adversus illam — In ipso est firmitas fidei — in hoc enim omnes quæstiones, ac subtilitates fidei inveniuntur.

„Der Herr hat den Petrus zum ersten Apo„stel, und zu einem Felsen gemacht, auf den „die Kirche gegründet ist, und den „die Macht der Hölle nicht bequältigen wird — „in ihm sind alle Glaubensfragen und Subtilitäten enthalten.

Was für Gesinnungen der h. Chrysostomus, der h. Augustin, der h. Damasus, der h. Leo, der h. Gregor von Nazianz gehabt haben ist schon gemeldet worden, und im 30 Bande der neuesten Sammlung zu lesen.

Zum Beschluß will ich nur die Worte des h. Avitus; weil er Bischof zu Wien in Frankreich war, anführen.

Der h. Pabst Symmachus wurde im fünften Jahrhunderte ungerechter Weise verschiedener Laster beschuldiget: der König Theodoricus ein Arianer betrieb mit Heftigkeit, daß die Sach in einem Synod zu Rom untersucht wurde: die Bischöfe Frankreichs staunten über diese unerhörte Anfoderung: Der h. Avitus schrieb im Namen aller Bischöfe Gal-

liens

liens an den Festus, der die Haupttriebfeder dieser Anfoderung war, einen Brief folgenden Innhalts: Dum de causa Romanæ Ecclesiæ anxii nimis, ac trepidi essemus, utpote nutare statum nostrum in lacessito vertire sentientes — in Sacerdotibus cœteris potest, si quid forte *nutaverit*, reformari, at si Papa Urbis vocatur *in* dubium, Episcopatus jam videbitur, non Episcopus, vacillare. Sanctorum voce patet, Pontificum dignitatem, sedem ejus sanctam toto orbe venerabilem esse, dum illic, quidquid *fidelium* est, ubique submittitur, dum totius orbis *caput* esse dignatur. — Non facile datnr intelligi qua vel lege ab inferioribus eminentior judicetur, quod Synodus ipsa venerabilis laudabili constitutione prospiciens causam, quam (quod salva venerentia dictum sit) pene temere susceperat inquirendam, divino potius servavit Examini.

„Wegen dem Handel der Römischen Kirche zitterten wir vor Angst; weil „wir gar wohl einsahen, daß auch unser „Stand wanken würde, wenn unser Haupt „angegriffen wird. — Bey andern Priestern, „wenn es etwa nicht recht hergeht, kann „man eine Reformation vornehmen, aber „wenn man den Römischen Pabst in Zweifel ziehen will, so wanket nicht nur ein „Bischof, sondern das bischöfliche Amt „selbst; es ist durch die Stimme der Heiligen ganz offenbar, daß die pöbstliche „Würde, und sein heiliger Stuhl in der

„gan-

„ganzen Welt verehrungswürdig sey, und „daß alle Rechtgläubige in allen Welttheilen ihm, als dem Haupte aller Christen, sich „unterwerfen. — Darum ist hart zu begreiffen, wie, und mit welchem Rechte ein „Höherer von einem Niederern beurtheilet werden könne: dieß sah der ehrwürdige Synodus selbst ein, und erkannte (welches mit all schuldiger Ehrfurcht gesagt seyn soll) daß er fast mit einer Vermessenheit die Untersuchung dieses Handels „auf sich genommen; aber doch endlich dem „Urtheile Gottes alles überlassen hat.

So dachten, so redeten diese und noch viele andere Bischöfe in der griechischen und lateinischen Kirche, so ganze Koncilien, drey, vier und fünf hundert Jahre vorher, ehe Isidor Mercator auf diesem Erdkreise erschienen ist. Wären gewisse Brochüristen und Neuerer einer Schamhaftigkeit fähig, so würden sie erröthen, wenn sie nur daran gedenken, daß sie dem Isidor Mercator die Ehre so oft abgeschniten, und ihn dießfals als einen Falsarius dem Publikum vorgestellet haben. Wenn seine Dekretalen so gar niemal existirt hätten, könnte man aus den Urquellen selbst schöpfen, und die Beweise daraus machen, daß die Neuerer von den Gesinnungen

gen den ersten Kirche himmelweit abgewichen seyn *)

*) Wer in den Werken eines Zacharia, eines Sfondrati (Gallia vindicata) eines Laurenz Veit, Edmundi Richerii systema confutatum, & Dissert. de Primatu & infallibilitate Pontificis, bewandert ist, wird in Stande gesetzet seyn, alle Einwürfe gründlichst zu beantworten.

Zwey Schreiben

Sr. Päbstl. Heiligkeit

Pius VI.

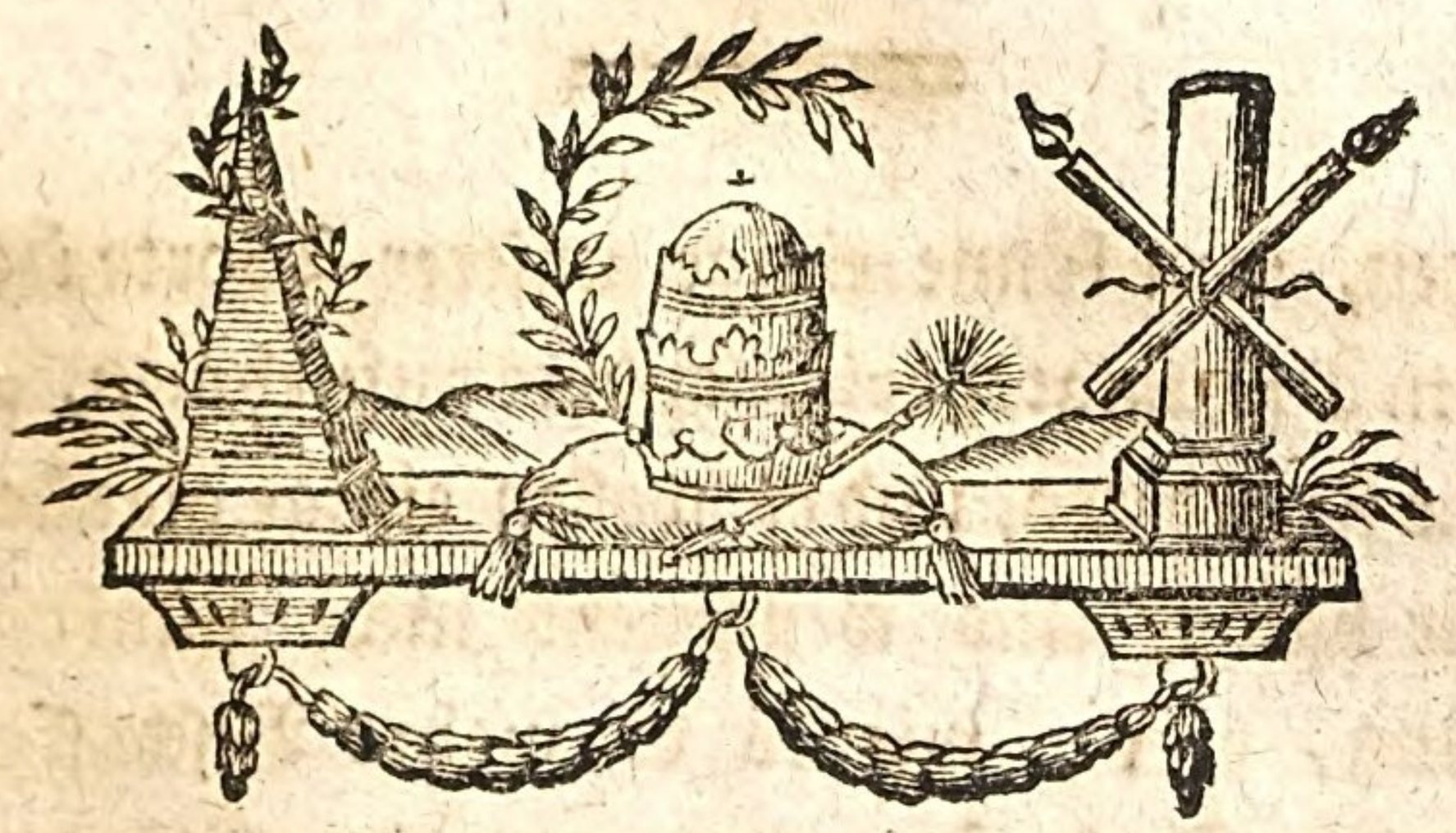
I. an den Hrn. Erzbischof zu Kölln.

II. an das Domkapitel zu Kölln.

in Form eines Breve

Aus dem Lateinischen übersetzt.

1790.



Unserm Ehrwürdigen Bruder Maximilianus Franziskus, Erzbischof zu Kölln, und Bischofe zu Münster, des H. R. R. Fürsten und Churfürsten.

Pabst Pius VI.

Ehrwürdiger Bruder! Wir ertheilen Dir Unsern Gruß und apostolischen Segen.

Nachdem Unsere Antwort wegen der apostolischen Nuntiaturn Dir und Deinen Kollegen, den übrigen Erzbischöfen, zugekommen, und gedruckt war, mußten Wir, Ehrwürdiger Bruder, wider alle Erwartung

hören, man könne einige unserer Worte über Dein Offizialatsgericht anders aufnehmen, als Wir sie redeten, und es wollen einige glauben, Wir hätten Uns wenigstens nicht pünktlich genug, oder, wie es die wahre Beschaffenheit der Sache forderte, ausgedrucket, zwar was Wir von diesem Deinem Gerichte behauptet haben, hierinne folgten Wir Deiner Verordnung, welche Du in deutscher Sprache den 23sten Nov. 1787. ergehen liessest, und die den 31sten Dez. des nemlichen Jahres im Drucke erschien. Gelehrte, und ehrliche Männer übersetzten sie ins Latein, und von ihnen haben wir sie. Diese Männer sind in Deutschland gebohren, und konnten eben darum den Nachdruck und die Redensarten der deutschen Sprache gewiß inne haben, wenn nicht dieß neue Gesetz schon an sich selbst dunkel genug, und so verwickelt wäre, daß selbst Männer, denen derley Tribunale gänzlich bekannt sind, und welche vollkommen Einsicht in der Sache haben, dieses Gesetz der undeutlichen Verwirrung halber beschuldigen, und sich beklagen, daß sie sich nicht wenige Mühe geben mußten, es zu verstehen,

und

und diesen verdrehten, und verborgenen Sinn zu ergründen. Fürwahr: unsre Worte, aus denen man Gelegenheit zu zweifeln nehmen will, sind nicht von der Art, daß sie die Natur der Sache ändern, wovon wir in unserer Antwort c. 5. weitläuftiger redeten. Jedoch gestattet es die aufrechte Denkungsart unsers Gemüthes nicht, daß wir auch nur einen Augenblick zögern, die Sache selbst zu erklären, und zu beleuchten: und Wir werden besorgt seyn, daß unsre Erklärung sowohl Deinen Kollegen, als allen denjenigen zukomme, welche etwa Unsre Antwort in Handen haben mögen, damit Niemanden die Wahrheit unbekannt bleibe, boshaften Leuten aber die Gelegenheit zu verläumden benommen werde, und jedermann die Gerechtigkeit unserer Klagen erkenne, und einsehe.

Vielleicht sagt jemand, Wir hätten c. 3. §. 4. c. 5. §§. 11. 14. — c. 6, §. 60. unrecht behauptet, das Officialatsgericht sey ein neues Gericht, welches die Absicht hätte, die Kommission, und das Erkenntniß der Rechtssachen der Nuntiatur, und dem apostolischen Stuhle zu entziehen, und welches

nicht ehender errichtet wurde, als nachdem wir Dir das Generalmandat, welches Du über die von Dir ernannte Prosynodalrichter von uns zu erhalten wünschtest, abgeschlagen haben, denn von vielen Jahren her war ein erzbischöfliches Officialatsgericht, welches schon von seiner ursprünglichen Einsetzung an nicht nur aus einem Officiale, sondern zugleich aus mehrern theils weltlichen, theils geistlichen Beysitzern bestund, und gleich einem gemischten Gerichte gemäß einer sichern Konstitution der rheinischen Union sowohl weltliche Händel des Churfürstenthums, als geistliche Rechtssachen der köllnischen, und der Suffragan-Diöcesen entschied.

Will man Uns diesen Einwurf machen, ist die Antwort leicht, und mag er ganz handgreiflich widerlegt werden: denn die alte Bestellung dieses Tribunals ist ganz und gar nicht hinlänglich die Neuerung zu rechtfertigen, welche Du, weil Dir die Hoffnung das Generalmandat zu erhalten fehl schlug, in eben dieses Tribunal durch das allgemeine Dekret vom 12. Jenner 1786., und durch die Verordnung vom 23ten Nov. 1787.

neu-

neuerlich eingeführet hast: ja wenn man nur eine blosse, und einfache Vergleichung anstellt, zwischen der alten und gegenwärtigen Beschaffenheit des Tribunals, zwischen der Gewalt, welche es zuerst hatte, und die ihm neuerlich beygelegt wurde, zwischen dem Gerichtslaufe, welchen die geistliche Rechtssachen einst giengen, und welchen sie heut zu Tage gehen, muß jedermann überzeuget seyn, daß Wir dieß Officialatsgericht in der ersten, und zwoten Instanz, wo es zu richten hat, mit Recht, und Billigkeit, ein neues Gericht nannten; Jedermann muß überzeugt seyn, daß wir die Einsetzung der Kommissionsrichter welche Du für die dritte, und letzte Instanz von Revisions wegen delegiren willst, eben so billig, und mit Recht für neu hielten.

Es läugnet Niemand, daß einst zu Kölln ein erzbischöfliches Officialatsgericht war; aber damals sprach ein einziger geistlicher Official das Urtheil; denn die Stimmen aller übrigen waren nichts weiter als rechtliche Gutachten (Vota consultativa). Dieß Gericht hatte nur eine Instanz; so wohl für die weltliche

Händel der Unterthanen des Churfürsten, als für die geistliche Rechtssachen der köllnischen, und anderer Suffragandiöcesen, also, daß, wenn jemand von dem geistlichen Urtheile dieses erzbischöflichen Tribunals appellirte, er an Niemand, als an den Nuntius, oder den Apostolischen Stuhl sich wendete. Dem Churfürsten Maximilianus Friderikus beliebte als Landesherrn, um das Jahr 1766 die Gerichtsform in Betref der bürgerlichen, und weltlichen Rechtshändel in etwas zu ändern, und er befahl, der Official soll dergleichen Händel in der ersten Instanz einem aus den Beysitzern kommittiren, und jedermann soll von dem Ausspruch dieses delegirten Beysitzers an den delegirenden Official selbst appelliren können. Aber weder der Churfürst Maximilianus Friderikus, noch einer seiner Nachfolger dachten jemalen die Gerichtsform in geistlichen Rechtssachen durch neu eingeführte Kommissionen, oder vervielfältigte Instanzen zu ändern; denn sie wussten selbst nur zu wohl, daß ihr Tribunal, es möge mit bischöflicher Gewalt bey Rechtssachen der Diöcesanen in der ersten Instanz han-

handeln, oder die erzbischöfliche Gewalt bey eben den Rechtssachen, welche schon von den Suffraganen entschieden worden, ausüben, gemäß den Canonen nur eine einzige Instanz haben könne; wenn diese einzige Instanz ein End hatte, mußten, wie sie ebenfalls wußten, die geistlichen Rechtssachen bey dem höhern Richter, das ist, bey dem Pabste allerdings angebracht werden.

Darum ist nichts so gewiß, und durch die Gewohnheit dieses Officialatsgerichts bestättiget, als „daß der Official dieses Gerichts in geistlichen Rechtssachen der ersten Instanz niemals eine Kommission verordnen, und noch vielweniger, wenn appellirt wird, eben der Herr Official, oder selbst der Durchlauchtigste Erzbischof zu Kölln, unser gnädigster Herr nach gesprochenem Urtheile die nemlichen Rechtssachen kommittire, sondern selbe alle ohne Unterschied von Appellationswegen zu dem heiligen apostolischen Stuhl, oder zu der heiligen köllnischen Nuntiatur frey und ohne alles Hinderniß beständig devolvirt werden." So haben es im

Jahre 1757. die Prokuratoren, und Notarien eben dieses erzbischöflichen Gerichtshofes feyerlichst bezeuget, deren Worte Wir in Unserer Antwort c. 6. §. 57. schon beygebracht haben.

Die alte Beschaffenheit also dieses Tribunals war dem Gesetze der Kirche, der bischöflich- und erzbischöflichen Gewalt angemessen, und benahm der höchsten Macht des heiligen Stuhles, und der apostolischen Nuntiatur ganz und gar nichts. Allein von der gegenwärtigen Beschaffenheit dieses Tribunals ist sie ganz unterschieden, da Du durch Deine Verordnung, neben den neuen Monitorien, neben der neuen Kanzley, und neben andern Dingen, welche beweisen, daß die Gestalt der Sache verändert worden, zur Vervielfältigung der Instanzen ohne einen Unterschied zu machen befohlen hast, daß der Official in allen, auch geistlichen, Rechtssachen die erste Instanz einem, oder mehrern Beysitzern kommittiren, (Tit. II. §. 8. Tit. 12. §. 41.) und daß von dem Sentenze des Beysitzers, oder der Beysitzer an den Official selbst appellirt (Tit. VII. §. 45.)

werden soll, wobey die bestimmte Zeit zu appelliren für die geistlichen Rechtssachen auf einzige zwey Monate eingeschränkt wurde, obgleich für die bürgerliche Rechtshändel drey Monate, wie es gebräuchlich war, zum appelliren gelassen werden (Tit. XIV. §. 60.) Dieß war noch nicht genug; sondern Du befahlst weiter, daß der Official in der zwoten Instanz zugleich mit den weltlichen, und geistlichen Beysitzern sprechen soll, auf welche Weise Du eine ganz neue, und unerhörte Gerichtsordnung eingeführt, und so gar den weltlichen Beysitzern eine entscheidende Stimme zugegeben hast. (Tit. I. §. 4. Tit. VII. §§. 14. 16.)

Man kann fürwahr nicht mehr zweifeln, daß dieß ein neues Gericht sey, bey dessen Einsetzung der gewöhnliche Zeitraum eingeschränkt, die Instanzen vermehret, und Personen, die ein Urtheil zu fällen unfähig waren, mit widerrechtlicher Gewalt begabet werden mußten: Ja Deine eigne Verordnung versichert Uns, daß Du dieses Gericht gleich als etwas neues eingeführt hast, welches von dem Tage der nemlichen Verordnung sei-

nen Anfang nehmen solle. Sieh da Deine eigne Worte, wie Wir sie in der lateinischen Uebersetzung lesen: „für diese (zwote) Instanz wollen Wir von dieser Zeit an ein förmliches Gericht gnädigst einführen. (*Tit. VI.* §. 13.)" Ja Du giengst noch weiter, und befahlst in Deiner Verordnung, daß „von den Urtheilen, welche in der zwoten Instanz gefället worden, keine andere Appellation, als jene an das Revisionsgericht Platz haben soll, (*cit.* §. 13.)" wodurch die dritte Appellation, welche in allen Gesetzen erlaubt ist, wie Wir in Unserer Antwort c. 5. §. 19. erwiesen haben, aufgehoben, und gemäß Deiner allgemeinen Verordnung vom 12 Jenner 1786. ein neues Revisionsgericht eingeführt wurde. „Was die Revisions-Instanz in geistlichen Sachen betrift, wird man sich einsweilen an die gnädigste Verordnung halten, welche unter dem 12. des Jenners 1786. durch ein allgemeines Dekret kund gethan wurde." So fährst Du in Deiner Verordnung fort. Tit. XIV. §. 64.

Hier

Hier nun ist zu merken, daß Du solches allgemeine Dekret damals ausgehen liessest, da Du wegen dem verweigerten Generalmandate dem apostolischen Nuntius schon gedrohet hattest, „die Synodalrichter würden in die völlige Uebung ihrer Aemter gesetzet werden, weil Du nach dem Concilium von Trient nicht zu mehrerm verbunden seyst, als sie vorzuschlagen: da sie nun vorgeschlagen wurden, und der Pabst an ihren Personen nichts ausetzte, wären sie mithin fähig die Appellationssache in Seinem Namen zu richten. So hat es Und Unser Nuntius in seinem Schreiben vom 18. des Septemb. 1785. berichtet. Dergleichen Drohungen brachte auch Dein Minister der Baron von Waldenfels vor, als er im Anfange des Novembers des nemlichen Jahres 1785. Unsern Nuntius anredete, und ihm deutlich erklärte, „die Richter (das ist, die Synodalrichter,) hätten durch die Erzbischöfliche Macht dekretiren können," wie eben der Nuntius in seinem Briefe vom 13. des nemlichen Monates November Uns berichtet.

Der

Der Nuntius unterließ nichts, Dich, und Deinen Minister mündlich und schriftlich zu belehren, das Koncilium von Trient verlange nicht allein, daß die Synodalrichter ernannt, und dem Pabste vorgestellt werden, sondern, daß diese ernannte und gutgeheissene Richter in keiner Rechtssache zu erkennen, oder zu entscheiden vermögen, wenn sie ihnen der apostolische Stuhl, oder dessen Legat oder Nuntius nicht kommittirt: in dieser Sache stimmet auch die Verordnung des baslischen Koncilium *Sess*, 31. *de caussis* mit jener des Koncilium von Trient übereins. Der Nuntius hat von neuem seiner Pflicht nach sich bemühet, Dich von Deinem Fürhaben, und der unrechtmässigen Uebung solcher Gewalt abzubringen: er schickte Dir, da Du in Wien warest, Unser Schreiben zu, welches Wir vom 24. des Septemb. 1785. in Form eines Breve ergehen liessen: er fügte sein eignes Schreiben bey: er bath Dich eines Bittens „Du möchtest mit der angedrohten Entschliessung, die gemeldte Synodal-Richter durch ein förmliches Tribunal, und Erkenntniß der Rechtssachen

in

in völlige Uebung zu setzen innehalten. Es ist unmöglich, schrieb er, daß der heilige Vater seine Einwilligung dazu gebe, und es ist unmöglich, diese Einwilligung aus der Verordnung des Tridentinum, und der Bulle des Benediktus XIV. zu supponiren.... Seine Gewissenhaftigkeit wird gewiß nicht zugeben, daß man Rom in seiner eignen Diöceſe jenes Appellationsrecht nehme, welches eben Rom allzeit besessen hat.

Zu den öftern Bemühungen des Nuntius kamen auch die Unsrige noch hinzu; denn, sobald Wir von derley Drohungen Nachricht erhalten hatten, schrieben Wir an Dich den 8. Okt. des nemlichen Jahres 1785. in Form eines Breve, und bathen Dich inständig, Du wollest von aller Neuerung abstehen, und wohl erwägen, daß diese Prosynodalrichter, ob sie gleich, weil Du allein sie ernennet hast, eben darum in den Rechtssachen erkennen, doch keine apostolische Delegation haben, und mithin durch ihre Antworten mehr zur Verwirrung,

als zur gesetzmässigen Vertheidigung des Rechts dienen.“

Allein Du hast alle Bemühungen, und Zusprüche des Nuntius, zugleich auch alle Unsere Ermahnungen nicht geachtet: Du liessest Dich durch die Hinterlist anderer betrügen: Du gabst auf zwey Schreiben keine Antwort, und unterstundest Dich, ins Werk zu setzen, was Du gedrohet hast: Du gabst den Prosynodalrichtern aus Dir selbst neue Gewalt, und liessest das allgemeine Dekret vom 12. des Jenners 1786. sammt der Verordnung vom 13. des Nov. 1787. öffentlich ausgehen. Da hieltest Du nun das Nuntiaturtribunal für gänzlich erloschen, und behauptetest, man könne von selbem keine Appellationen „von Deinen entscheidenden Urtheilen, oder von den Verordnungen, welche die Kraft einer Entscheidung hätten, in der ersten, und den weitern Instanzen erhalten: Du befahlst den Prokuratoren, und Advokaten, daß „sie die Revisions-Kommission unmittelbar von Dir begehren sollten,“ als welcher die Kommissarii zu delegiren hätte. Diese Kommissarii

sarii waren die nämliche, welche Du zu Prosynodalrichtern ernanntest, und Uns in Deinem Schreiben vom 18. May 1785. zur Gutheissung vorstelltest, denn aus jenen sieben Männern, welche Wir gutheissen sollen, wähltest Du vors erste den Kanonikus Josephus von Herrestorf zum Official, und Haupt des Officialatsgerichts: zu Beysitzern dieses Tribunals bestelltest Du den Johannes Matthias Mayer, und Hermannus Josephus Zaaren, und die andere vier ernanntest Du zu Revisionskommissarien, nemlich, den Kanonikus Maria de Merle, Jakobus Guido Schaaf, Johannes Michael Dumont, und Balduinus Neesen. Du befahlst auch, daß Kanonikus de Merle das Haupt der Kommissarien, und dieses Revisorischen Gerichtes seyn sollte, und schriebst folgende Gerichtsordnung vor, daß, wenn in geistlichen Sachen nach dem zweyten Sententz des Officialatsgerichtes an Dich appellirt wird, Du dem Kanonikus de Merle, als dem Haupte der Kommissionsrichter die Revision von derley Rechtssachen delegirest, und ihm zween aus den dreyen Prosynodal-

richtern zugebest, die Du ebenfalls Kommissarien nennest. Wenn nun diese alle einer Meynung sind, dekretiren, und sprechen sie mit einander; sind sie aber nicht einig, fällt die Sache für jenen aus, welchem der Kanonikus von Merle, als das Haupt mit seiner Stimme beytritt. Uebrigens mögen sie einig seyn, oder nicht, tragen doch die Sentenze und Dekrete den Namen der Sentenze und Dekrete eines Haupts.

Da sich die Sache so verhält, kann Niemand mit Recht über Uns klagen, daß Wir so wohl das Officialatsgericht, als das revisorische, oder Kommissionsgericht, und das Tribunal der Prosynodalrichter neue Gerichte genannt haben. Ist von dem Officialatgerichte die Rede, so hast Du so grosse und so viele Veränderungen, deren Wir oben stückweise gedachten, eingeführet, daß Du selbst gestehest, dieß Tribunal sey nach aller Betrachtung neu. Ist die Rede vom revisorischen, oder Kommissionsgerichte, muß dessen Neuigkeit allen auffallen; denn man weis gewiß, daß zuvor keines war, und Du erst neuerlich selbes wider Unsern Willen ein-

setzteſt, um durch Dich ſelbſt zu bewirken, was Du von Uns nicht erhalten konnteſt. Dieß bezeugen Deine vorausgeſchickte Drohungen, und was auf Deine Drohungen folgte, und die Proſynodalrichter ſelbſt, denen Du einen neuen Namen ſchöpfteſt, und ſie Kommiſſarien nanntеſt. Darum konnte dein Miniſter, Baron von Waldenfels, da er vor der Errichtung dieſes neuen Tribunals dem Lütticher Officiale Nachricht geben wollte, die Sache, welche ſchon offenbar war, nicht mehr verbergen, und erklärte ſich in ſeinem Schreiben an denſelben vom 2. des Aprils 1788. ganz deutlich: „Die Vorſehung Ihro Hoheit, Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht durch Beſtellung der Synodalrichter, welche die Macht hätten, in der letzten Inſtanz die geiſtlichen Rechtsſachen ſo wohl des Erzbisthumes, und der Sufragan-Diöceſen, als jener von Lüttich, und anderer zu richten, ſey in der gegenwärtigen Lage heilſam, und diene zu hindern, daß die Partheyen, welche wegen der Aufhebung der Gerichtsbarkeit der Nuntiaturn in Deutſchland keine dritte,

und lezte Instanz haben, nicht gezwungen sind, sich von den Urtheilen des Erzbischöflichen Officials an den Römischen Hof zu wenden."

Nun haben Wir den Unterschied beyder Tribunale entdecket. Dadurch liegt also jedem die Neuerung vor den Augen, und dadurch ist die Gerechtigkeit Unserer Klagen um so mehr offenbar. Du hast das Officialatsgericht umgeändert: Du legtest ihm eine zwote Instanz bey: Du errichtetest ein neues vollständiges Revisorisches Tribunal: Du schlossest dadurch die Nuntiatur und den apostolischen Stuhl von dem Rechte in Sachen zu kommittiren und zu erkennen aus, Du verachtetest die Kirchen- und Reichsgesetze, und glaubtest berechtiget zu seyn, Dir allein die drey Sentenze in Rechtssachen Deiner Diöcesanen anmassen zu dürfen, den ersten nemlich, des vom Official delegirten Beysitzers, oder der delegirten Beysitzer: den zweyten, der im vollen Officialatsgerichte gesprochen wird, und den dritten Deiner Synodalrichter, oder von Dir von Revisions-wegen zu deputirenden Kommissarien.

rien. Zwey Sentenze betreffen die Rechtssachen Deiner Suffragandiöceſen, einer von Appellations, und der zweyte von Reviſions wegen. In der Hofnung, Du würdeſt Uns hinlängliche Genugthuung leiſten, ſagten Wir in UnſererAntwort c. 5. §. 22. Wir wollten die Aufhebung, und Abwürdigung dieſes Deines Tribunals mit allen nachherigen Akten auf eine andere Zeit verſchieben: dieß mußt Du aber von der Abwürdigung und Aufhebung des neuern Officialatsgewalt, und des neuen Reviſionsgerichts verſtehen.

Nicht ſo beträchtlich wäre es, wenn jemand beyfügte, Wir hätten *cit. cap. V.* §§. 18. und 20. behauptet, daß die Richter dieſes Tribunals auch in geiſtlichen Sachen Deiner eignen und Deiner Suffragandiöceſen mit andern niedern Richtern konkurriren: da doch bekannt ſeyn ſoll, daß dieß nur von den bürgerlichen Händeln Deines Churfürſtenthumes könne geſagt werden; dann, daß Wir auf dieſe Gedanken kamen, dazu hat Uns Deine Verordnung ſelbſt verleitet. Sie iſt in ſo allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, daß

gar kein Unterschied zwischen den bürgerlichen, und geistlichen Rechtssachen gemacht wird, und so gar die einheimische Schriftsteller Deine Verordnungen für so verschiedene Rechtsfälle weder unterscheiden, noch verstehen können: und dieß zwar um so mehr, weil die privilegirte geistliche Rechtsfälle z. B. von den Verbrechen der Geistlichen deutlich in Deiner Verordnung enthalten zu seyn scheinen; denn es heißt Tit. XVI. §. 73. „Was das Erkenntniß über die Verbrechen der Geistlichen betrift, wird man, wie bisher üblich war, die Konkurrenz mit den Kapitel- und Landdechanten beybehalten.

Uebrigens wenn die geistliche Rechtshändel Deiner Diöceſe und Deiner Suffraganen nichts mit der gemeldten Konkurrenz gemeinschaftliches haben, wollen Wir der Wahrheit nichts benehmen. Wie aber immer der Sache seyn mag, wenn Dir, als dem Landesfürsten, und Deinem obersten Tribunal, welches Dich vorstellet, erlaubet ist, in bürgerlichen Sachen der ersten Instanz mit den niedern Richtern zu konkurriren, wird mit

grösserm

größerm Rechte dem heiligen Stuhle, welcher der oberste Richter über alle ist, und dem apostolischen Nuntius, welcher dessen Stelle vertritt, erlaubt seyn, mit Dir und Deinem Tribunal, welches sein erzbischöfliches Ansehen einzig dem heiligen Stuhle zu verdanken hat, in geistlichen Rechtssachen zu konkurriren.

Um zu erweisen, daß Du nach der zwoten Instanz alle Appellationen verbothen hättest, bedienten Wir Uns zwar in Unserer Antwort c. 5. §. 16. jener Juramentsformel, welche die Beysitzer der zwoten Instanz verbindet; denn Kraft dieser mußten, gemäß der Uns zugeschickten lateinischen Uebersetzung, die Assessoren versprechen: „daß wegen einem in dem Officialatsgerichte noch daurenden, oder schon entschiedenen Rechtshandel von Niemanden auf was immer für eine Weise könne appellirt werden.“ Wo dann entweder aus Versehen des Uebersetzers, oder aus Unfleiß des Schreibers die Worte: nicht das mindeste anzunehmen, gänzlich weggelassen wurden: diese Auslassung nun war Schuld, daß Wir aus diesen Worten

vermutheten, Du habest alle weitere Appellationen verbothen: obwohl Wir nachher über diese Weglassung erinnert wurden, und gesehen, Du verbötheſt hier den Beysitzern nur, Geschenke anzunehmen, wie immer möge appellirt werden. Das benimmt aber der Wahrheit unserer Klagen nichts; denn, wenn schon die Appellation nach der zwoten Instanz in dieser Stelle nicht verbothen wurde, ist sie doch ausdrücklich in Deiner Verordnung *Tit. VI.* §. 13. verbothen, wie Wir in dem nemlichen *c.* 5. §. 16. Unserer Antwort bemerket haben.

Diese Erklärung hatten Wir in Betreff des Officialats- und Revisionsgerichts zu machen nöthig: geringere Dinge übergehen Wir jetzt, weil sie nächstens in der neuen Ausgabe sollen verbessert werden. Nun aber, nachdem Wir der Aufrichtigkeit, und Redlichkeit Unsers Herzen genug gethan haben, nimm es nicht übel, Ehrwürdiger Bruder, daß Wir aus Pflicht unsers tragenden Amtes mit väterlicher Liebe Dir Dinge anzeigen, welche Uns für sicher hinterbracht wurden; denn man sagt Uns, Du führeſt noch in dem

Mis-

Misbräuche fort, Dispensationen zu ertheilen, die nicht in Deiner Gewalt sind, woraus dann die Aergernisse in der Kirche, und dem gemeinen Wesen mehr und mehr anwachsen.

Wir hörten auch nicht ohne innersten Schmerzen, daß auf Deiner Universität zu Bonn die schlimmsten Lehren vorgetragen, und vertheidiget werden, welche Deine Unterthanen, und alle Gutgesinnte ärgern, die Völker in Irrthum führen, und ihnen geistlichen Schaden bringen. Der Erfolg hat in dieser Sache gezeiget, wie bedächtlich und billig Wir Uns entschlossen haben, Dir Unsere Einstimmung zu den jährlichen Subsidien, welche Du von den Klöstern Deiner Diöcese für diese Universität erheben wolltest, zu versagen. Wir brachten unter andern Gründen in Unserm Schreiben vom 30. des Monates August 1783. auch diesen vor: „Wir hören, daß daselbst bey Dir jener Hedderich im Flor sey, von dem solche Meynungen, und Sätze öffentlich geäussert wurden, daß man leicht einsehen kann, welch häufiges Verderbniß der Jugend dadurch zugehe, so

daß es ihnen besser wäre, sie hätten keine Lehrer, als daß sie mit solchen Lehren angesteckt werden. Daraus ersiehst Du, daß Wir eine Akademie auf keine Weise gutheissen können, auf welcher dieser Mann das geistliche Recht, oder sonst eine Wissenschaft lehret." Denn so wohl Hedderich, als Spiegel, Spitz, Weimer, Froizheim, P. Thaddäus, und Schneider, und andere Lehrer an dieser Universität haben durch ihre neue, und falsche Lehren so grosses Aergerniß verbreitet, daß das Werk, welches den Titel führt: „Parallelismi inter lovanienſium, Bonnenſiumque Doctorum ſententias ſpecimen primum in bonum religionis catholicæ a Theodulpho Joſepho van den Elsken, clerico Juliacenſi nepote patruo ſuo ſcriptum. Dusseldorpii apud Petrum Kauffmann 1790." Uns bewegt, diese Lehren zu verdammen. Wir werden zwar die Schriften aller dieser Leute genau untersuchen, und auch die schon deputirte Kongregation von der Wir in Unserer Antwort c. 8. §. 14. redeten, hierinne zu Rath ziehen. Allein auch Du, ehrwürdiger

Bruder,

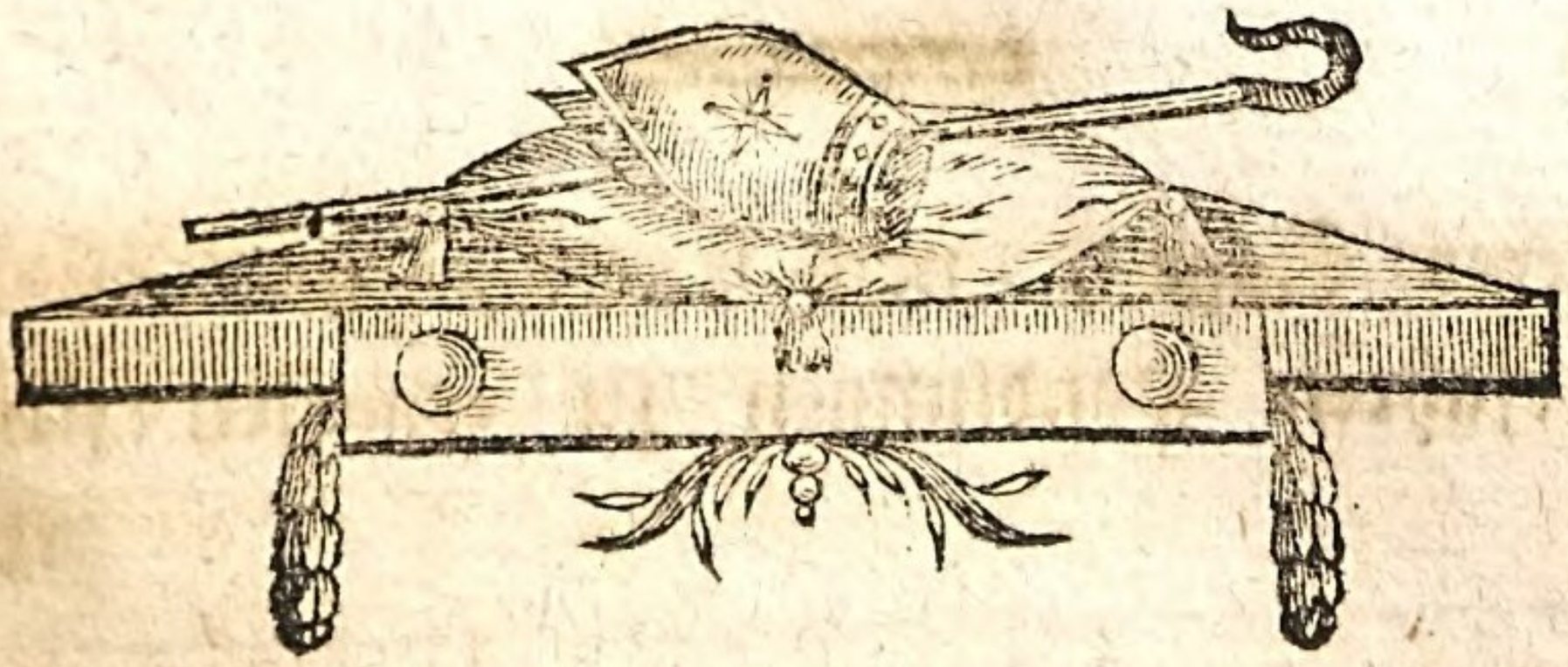
Bruder, der Du berufen bist die Sorgen mit Uns zu theilen, nachdem Wir Dich über dieses Unheil nun gewarnet haben, greif nach den Waffen der Tugend, es von Deiner Diöceſe abzuwenden, und halte Uns zurück, und brauche die Vorsehung, daß Wir nicht nach wirksamere Mitteln greifen müssen: Wir würden es ungern thun: und wären von apostolischer Pflicht doch genöthiget, es zu thun, die Schaafe von den tödtlichen, und vergifteten Weiden zurück zu halten.

Fürwahr, ehrwürdiger Bruder, das grosse Vertrauen, welches Wir auf Dich setzen, läßt Uns hoffen, daß dieser ungezäumte Muthwille plötzlich gebändiget, und so vieler, so grosser Schaden gehoben würde, wenn die fürnehmere Glieder ihrem eigentlichen Haupte mit der Unterwürfigkeit anhiengen, welche die von Gott eingesetzte Hierarchische Ordnung fordert. Niemand liebt den Frieden und Einigkeit mehr, als Wir; wenn nur unter dem Scheine der Einigkeit nicht Unsere Einstimmung zur Abwürdigung der apostolischen Nunciaturn, und Untergra-

bung

bung anderer Rechte des Primates begehret wird. Wir haben die Rechte der Erzbischöfe unversehrt erhalten, und werden sie unversehrt erhalten, und darum betheuern Wir Dir wiederholter malen, was Wir Dir und Deinen Kollegen schon versichert haben: sind wider Unser Wissen Misbräuche wider die Erzbischöfliche Rechte eingeschlichen, eröfne sie uns ohne Scheu; denn sobald Wir selbe wissen, werden Wir darauf bedacht seyn, sie abzustellen und Dir in allen, was billig ist, zu willfahren. Hier, Ehrwürdiger Bruder, hast Du Unsre aufrichtige Gesinnungen; Wir hoffen, jeder, der nach Billigkeit urtheilet, wird sie gutheissen; denn da Wir Deine, und der übrigen Erzbischöfe Rechte unversehrt erhalten, will es sich von Dir, und den andern Erzbischöfen geziemen, daß eben so Unsre Rechte erhalten werden. Von Deiner und Deiner Kollegen grossen Gottesfurcht hoffen Wir dieß, und unterdessen ertheilen Wir Dir, Ehrwürdiger Bruder, und den Dir anvertrauten Schaafen zum Unterpfand Unserer väterlichen Liebe ganz willig den apostol. Segen. Gegeben zu Rom bey dem heil. Petrus unter dem Fischerringe den 24. des Märzes 1790. Unsers Pabstthumes im 16. Jahre.

Benediktus Stay.



Unsern geliebten Söhnen, dem Dechante, und Kapitel an der Köllnischen Domkirche.

Pabst Pius VI.

Geliebte Söhne! Wir ertheilen Euch Unsern Gruß, und apostolischen Segen.

Euere gegen Uns und den apostolischen Stuhl so unterwürfige Gesinnungen, welche Ihr in Euerm an Uns vom 20sten des gegenwärtigen Monats März erlassenen Schreiben (*) äussert, und die, gemäß Eue-

(*) Hier folgt das Schreiben: Heiligster Vater! Unsre fortdauernde Ergebenheit, und tiefster

Euerer Sage, nach Euern, und Euerer Vorfahren Handlungen zu ermessen sind, trö-

tiefster Gehorsam gegen Ihro Heiligkeit, und den heil. apostol. Stuhl, ist eben so, wie unsere gute Absichten und Beflissenheit für das allgemeine Beste der köllnischen Kirche aus unsern, und unserer Vorfahren Handlungen allenthalben bekannt.

Nun diese unsere köllnische Kirche, wie sie die ansehnlichste ist, so steht sie auch in grösserer Gefahr, wenn man die Erklärung bedenkt, welche der Durchlauchtigste Churfürst zu Pfalzbayern gemacht hat; denn aus Gelegenheit der vorwaltenden Zwistigkeiten wegen der päbstl. Nuntiaturn, welche uns sehr leidthun, und an denen wir nicht den geringsten Theil haben, erklärte gemeldter Fürst, und Churfürst auf dem öffentlichen Reichstage, daß er seine ihm untergebene Lande von den Erzbisthümern abzusöndern, und neue Bisthümer zu errichten gesinnet sey. Da nun der köllnischen Erzdiöcese, und Kirche die zwey Herzogthümer Jülich, und Bergen untergeordnet sind, wäre diese Ab-

sön-

tröſteten Uns allzeit, und bewirkten, daß Wir, ſo wie Unſre Vorfahren, Euere Kir-

che

ſönderung über die Maaßen ſchädlich, voll der Gefahr, und noch dazu der übelſten Folgen, welche unſere Schmerzen wegen den ſchon gemeldten Zwiſtigkeiten vermehren müßte: und wir wünſchten doch, daß dieſe Zwiſtigkeiten durch freundſchaftliche Beylegung ein End hätten, ja wir wünſchen es noch, und haben unſern Durchlauchtigſten Erzbiſchof, und Churfürſten mehrmalen ſehnlichſt darum gebethen: wir mußten aber zur Antwort hören, daß auf dem Wege zur freundſchaftlichen Beylegung ſeinem guten Willen, der Willen des heil. Stuhles entgegen ſtehe.

Darum, obwohl wir ganz, und gar nicht zweifeln, Ihro Heiligkeit ſeyen nicht geſinnt das Verlangen des Churfürſten zu Pfalzbayern zu begünſtigen, beſonders wegen den vielen, und groſſen Schwierigkeiten, die faſt keine Erfüllung dieſes Verlangens zu zulaſſen ſcheinen: bitten wir nichts deſtoweniger, gemäß unſerm Eifer für die Kirche, und um allen widrigen Eindrücken vorzukommen, Ihro Heiligkeit aufs nachdrücklichſte, daß dieſelbe unſre

köll-

che lieb, und werth, ihre Zöglinge, und Söhne aber in Ehren hielten, und ihnen auf

kölnische Erzdiöces, und Kirche von so einer höchstschädlichen, und gefährlichen Theilung unversehrt, und frey erhalten, oder auf den nöthigen Fall, daß bey dem heil. Seuhle ernstlich auf das Erlaubniß der Theilung gedrungen würde, uns gnädigst zu gestehen wolle, daß wir den größten Schaden, Gefahr, und Nachtheil, welche in dieser Kirche, und der ganzen Erzdiöces aus der oftgemeldten Trennung entstehen müssen, nachher vollständiger erklären und beweisen dürfen.

In dieser unterthänigsten Zuversicht küssen wir Ihro Heiligkeit mit tiefster Ehrfurcht die Füsse, und bitten demüthigst um die Fortdauer Ihrer väterlichen Zuneigung gegen uns, und die kölnische Kirche, die wir allzeit verharren

Ihro Heiligkeit.

Kölln, 17. Feber.
1790.

Ergebenste, und demüthigste
Dechant, und Kapitel der
kölnischen Metropolitankirche.

auf alle Wege Unsre Wohlgewogenheit, und Zuneigung bewiesen. Darum können Wir auch nicht unterlassen, Euch, wie Ihr es verdienet, zu beloben, daß Ihr Uns offenherzig erkläret, Ihr hättet keinen Theil an den grossen Unruhen, welche letzthin wegen der apostolischen Nuntiaturn sind erreget worden: und es schmerze Euch nicht wenig sowohl, daß diese Unruhen entstünden, als daß sie nur gar zu lange unterhalten wurden; denn gleichwie diese Aeusserung Eueres so ansehnlichen Kollegiums Uns versichert, es sey Verläumdung, was in mehrern öffentlichen Büchern ausgesprengt wurde, daß nemlich diese Unsre Nunciatur sich dadurch allgemein verhaßt gemacht hätte, weil sie alle Schranken der gewöhnlichen Macht überschritt, so läßt sie Uns hoffen, daß man von Euerer Aufrichtigkeit auch alles Gute zu erwarten hat.

Ihr seyd in Furcht, und Sorgen, weil Unser geliebteste Sohn in Christus, der Churfürst zu Pfalz, als Landesherr, die Her-

zogthume Jülich, und Bergen von Euerer Diöceſe abzuſöndern drohet: Ihr nehmet darum mit Vertrauen Euere Zuflucht zu Uns die Abſönderung zu hindern: allein einen glücklichen, und erwünſchten Ausgang dieſer Sache könnet Ihr, und der Ehrwürdige Bruder, Euer Erzbiſchof beſſer bewirken, als Wir ſelbſt nicht können. Fürwahr: Ihr wiſſet nur zu wohl die wichtigſte Gründe, welche den Churfürſten zu Pfalz, Herzogen zu Bayern bewogen, nicht nur Euere, ſondern auch andere Metropolitankirchen mit derley Abſönderung zu bedrohen; denn ſie, dieſe Gründe, ſind deutlich genug in der Erklärung vorgetragen, welche er allen, ſo auf dem Reichstage eine Stimme haben, mittheilen ließ, wie Ihr ſelbſt in Euerm Schreiben Meldung davon thut.

Der erſte Grund iſt die Widerſetzlichkeit, welche man zum groſſen Aergerniſſe aller Gutgeſinnten nicht nur wider die Münchnerſche Nuntiatur, ſondern auch wider andere Nuntiaturn im Deutſchlande zum größten Nachtheile des apoſtoliſchen Stuhles, und eben

ſo

so der weltlichen Landesherrschaften gezeiget hat. Der zweyte ist die Verletzung der fürnehmsten Rechte, welche aus dem Primate herfliessen, und Uns von Gott zugegeben sind, da er Uns die höchste Gerichtbarkeit, und Gewalt ertheilet hat, so wohl über die Lämmer, als über die Schaafe, oder, was das nemliche ist, so wohl über die Völker, als über die Hirten der allgemeinen Kirche: diese Rechte haben Wir selbst ausgeübet, diese Rechte übten unsere Vorfahren zu allen Zeiten, diese Rechte erkennen und verehren die Reichsgesetze, und Konkordaten. Der dritte Grund brtrift jenes, was die Erzbischöfe zum Nachtheile der Bischöfe, und auch des heiligen Stuhles wider das Recht der Appellationen, und besonders jener Dispensationen unternehmen, welche von der allgemeinen Kirche dem römischen Pabste allein zugeeignet werden, und dadurch wird die Ruhe, und der Friede der Familien gänzlich gestöret: Ja hierinne muß man eine ganz neue, ungewöhnliche, irrthumsvolle Lehre wahrnehmen, welche man öffentlich vorträgt, und lehret.

Der letzte Grund enthält die bittersten Klagen, daß hie und da von freyen Stücken einem jeden die Religionsfreyheit betrüglicher Weise gestattet wird, eine Sache, die voll der Verblendung, und Verführung ist; denn eben dadurch steht es mit der einheimischen Ruhe der Länder mißlich, und wird der bedauernswürdigste Saamen des Zwietrachts unter dem höchsten Kirchenhaupte, und den Bischöfen, unter den Bischöfen, und den Fürsten, unter den Fürsten, und den ihnen untergebenen Völkern vor aller Augen ausgestreuet.

Wenn diese Gründe, die hauptsächlich aus den verkehrten Lehren gezogen wurden, wider die Diöcesen des Churfürsten zu Maynz, und des Erzbischofes zu Salzburg gelten, derer einige Schriften auf unsern Befehl von einer sonderbaren Kongregation sollen untersucht werden, wie Wir in Unserer Antwort wegen der Nunciaturn c. 8. §. 14. und c. 9. §. 7. erkläret haben, werden sie auch in dieser Euerer Diöcese statt haben müssen;

sen; denn Euch ist der Hirtenbrief Euers Erzbischofes vom 4. des Febers, 1787. bekannt, den Wir ebenfalls einer besondern Kongregation zur Untersuchung übergaben: noch mehr sind Euch die abentheuerliche, und ungeheure Lehren bekannt, welche Hedderich, Spiegel, Weimer, Froitzheim, Pater Thaddäus, Schneider, und andere Professoren an der Bonner Universität lehrten, welche Universität Wir von ihrem Ursprunge her misbilligten, wie Unser Schreiben an Euern Erzbischof vom 30. des Augusts, 1783. bezeuget. Bey Eröfnung dieser Universität giengen Spiegel, und Hedderich soweit, daß sie jene Kirchenreformationsart aller Empfehlung würdig hielten, welche Bucerus und Melanchthon erfanden, welche mit Luthers Lehre einstimmt, und welche der Erzbischof Hermann von Weida den Kanonikern seines Kapitels vorlegte, daß sie in selber gleich als in einem Spiegel sich umsehen, und ein Muster zur Nachahmung davon nehmen sollten.

Wir zwar werden auch dieser Professoren Bücher und Schriften, welche Uns neuerlich eingeschickt wurden, der nemlichen Kongregation zur Untersuchung übergeben. Unterdessen aber bitten Wir Euch, geliebte Söhne, überleget folgende Wahrheit, und urtheilet von ihr nach der Aufrichtigkeit Euers Herzen. Werden die Ursachen gehoben, die Wir oben gemeldet haben, das ist, wird das Ansehen der Nuntien erkennt, höret die Verletzung der Apostolischen Rechte auf, werden die Lehren, welche der Kirche, und dem gemeinen Wesen zu so grosser Schande sind, verbannet, werden die Lehrer, derer Glaube so verdächtig ist, entweder ausgeschlossen, oder schwören sie, die Lehrer, ihre Irrthümer ab, habt ihr nichts zu fürchten, und scheinet alles in Sicherheit zu seyn; denn der Churfürst zu Pfalz hat ziemlich deutlich in seinen Schreiben erkläret, er verlange die vorgehabte Theilung der Diöcesen nicht weiter, wenn die Schaden, und Uebel, welche ihn jetzt betrüben, weit von seinem Lande entfernt wür-

würden, und Wir könnten allzeit hoffen, ein so gottseliger, und gerechter Fürst werde von der Neuerung abstehen, so bald die Ursachen aufhören, welche ihn auf diese Gedanken brachten.

Allein wenn wider alle Unsre Hoffnung, und Erwartung diese Ursachen sowohl in Euerer Diöcese, als in den Diöcesen anderer Erzbischöfe nicht gehoben werden, wenn der so unbillige, und heftige Krieg wider die apostolischen Rechte fortgesetzet wird, wenn die verderbte, und falsche Lehren der emsischen Winkelversammlung vertheidiget werden, wenn endlich das nemliche mit Hedderichs Lehren geschieht, für dessen Bücher in dieser Stadt eine neue Ausgabe so veranstaltet wird, daß man die Leute zum Kauf reitzet, wird keiner von Euch glauben, daß Wir aus Pflicht Unsers apostolischen Amtes diese Theilung Euerer, und anderer Erzdiöcesen abschlagen können, da sie von Uns ein Fürst begehrt, und billig suchet, der gerechte, und kanonische Ur-

sachen dazu hat, nemlich, daß in seinem Lande die Religion rein erhalten, den Rechten des apostolischen Stuhles der gebührende Gehorsam geleistet, und sein Volk von der Gefahr der Irrthümer, und der Trennung befreyet werde; um so weniger können Wir sie abschlagen, da so wohl unter Unsern Vorfahren, als unter Uns in Deutschland viel geringerer Ursachen halben Bisthümer getheilet, und neue errichtet wurden, ohne daß das Reich widersprochen hätte. Wenn auch die Bischöfe, und Erzbischöfe nicht einstimmten, wie Wir in Unserer Antwort c. 2. §. 10. erwiesen haben.

Wenn Euch also daran liegt, daß was immer für Schaden von dieser Kirche abgewendet werde, müßt Ihr keine Mühe sparen, und gemeinschaftlich darauf bedacht seyn, daß so wohl durch Euch selbst, als durch Euren Erzbischof alle neue Ursachen von derselben entfernet werden. Was Euch betrift, liebe Söhne! wenn Ihr keinen Theil an der Widersetzlichkeit gegen die Nuntia-

katurn hattet, ja diese Widersetzlichkeit Euch schwer, und zur Last fiel, müsset Ihr im Werke zeigen, daß sich die Sache so verhalte, und wenn bis daher Euer Kapitel dem apostolischen Nuntius die gewöhnlichen Ehren bey seiner Ankunft, und an den sonst gewöhnlichen Feyerlichkeiten durch Deputirte zu beweisen unterlassen habe, schlaget ihm jetzt diese gebührende Dienste nicht mehr ab, und zwar um so weniger, da Ihr das Beyspiel des Magistrats dieser Stadt vor Augen habt, von welchem Euere Schriftsteller bezeugen, daß er nach vorigem Gebrauche gegen den apostolischen Nuntius seine Schuldigkeit zu beobachten fortfuhr.

Der Vikarius generalis des Erzbischofes, welcher ohne Unterschied dispensiret, und unter dessen Namen so viele Befehle, und Verordnungen wider den Nuntius, ausgiengen, ist Kanonikus Eueres Kapitels. Eben dieses Kapitels Kanonikus ist Herrestorf, der das ihm aufgetragene Amt eines Officials im Officialatsgerichte

übet, und mit seinen weltlichen Beysitzern, welche entscheidende Stimmen haben, gemeinschaftlich in der zwoten Instanz über geistliche Rechtssachen den Ausspruch thut: das Gericht ist neu, und nur eine neue Instanz einzuführen ausgedacht. Aus eben Euerm Mittel ist der Kanonikus de Merle, der von dem Erzbischofe unter die Prosynodalrichter aufgenommen wurde, öfter das Haupt der Kommissionsrichter ist, und dessen Stelle vertritt; denn in der dritten, und letzten Instanz spricht er das Urtheil mit den übrigen Prosynodal- oder Kommissionsrichtern von Revisions wegen, obschon dieß Revisionsgericht ganz neu eingeführt worden, obschon diese Richter nur von dem Erzbischofe die Kommission haben, obschon endlich von geistlichen Rechtsachen gehandelt wird, welche zu dem heiligen Stuhle allein gehören, und welche gemäß den tridentischen Satzungen von Prosynodalrichtern ohne sonderbare Kommission des heiligen Stuhles selbst nicht mögen erkannt werden: man kann also kaum mehr zweifeln, daß

der

der Vikarius und andere Euere Chorbrüder zur Verletzung der heiligen Canonen, und Untergrabung der apostolischen Rechte das Ihrige beytragen. Wenn diese Euere ansehnliche Kollegen dem Erzbischofe mit gehörigem Respekte angezeiget hätten, sie könnten zu derley Eingriffen nicht mithelfen, würde der Erzbischof den Betrug, wozu ihm andere die Netze legten, wahrgenommen, und sich nicht getrauet haben, sie zu etwas zu zwingen, was sie ihm mit gutem Gewissen niemals zugesagt hätten. Hierinne also ist es nothwendig, daß Ihr Euere Pflicht erfüllet, wie Ihr durch die Ermahnungen des Honorius III. belehret werdet, von denen Wir in UnsererAntwort c. 4. §. 7. Meldung thaten.

Belangend den Erzbischof, gleichwie Wir aus Euerm Schreiben ersahen, daß Ihr wiederholtermalen ihn ersuchtet, alle Zwistigkeiten durch freundschaftliche Beylegung zu endigen, so beloben Wir auch, wie sichs gebührt, Euere Bemühung, und

ermah-

ermahnen Euch nach Kräften, daß Ihr dieſe Dienſte erneueret, und noch eifriger zur Ausreutung der ſchon gemeldten Uebel Euch verwendet. Allein Euer Beſtreben bey Euerm Erzbiſchofe wird noch nützlicher angewendet ſeyn, wenn es alsdann geſchieht, nachdem Ihr Euern Pflichten, ſo viel an Euch iſt, ſelbſt hinlänglich genug gethan habt. Wendet Euere Augen auf die Beyſpiele Euerer Vorfahren, welche, weil ſie fürchteten, durch die Kirchen-Reformation, welche heut zu Tage aus dem Staube hervorgezogen, und von den Profeſſoren zu Bonn empfohlen wird, möchten ſchädliche Irrthümer wider die geſunde Lehren in dieſe Diöceſe eingeführt werden, ſich nichts mehr angelegen ſeyn ließen, als das Gemüth des Biſchofes durch Höflichkeit, und Standhaftigkeit zu erweichen, die einreiſſende Seuche abzuwenden, und mit Bitten anzuhalten, wie ihr Schreiben an den nemlichen Erzbiſchof vom 1ten Oktober 1543. ſo bey Arnoldus Meshovius zu leſen iſt, bezeuget.

Was

Was Uns belangt, werden Wir, so viel Wir im Herrn vermögen, nichts unterlassen, was thunlich ist, die Erzbischöfe zum Frieden, und zur Einigkeit zurück zu bringen. So wohl Unsere Antwort, die schon bekannt ist, als Unser Schreiben, welches Wir in Form eines Breve wirklich an Euren Erzbischof erliessen, offenbaren einem jeden Unsre ganze Art zu handeln, und zeigen augenscheinlich, daß Wir ganz und gar keine Schuld haben, wenn der so hitzig gewünschte Friede noch nicht erfolget ist; Man müßte Uns nur zur Last legen wollen, daß Wir zur Abwürdigung der Nuntiaturn, und anderer Rechte, welche aus dem Primate herrühren, nicht einstimmten; denn andere Friedensvorschläge hat man Uns bis daher nicht vorgelegt.

Wenn Ihr nun mit Unserer apostolischen Sorgfalt euch Euere schuldige Dienste verbindet, hoffen Wir mit der Gnade Gottes, zu welchem Wir Tag und Nacht flehen, und ihn eifrigst bitten, Euere

Furcht

Furcht werde sich gänzlich zerstreuen, und Euere betrübte Kirche die Ruhe wieder erlangen, deren Verlurst sie jetzt beweinet. In dieser Hofnung ertheilen Wir Euch ganz willig den apostolischen Segen zum Zeichen, und Unterpfand Unserer Liebe gegen Euch.

Gegeben zu Rom bey dem heiligen Petrus unter dem Fischerringe den 27ten d:s Märzens, 1790. Unsers Pabstthumes im 16ten Jahre.

Benediktus Stay.

Briefe

eines

Schlesischen Edelmanns

an

seinen Freund

zu Petersburg

über

die Toleranz

in Schlesien.

Agree together; ye are brothers, and do not ruine your selves. *Home.*

Germanien, 1790.

Erster Brief.

Wie sehr hätten wir, Herr Bruder, darüber gelacht, wenn die Z***, als wir im Jahre 1778. in Böhmen kampirten, uns noch dieses hätte weissagen wollen, daß wir nach Verlauf 12 Jahre über religiös-politische Gegenstände mit einander Briefe wechseln würden. Niemals sind wir bey unsern Regimentern in dem Rufe gelehrter Officiere gestanden, auch nie Anspruch darauf gemacht; doch die Zeiten haben uns geändert. Wir arreten von guten Kriegern zu Federfechtern aus.

Du dringst bereits einige Jahre an mich, mich geradehin zu erklären: 1) was ich von der Berliner Biester- Gedickeschen Monatsschrift, die du, wie wohl selten, zu lesen bekömmst, überhaupt halte? 2) Ob auch in Schlesien die Feinde der Aufklärung, der

Cryptocatholicismus, und der geheime Jesuitismus, worüber die Berliner Sionswächter so sehr eifern, überhand genommen habe; und endlich 3) Ob die katholischen Schlesier würklich intolerant seyn.

Hier hast du, lieber Bruder, meine ungeheuchelte Erklärung. Erstens. Einige der aufgeklärtesten Schlesier halten diese Monatsschrift für einen staatistisch-schwärmerischen Nachtstuhl, auf welchem jedermann groß und klein, Mann und Weib, dem Zwange ihres philosophisch-schwärmerisch-staatistischen Bauchgrimmens auf einen ganzen Monat Luft machen kann. Um das Scheußliche desselben zu bergen, bedeckt man ihn gewöhnlicher Weise mit verschiedenen bunten, nicht selten kostbaren, und gelehrt zusammen gesteppten Tapeten. Sehr viele deutsche Gelehrte, von allen Ständen, sollen dem Dinge diese Hülle schon oft abgezogen haben; allein man sagt, daß die vielen Kranken, groß und klein, sich nicht schämen, ihre eignen Mäntel darzu zu geben.

Zweytens. Der Cryptocatholicismus und Cryptojesuitismus sind uns Schlesiern durch

die

die hellsehenden Berliner, aber, leider, bloß dem Namen nach, bekannt worden. Man hält hier dafür, daß es mythologische Abentheuer sind, die Don Quichot den Herrn Biester, Gedicke, und Nicolai im Testament vermacht hatte, um damit die Narren fürs Geld zu schrecken, bey den Weisen theils das Zwerchfell zu erschüttern; theils das Gefühl des Mitleids zu erwecken, und um endlich (dieß ist der Hauptendzweck) mit der Kuppel der gesammten antichristlichen Sionshunden auf die Katholiken parforce zu jagen. — — Mit der Zeit sollst du, Herr Bruder, ein Paar Kupferstiche von diesen Abentheuern bekommen; denn zu Berlin giebt es ja ohnehin viele Porträts-Meister, die Hungers sterben, oder Makulatur freßen müßten, wenn sie nicht ums Geld allen Teufel in Kupfer stächen, oder in Schwefel abformeten. Den dritten Punkt künftig hin. Ich bin ꝛc.

Zweyter Brief.

Dank sey dir, Herr Bruder, daß du mich mit ernstern Gegenständen zu beschäftigen für gut findest. Nur so gelehrt komme du an mich nicht mehr! Du fragtest drittens: ob

die katholischen Schlesier würklich intolerant wären. Schon längst habe ich dir meinen Abscheu über den niederträchtigen Ausdruck Toleranz zu verstehen gegeben. Dieses unschickliche Wort ist verführerisch, weil die Nebenidee sich damit unbemerklich einschleicht, daß ein Mensch, der zu einer Zeit tolerant ist, das Recht habe zu einer andern Zeit nicht tolerant zu seyn, folglich daß das Tolerantseyn einerseits keine Pflicht, sondern eine bloße Gefälligkeit, hingegen andrerseits das Nichttolerantseyn ein gewisses Recht sey. Doch wir wollen keinen Wortstreit anzetteln. In jener Monatschriftfabrike, wo bereits über das Wort Aufklärung Witz, und Unsinn im gleichen Maaße verschwendet worden ist, könnte so ein Streit eine um destomehr profitable Figur machen, weil die lesende Welt das Angaffen derselben mit baarem Gelde bezahlen muß. Allein zur Sache!

Du verlangst, ich soll den Grad der Toleranz der schlesischen Katholiken gegen die Protestanten, und diese hinwiederum gegen jene abmeßen, weil, wie du versicherst, diejenigen Berliner Schriftsteller, welche die-

sen Grad zum Nachtheil der Katholiken bereits abgemessen haben, vielen tausend Märkern, Pommern, und Preußen, die in Schlesien entweder erzogen worden, oder eine geraume Zeit durchgelebt haben, worunter ich bin, verdächtig vorkommen, und weil man selbst zu Berlin einander ins Ohr raunt, daß es diesen Gradmessern dabey zwar nicht an Kopf, wohl aber an guten Herzen, und richtigen Zirkeln, und Maaßstäben gemangelt hat.

Wohl dann! ich will versuchen deinen Wünschen ein Genügen zu leisten. Meine Zirkel und Maaßstäbe sind geächtet, mein Herz redlich, und in meinem Kopfe sitzen mehr praktische, als theoretische Begriffe.

Wir müßen uns aber zuvörderst über die Grundsätze dieser Ausmeßung vergleichen.

1) Das Toleriren ist ein relativer Begriff, und bezieht sich auf gewiße Lehren, deren Innbegriff das System irgen deiner Religion ausmacht. Auf die Menschen, welche dieser oder jener Konfession zugethan sind, paßt dieses Wort nicht.

2) Es giebt wahre, und falsche Lehren. Die wahren sind gut, die falschen böse; denn

zu folge kann unmöglich ein Mensch eine für wahr erkannte Lehre haßen; und eine für falsch erkannte Lehre lieben. Ein gleiches gilt von der Religion.

3) Es geschieht nur allzuoft, daß das Falsche durch einen Anschein des Wahren uns hinter das Licht führt, und hinwiederum daß das Wahre, weil es nicht sogleich einleuchtet, von uns verkennt, und so gar für falsch gehalten wird. Es ist daher wohl möglich, daß eine an sich falsche Lehre für gut, und begehrungswürdig, im Gegentheil eine an sich wahre Lehre für böse, und verabscheuungswürdig gehalten werde.

4) Menschen, die das Unglück haben, das Wahre, oder Falsche zu verkennen, folglich auch den Glauben, welcher eine Gabe Gottes ist, wie die Schrift lehrt, nicht besitzen, sind des aufrichtigsten Mitleids würdig. Zu fragen: Ob man sie lieben, oder hassen solle, wäre daher die grausamste Thorheit von der Welt.

5) Alle christliche Sekten müßen darinn übereinkommen, daß die Liebe Gottes, und die Liebe seines Mitmenschen das Fundamentalgesetz des thätigen Christenthums ausmacht.

Es wäre daher frevelhaft noch weiter zu fragen, ob man die Anhänger dieser, oder jener Sekte, als Mitmenschen betrachtet, lieben oder hassen solle. Die Verschiedenheit ihrer Meynungen ist ohnehin kein vernünftiger Grund des Haßes. (4 Grundſ.) folglich darf man sie auch als Anhänger dieser, oder jener Religion nicht hassen.

6) Wer seinen Mitmenschen, um der Religion willen haßt, ihn verfolgt, ihm schadet, ist eigentlich intolerant; hingegen wer nichts von alle dem sich zur Schuld kommen läßt, ist eigentlich tolerant.

Dieses sind meine Grundsätze von der Toleranz, und nach diesem soll deine wichtige 3te Frage beantwortet werden. Indessen ꝛc.

Dritter Brief.

Rousseau sagt irgendwo: Die Toleranz wird von den Protestanten geprediget, von den Katholiken aber ausgeübt. Dieser Ausspruch eines Enthusiasten ist wenigstens in Bezug auf die schlesischen Katholiken, im strengsten Verstande wahr. Nur mußt du hier den allgemeinen Ausdruck, Katholiken,

mit dem Individuo eines oder des andern aus dem Pöbel nicht für einerley halten. Die Krug-Kontroversen, bey welchen die katholischen, und lutherischen Purschen sich einer seits um den Pabst, und anderseits um die Katharine von Bore streiten, sind in keine Betrachtung zu ziehen. Nicht diese vorübergehenden Lufterscheinungen, sondern die permanenten, und zu Maximen gediehenen Gesinnungen des Corporis Catholicorum ist unsrer Aufmerksamkeit würdig.

Und in dieser Hinsicht behaupte ich, daß die schlesischen Katholiken 1. tolerant gegen die Protestanten; und 2. um einige Grade toleranter sind, als die schlesischen Protestanten gegen die Katholiken.

Du magst immerhin die gedungene Sprache der drey erbaulichen Christen Biester, Nikolai, und Gedicke führen, und den Katholiken zum Vorwurf machen:

a) Daß sie die katholische Kirche zu Thomaswaldau den Protestanten zu ihrem kirchlichen Gottesdienst nicht haben einräumen wollen; und

b) daß

b) daß sie dem lutherischen Geistlichen den Eintritt in die katholische Kirche zu Rackau abgeschlagen haben.

Der erste Vorwurf, den Hr. Biester 1786, im Monat März ausgekramt hat, ist aus unsern elenden Provinzialblättern, die ein berühmter Präsident mit allem Recht die schlesische Klätsche nennt, geschöpft worden. Der Redacteur dieser Blätter ist bekanntlich eines der niedrigen Werkzeuge der vaterländischen Intoleranz. Als Auditeur bey dem ehemaligen Falkenhainschen Regiment hatte er bey einer Einweihung der Fahnen eine Standrede zu halten. Hier hat sein Gedächtniß die Vernunft, oder diese jenes im Stiche gelassen, und von nun an ergriff er das Metier eines Schriftstellers. — Sein Name bleibt auch darum merkwürdig, weil er ein kritisches Theater-Journal schrieb, ohne das Theater jemals selbst besucht zu haben. Inzwischen ist das Faktum von der Thomaswaldauer Kirche an, und für sich zwar richtig; allein von beyden Monatschreibern in einem falschen Licht vorgestellt. Richtig ist es, daß das apostolische Vikariatamt zu Breslau die Einräumung

mung der katholischen Kirche zu Thomaswaldau zum protestantischen Gottesdienste von sich abgelehnt hat. Heißt dieses aber intolerant seyn? d. i. nach meinem 6ten Grundsatze, die Protestanten, als solche, hassen, sie verfolgen, ihnen Schaden wollen? — gewiß nicht; nicht einmal nach den Grundsätzen, welche Hr. Biester auf einen ähnlichen Fall im Dezember 1785. S. 531. angewendet hat. Er nennt daselbst diejenigen Patrioten, welche im Brandenburgischen die Einräumung protestantischer Kirchen zum katholischen Gottesdienste für bedenklich gefunden, wahrhaft tolerante, und menschenfreundliche Männer. — Er ist weiter der Meynung, daß so etwas weder zur Toleranz auf der einen, noch zu einem Stücke der freyen Religionsübung auf der andern Seite gehöre. — Er frägt so gar jeden protestantischen Seelensorger, ob ihm eine solche Veranstaltung, wie ein Simultaneum, von Seiten der Obrigkeit lieb seyn würde? — Er fragt jeden Menschenkenner, was für Wirkungen in den Gemüthern der gemeinen, und häufigern Klasse, und endlich der ganz gewohnte Anblick solcher Ge-

gen-

genstände hervorbringen, und was der Gedanke wirken müßte, daß die Obrigkeit, und die Geistlichkeit selbst, das Heiligste, was sie haben, ihre Kirchen der andern Religionspartey erlaubt haben? —

Dieses Räsonnement ist vernünftig, und daher auf alle Konfessionen mit gleicher Stärke anwendbar.

Allein Herr Biester ist kein Sklave der Vernunft; anstatt diesen richtigen Grundsatz auf die Thomaswaldauer Thatsache anzuwenden, schildert er dieselbe vielmehr mit den gehäßigsten Farben ab, und stellt sie den Augen des lesenden Publikums als einen unwiedersprechlichen Beweis von der Intoleranz der schlesischen Katholiken auf. — Doch dieses darf dich, Herr Bruder, keineswegs befremden. Du wirst in Punkto der Toleranz bey den Berliner Monathaposteln immer verschiedene Grundsätze, und zweyerley Maaß, und Gewicht wahrnehmen.

Zum Ueberfluß will ich hier noch gewißer Umstände dieses Vorgangs gedenken, welche die beyden Herren, Streit und Biester, entweder nicht gewußt, oder boshafter Weise unter-

terdrückt haben; nämlich, daß derjenige, der auf die Einräumung dieser Kirche angetragen hat, der Graf von Haßlinger, ehedem selbst katholisch, geistlich, Priester und Domherr gewesen, und beydes, Stand und Religion, zum Anstoß, und zur Aergerniß seiner Gemeine verlassen hat; — daß in dem Schloße zu Thomaswaldau eine geräumige Hauskapelle, welche den Aeltern dieses Grafens zur Privatandacht ehehin gedient hat, vorhanden ist, die er jetzt dem protestantischen Gottesdienst wiedmen, und darin alle actus ministeriales ohne Bedenken verrichten lassen konnte; folglich daß auch nicht einmal eine Nothwendigkeit obgewaltet hat, welche die Einräumung der katholischen Kirche zum protestantischen Gottesdienste, und die Einführung des Simultanei, einer in Schlesien ganz ungewöhnlichen Sache, in den Augen der katholischen Gemeine rechtfertigen, oder weniger anstößig machen konnte. — In der That das apostolische Vikariatamt ist seiner Religionspartey eben so viel Achtung, und Schonung schuldig, als die protestantische Geistlichkeit der ihrigen. Hätte der sonst würdige

De=

Dechant Winter, in der Grafschaft Glatz, auf diese Grundsätze Rücksicht genommen, so hätte er das nächst verflossene Jahr es nicht gewagt, in einer nahe an der Stadt Reinerz gelegenen Kirche ein dergleichen Simultaneum, nicht ohne gerechtem Misfallen des ganzen Ländchens, einzuführen. Daß dabey der einfältige, und pfründensüchtige Pfarrer zu Reinerz, Namens Volkmer, sich sogar niederträchtiger Heucheleien bedient hat, können dich, Herr Bruder, unsere Provinzialblätter, wenn du die edle Zeit sonst damit tödten willst, sattsam belehren.

Vierter Brief.

Heute erhältst du, Herr Bruder, einige Aufhellung über den Vorfall zu Rackau. Hier hat man von der katholischen Seite bey Gelegenheit eines Begräbnißes dem evangelischen Geistlichen den Eintritt in die katholische Kirche nicht gestatten wollen; worüber Herr Biester im März 1786. so viel Lärmens gemacht hat, als wenn gleich hierauf der ganze Protestantismus in Trümmer zusammen stürzen sollte. Hier kömmt es auf die Erörterung

terung der nachstehenden zwo Fragen an, wenn man diese Thatsache mit der Toleranz entweder verbinden, oder davon trennen soll.

1) Haben wohl die evangelischen Geistlichen in Schlesien irgend ein rechtliches Befugniß ihre Funktionen so weit zu treiben, daß sie hiezu der katholischen Kirchen nöthig haben sollten? Und

2) wenn sie auf die Erlaubniß, es thun zu dürfen, antragen, ist die Gegenparthey befugt, sie abzuschlagen?

Die erste Frage löst das Reglement in geistlichen Sachen vollständig auf. Dieses gestattet den Pfarrern beyderseitiger Religionen nur auf den Kirchhof mit ihren Leichen zu kommen. Es ist daher von Seiten der evangelischen Geistlichen nicht einmal der Anschein eines Rechts vorhanden, ihre Funktionen von dem Kirchhofe bis in die katholische Kirchen auszudehnen.

Die Antwort auf die zweyte Frage liegt in der Beantwortung der ersten. Denn was die eine Parthey zu fordern nicht befugt ist, kann die andere mit Recht abschlagen. Es läßt sich auch, wenn darüber Verhaltungs-

befehle höhern Orts von den Pfarrern nachgesucht werden, nichts ausdrücklich gegen das Reglement befehlen. Denn die Vorsteher müssen in Ertheilung ihrer Befehle um so behutsamer seyn, als sie, wenn sie dergleichen geben, denen man ungestraft ungehorsam seyn darf, hiedurch nur ihr Amt, und Ansehen ohne Noth in Gefahr setzen.

Inzwischen macht uns der Herr Biester selbst im März 1786. mit einem Beyspiele bekannt, wo von einem katholischen Geistlichen einem lutherischen Pastor gestattet worden ist, eine Leichenrede in der katholischen Kirche zu halten. Dergleichen Fälle können in Niederschlesien, und besonders im Gebirge noch mehrere vorhanden seyn; nur sind sie nicht bis zur Kenntniß der geistlichen Behörden gedrungen; überhaupt ist man katholischer Seite gewohnt, von dergleichen Gefälligkeiten, die man hier, und da den Protestanten erweiset, nie viel Aufhebens zu machen, noch viel weniger solche auszuposaunen, und sie einem bestochenen Echo durch alle 32 Winde preis zu geben.

So könnten z. B. die katholischen Glaubensgenoßen anführen:

1) Daß man mehreren protestantischen Familien eigene Familien-Grüfte in katholischen Kirchen zu erbauen verstattet hat; z. B. der Familie von Monsterberg zu Wilkau im Namslauschen; dem Baron von Loos zu Wiltschau im Breslauschen.

2) Daß den protestantischen Glaubensgenoßen Grabstätte nicht nur auf katholischen Kirchhöfen, sondern selbst in katholischen Kirchen ohne Anstand bewilliget worden sind; z. B. dem Kriegsrath Plümicke auf dem Kirchhofe zu St. Michaelis bey Breslau; der verwittibten Frau von Myszkowsky in der Kirche St. Laurentii eben daselbst; dem Stadt-Direktor Seebach in der Pfarrkirche zu Frankenstein ꝛc.

3) Wird ihnen das Geläute bey allen Kirchen, wo sie es immer verlangen, bewilliget; selbst bey der Kathedralkirche zu Breslau, und selbst ohne Ansehung des Adel- oder Bürgerstandes.

4) Bey vielen katholischen Land- und Stadtkirchen sind protestantische Kirchenvorsteher, mit Genehmhaltung des apostolischen Vikariatamtes, angestellt worden.

5) Man hat auch, katholischer Seite, verschiedene kirchliche, und geistliche Grundstücke an protestantische Gemeinden abgetreten; z. B.

a) Zu Namslau am Breslauer Thore einen geraumigen Platz, worauf vor Zeiten ein Kloster gestanden, zur Erbauung eines Bethhauses.

b) Zu Wallenburg ein Stück Grund; und

c) zu Bohrau einen Theil des Pfarrgartens zu gleichem Behuf.

d) Selbst das Kollegiatstift zum H. Kreuz zu Breslau hat der dasigen protestantischen Gemeinde einen ansehnlichen Garten zur Begräbnißkirche, und Ruhestätte abgetreten; ungeachtet nach den Landesgesetzen die Stifter keine Realitäten alieniren können.

6) Zu der protestantischen Schule für Gandau, Cosel, und Pöppelwitz, beym Letzten Heller ohnweit Breslau, hat das Breslauer Domkapitel nicht nur seine katholischen Unterthanen zu Cosel vermocht, Beyträge zu geben, sondern gab ihnen durch seinen eignen Beytrag hiezu ein rühmliches Beyspiel.

Ueberhaupt zu sagen, leben die schlesischen Katholiken, und Protestanten mit einander auf den verträglichsten, und freundschaftlichsten Fuß; sie heben einander ihre Kinder aus der Taufe; wohnen ihren Trauungen bey, und begleiten ihre Leichen gemeinschaftlich zur Ruhestätte. Die Katholiken besuchen die Protestantischen, und diese hinwiederum die katholischen Predigten, ihrer Religion unbeschadet. Niemand polemisirt, und jedermann bleibt ungestört bey seinen Meynungen. Die Katholiken vollenden ihre medicinischen, und juridischen Studien fast durchgehends auf protestantischen Universitäten; viele katholische Eltern schicken ihre Kinder auf protestantische, und viele Protestanten die ihrigen auf katholische Schulen.

Die Geistlichen selbst begegnen einander mit Liebe, und Freundschaft. Den 27. Jan. dieses Jahrs starb der katholische Pfarrer zu Polkwitz, Martin Stulpe, der den dasigen evangelischen Prediger Maywald zum Executor seines Testaments ernennt hat. Die Vikarien von der Kathedral- und Kollegiatkirche auf dem Dom zu Breslau machen mit

der

der Geistlichkeit von den protestantischen Kirchen zu Magdalena, und Elisabeth daselbst schon seit mehr als einem Jahrhunderte ein gemeinschaftliches Altaristen = Kollegium aus, welches eine gemeinschaftliche Kasse hat, alle Jahre richtig zweymal zusammen kömmt, und nach gepflogener Rechnung mit einander brüderlich theilt, schmaußt und zechet, und nie vergißt, seinen Bund durch ein volles Deckelglas zu erneuern, und seine Liturgie: in necessariis unitas, in non necessariis libertas, in omnibus veritas & charitas zu bestättigen. — Nun urtheile selbst, Herr Bruder, ob gewisse protestantische Monat- und Reiseschreiber bey diesen Umständen, und Gesinnungen sich nicht der gröbsten Intoleranz schuldig machen, wenn sie den Saamen des Mistrauens unter diesen guten Bürgern auszustreuen sich, mit einer Art von Raserey, alle mögliche Mühe geben. Allein hievon nächstens ein Mehreres. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

Ich habe dir, Herr Bruder, in meinem jüngsten Briefe Thatsachen vorgelegt, die dem Verstande, und Herzen Ehre bringen: aber den größten Werth ihrer Toleranz finde ich darinn, daß sie duldsam sind, und bleiben, ohngeachtet der ansehnlichste Theil von Protestanten sich es zu einer permanenten, und täglich weiter um sich greifenden Maxime macht, die Katholiken, als solche, zu hassen, zu verfolgen, ihnen zu schaden; mit einem Worte, sich intolerant zu benehmen. Hier hast du Händevoll Beweise; sie sind handgreiflich, und authentisch.

1) Im siebenjährigen Kriege sollte bey dem Oberamte zu Glogau dem damaligen Burgermeister von Köben, einem Katholiken, der Prozeß gemacht werden; die Protestanten waren die Kläger. Der Verklagte wurde, ohngeacheet der schärfsten Inquisition, endlich absolvirt, die Kläger hingegen kondemnirt. — Nicht so, nicht so, meine Herren Räthe, schrieb mit einer Wuth der Finanzminister von Schlaberndorf; man muß

die

die protestantischen Kläger schonen, damit sie den Muth, die Katholiken zu verklagen, und zu denunciren, nicht verlieren. Hierauf wurden beyde Partheyen, Actor und Reus, dieser ohne Indemnität, jener ohne Strafe beschieden.

2) Im Jahre 1778. erblickte der König einen vertrauten Unterofficier, der ihm bereits aus dem siebenjährigen Kriege nicht nur seinen Verdiensten, sondern auch der Person nach bekannt war. Der König gab ihm auf der Stelle nicht nur den Abschied, sondern auch eine Anweisung an den dirigirenden Minister in Schlesien, des Inhalts, daß er ihn, als einen wohlverdienten, und zu fernern Strapazzen unfähigen Veteranen auf der Stelle versorgen sollte.

Dieser erhabene Menschenfreund weiset ihm bey der Domainen-Kammer zu Glogau das ledige Aemtchen eines Kammerbothens an. Als er nun hieselbst vereidet werden sollte, fragte der Referendar, von welcher Religion ist er? Veteran. ich bin katholisch. Referend. Was? Katholisch! und er will diesen Posten haben? Veteran. Ich habe ihn

nicht verlangt. Der Herr Minister weiset mich hieher an. Referend. Das ist mir unbegreiflich! lieber Mann, es ist vergebens; ein Katholik bey der königlichen Kammer? Veteran. Wie so? Mein Herr; ich bin im Soldatendienste, als ein ehrlicher Mann, grau geworden. Sehen Sie doch meine Blessuren. — Referend. Ja, das kann nichts helfen; wäre er nur kein Katholik; wir müssen hier vielmehr treue Leute haben. Veteran. Herr, mit Züchten des lieben Krucifix, welches da steht, sage ich Ihnen: habe ich als ein Katholik den Säbel gewissenhaft führen können, so wird mich der Teufel nicht holen, wenn ich einen Packt hundsfütischer Schriften vom Pontius zum Pilatus tragen würde. Also Adieu; ich gehe zurück zum König nach Neuwalde. —

Diese Drohung machte bey der Kammer doch einige Sensation. Man suchte den Mann anfänglich mit einem Wartegeld zu beruhigen, bis endlich einer der klügsten Kriegsräthe, Herr Jonä, sich seiner angenommen, und seine intoleranten Kollegen auf bessere Gedanken gebracht hat. Aus dem Munde

eben

eben dieses Kriegsraths habe ich die beyden glogauischen Thatsachen geschöpft, als ich 1779 aus Schlesien über Glogau nach Berlin zu reisen hatte.

3) Noch unter dem vorigen Könige hat ein katholischer Geistlicher von Adel ein Gut an sich gebracht, worauf eine protestantische Kirche war, wovon das Jus Patronatus dem Gutsbesitzer zustand. Es war hier nicht um die Einraumung einer protestantischen Kirche zum gemeinschaftlichen Gebrauche an Katholiken, sondern um das bloße Exercitium des Patronatsrechts zu thun. Ungeachtet nun die Protestanten über mehr als hundert katholische Kirchen dieses Recht ausüben: so hat jedennoch eine Anzahl protestantischer Stände eine Protestation an den König gemeinschaftlich gelangen lassen, und der Käufer konnte sich nicht anders bey seiner Acquisition erhalten, als, indem er die Ausübung des Patronatsrechtes einem protestantischen Eingepfarrten übertrug, und sich verbindlich machte, alles dasjenige, was dem evangelischen Pfarrer zukäme, des aufgehobenen Nexus parochialis ungeachtet, richtig abzuführen.

4) So waren es auch die protestantischen Stände, welche 1758 die ungerechte Aufhebung eben dieses Nexus parochialis unter den verschiedenen Religionspartheyen, erschlichen, oder von dem damaligen schlesischen Nabob erhandelt haben. Diese wird zu ewigen Zeiten eine nie versiegende Quelle von Beschwerden, Animositäten, Uneinigkeiten, Klagen, Proceßen, und Exekutionen bleiben. Und wie kann es anders seyn? Jedermann will leben, und um zu leben, will er essen: das ist gerade das dringendste Bedürfniß; aber niemand ist der Mittel, solchem abzuhelfen, weniger versichert, als der Geistliche, sein Unterhalt ist seitdem ganz ungewiß, er weiß nicht, ob er morgen noch auf ein Stück von dem Brode rechnen darf, das ihn heute gesättiget hat. Seine Rechte, ohngeachtet sie auf Grund, und Boden haften, hängen jetzt bloß von der Person des Besitzers desselben, und von der Verschiedenheit seiner Religion ab. Jeder Ankauf eines andern Religionsverwandten bringt ihn unverschuldet um einen Theil seines Unterhalts. So ist es mit den Kirchen, Kirchhof=

Hofmauren, und Zäunen, so mit Pfarr- und Schulgebäuden, welche ehedem von der ganzen Kommunität gemeinschaftlich unterhalten wurden, beschaffen. Diese müssen entweder nach und nach zu Grunde gehen, oder ihre Unterhaltung muß die durch Einkauf andrer Religionsverwandten geschwächte Religionsparthey, wozu sie gehören, zu Grunde richten.

Bey dieser Aufhebung des Nexus parochialis hat man von Seiten der Protestanten den Katholischen nicht nur Gefälligkeiten abgeschlagen, sondern selbst Billigkeiten versagt. Was kann auf Gottes-Erdboden billiger seyn, als ein Beytrag zur Unterhaltung der Mauer eines katholischen Kirchhofes, wo die Protestanten unentgeldlich ihre Ruhestätte erhalten? Und dennoch weigern sich nicht selten die evangelischen Gemeinden denselben zu geben. Du besinnest dich doch, Herr Bruder, auf unsern alten Freund, den nunmehr verstorbenen Obristen von Wechmar? Dieser ehrwürdige Greis hatte erleben müssen, daß seine protestantische Unterthanen zu Suhren, zur Wiederherstellung der Mauer desjenigen Kirchhofs, der ihnen einst, in

Ge-

Gemeinschaft der Katholiken, die Ruhestätte geben sollte, nicht das Geringste haben beytragen wollen. Gerade um jene Zeit machte ich ihm meinen letzten Besuch; wobey er über diese Unbilligkeit seiner Glaubensgenossen, die er vergeblich zum Beytrag zu bewegen suchte, die gerechtesten Klagen geführt hatte. Dagegen haben gerade in dieser Nachbarschaft katholische Grundherrschaften, und Bauern an Materialien, und Fuhren zur evangelischen Kirche in Köben und Gaffran so ansehnliche Beyträge gemacht, daß der evangelische Geistliche bewogen worden, selbst von der Kanzel dafür öffentlich zu danken. Daß dergleichen auf noch mehrern andern Orten geschehen, weiß ein jeder Forscher einheimischer Begebenheiten, und mir würde nichts leichter fallen, als eine detaillirte Anzeige davon zu machen, wenn dem Publikum, und dir daran gelegen wäre. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Du frageſt vielmehr, ob die in meinen vorigen Briefen berührten Vorfälle die Gutmüthigkeit der Schleſier nicht in etwas

was verändert, und das gute Vernehmen der verschiedenen Religionspartheyen nicht umgestimmet habe. Ich antworte aus Ueberzeugung, daß es nicht geschehen sey. Und ungeachtet kein Katholik so blind ist, um nicht einzusehen, daß seine Parthey in Schlesien von der ersten Stuffe auf die zweyte herabgesunken sey, und diese seine Parthey in den übrigen Preußischen Staaten, wo ihr eine Kirche zu Berlin und Frankfurt bewilliget worden, nie die herrschende gewesen, auch sich vielleicht augenscheinlich vermindere: so ist doch bisher keinem eingefallen, dieser Sache wegen Lärm zu blasen, und seine Glaubensgenossen für Gefahr zu warnen. Um so unbegreiflicher ist es demnach, wie man zu Berlin in dem letzten Fünftheile des 18ten Jahrhunderts, in einem Zeitraum, wo die ersten katholischen Mächte den entschiedensten, und unwiederruflichsten Maaßregeln, die nicht einmal ohne Gefahr für sie selbst zurückgenommen werden können, zur Beförderung der Religionsduldung folgen, Gefahr fürchten oder besorgen könne. Gleichwohl fürchten dergleichen die Fernseher Nikolai, und

Biester,

Biester, und warnen die ganze protestantische Kirche dafür, und dieses in einem Heuchlertone, als wären sie selbst wirkliche Glieder derselben; und mit einem Ernst, der nichts als Mistrauen gegen die Katholiken erwecken kann, und absichtlich erwecken muß, wenn anders die ganze Warnung einige Würkung haben soll. Doch hat die Erfahrung uns Deutschen zur Ehre der Nation, gelehrt, daß das Gänsegeschrey kein Kapitol mehr in Alarm bringen kann.

Daß es unter dem Namen der Maurer, Herrnhuter ꝛc. einige Gesellschaften giebt, welche der Staat duldet, ist bekannt; daß aber diese oder dergleichen Gesellschaften die Ausbreitung des Katholicismus vorzüglich zum Zwecke haben sollen, das, deucht mich, Herr Bruder, ist ein Artikel, der mehr als einen katholischen Glauben erfordert: und wenn Nikolai, und Biester in dem ihrigen so stark sind, so verzweifle nicht, sie ehestens unter den katholischen Proselyten zu Mohilow zu sehen. Ueberhaupt scheint mir ein Orden, welcher, nach der Beschreibung des Biesters im Januar 1786. so geheim ist, daß

man

man nicht einmal seinen Namen, und seine Existenz wissen soll, dessen eigentliche innere Einrichtung selbst den Mitgliedern verborgen ist, ja dessen letzte gebietende Obere sogar selbst den dirigirenden Häuptern unbekannt sind, und bleiben, eines der aller ungereimtesten Undinge auf der sichtbaren Welt zu seyn, wenigstens wenn man davon nicht mehr weiß, als Biester, der davon sicher keinen Begriff hat, weil er selbst im Julius 1785. sehnlich wünschte, daß doch ein philosophischer Kopf (also ein andrer, als der seinige?) etwas von diesem Mysterium praktisch wissen möchte. Allein es scheint, daß die philosophischen Köpfe bisher keine Lust hatten, sich selbst Drachen zu schaffen, mit denen sie kämpften. Dergleichen Kampfspiele gehören nur für Narrenhäuser, und irrende Ritter.

Gesetzt aber, es gäbe so einen geheimen Orden mit der gefährlichen Absicht den Katholicismus zu verbreiten, so kann, so bald der Staat ihn duldet, niemanden verwehrt werden, zu demselben überzutreten. Vermöge der Freyheit zu denken, steht nach dem

Lan-

Landesgesetzen jedem frey, so bald er gewiße Jahre erreicht hat, sich zu dieser oder jener Kirche zu bekennen, und wenn ein Mönch Kloster, Kutte und Religion verläßt, und zur protestantischen Kirche übertritt; so kann ihm das niemand wehren: warum sollte der Protestant nicht mit gleicher Freyheit entweder zu jenem geheimen Orden, wenn ein solcher vorhanden wäre, oder zur katholischen Kirche selbst nach seiner Wahl, und Einsicht übergehen können? Er kann dieses um desto mehr, weil mit einem dergleichen Uebergang keine Seelengefahr für ihn verbunden ist; denn nach protestantischen Grundsätzen kann jedermann sein Heil so gut in dieser, als in jener Religion würken. — Wozu also die Winke, und Warnungen? Warum muß der Katholik dem Protestanten verdächtig gemacht, und letzterm Haß, und Mistrauen gegen seinen Mitbürger ins Herz gepflanzt werden? Noch bin ich dir, Herr Bruder, die Erläuterung über einen Gegenstand schuldig. Diese wird mein künftiges Schreiben geben. Indessen ꝛc.

Sie-

Siebenter Brief.

Du fragtest, ob die Kontroverspredigten bey den verschiedenen Religionspartheyen in Schlesien statt haben. — Ich kann dich auf Ehre versichern, daß die katholischen Kanzeln weit über diesen Vorwurf erhaben sind.

In einem Reglement vom 8ten August, 1750. §. 18. ist den Predigern beyder Religionen ausdrücklich empfohlen worden, sich in ihren Predigten, diesen bloß mündlichen Kanzelvorträgen, die sich nur auf den engen Kreis ihrer Gemeine erstrecken, aller zur Verunglimpfung einer, oder der andern Partheyen gereichenden Ausdrücke zu enthalten.

Diesem Befehle kömmt die Geistlichkeit jedennoch mit Ausnahme des lutherischen Bischofs Gerhard zu Breslau, pünktlich nach. Inzwischen sind in dem letztern Jahrzehend ein Paar Leyen in Berlin auf den Einfall gerathen, in ihren Monat- und Reiseschriften gegen die Katholiken auf die niederträchtigste Art zu polemisiren.

Berlin hat den Katholiken unaufhörlich die Duldung empfohlen, und in dem Augenblicke, da sie von diesem Geiste mehr als jemals belebt sind, predigen Nikolai, und Biester das Kreuz wider sie.

Wie gefällt dir, Herr Bruder, das nachstehende Fragment einer Berliner Kreuzpredigt: Die Lehrsätze der Katholiken sind Schrift- und Vernunftwidrige Dogmen, und unsinnige Andachtsübungen; sie selbst aber Ablaßkrämer, Wallfahrter, Mirakelmacher, stiehre stumpfe Mönche, zerstreute Meßhörer, gedankenlose Brevierleser, Bigotte, Kreuzgänger, katholische Religionsphilosophen ꝛc.

So werden die Katholiken im Anhange zum 7ten Bande der Nikolaischen Reisebeschreibung S. 6. und 24. von, einem Manne behandelt, von welchem man, da er in der Athmosphäre eines grossen, und verfeinerten Hofes lebt, billig mehr Artigkeit, Feinheit, und Mässigung erwarten sollte; aber er gesteht, leider selbst S. 25. daß er darauf nie zu sehen pflegt. Der feine Mann! —

Doch

Doch bey blossen Grobheiten bleibt dieser deutsche Gordon nicht stehen, er erlaubt sich über alles dieses noch, den Katholiken Thatsachen anzudichten, und verdienstvolle Personen, die er nicht einmal dem Namen nach kennt, und die es von eben dieser Seite her am wenigsten verdienen, zu verläumden. Dieses ließ er sich unter andern zu Schulden kommen in seiner Untersuchung der Beschuldigungen des Herrn Prof. Garre, S. 176. der Beylage; wo er die Begebenheit mit einem gewissen Braniţer Unterthan, Namens Przecha, als eine Thatsache von der Verfolgungssucht der Katholiken gegen die Protestanten anführt. Allein diese Nikolaische Erzählung ist so verdreht, so unrichtig, so notorisch falsch vorgetragen, daß unser Publikum von der Partheylichkeit, und dem schmähsüchtigen Geiste des Verfassers so wohl, als seines uns wohl bekannten wohlunehrwürdigen Referenten unwiderstehlich überzeugt werden mußte. Glaube nur, Herr Bruder, die Wahrheit ist niemals in einer grössern Gefahr gegen die Falschheit verhandelt zu

werden, als wenn ihr Scheinbuhler den Schriftsteller und Buchhändler in eigner Person zugleich verbindet. Der gelehrte Voß hat schon längst den Nikolai einen habsüchtigen Dummerjahn vergleichen, der sich ums Geld prügeln läßt.

Selbst in den von einigen, vorzüglich von protestantischen, Gelehrten geäusserten frommen Wünschen einer Vereinigung aller christlichen Religionen wollen die Sions-Wacht-Spürhunde nichts als Argliſt, und Gefährde wittern, und in diesem Plan nichts mehr und nichts weniger als eine fürchterliche Ausbreitung des Katholicismus finden.

Man erlaubt sich die gehäſſigsten Mittel, um die protestantischen Glaubensgenossen gegen die toleranten Gesinnungen ihrer katholischen Mitbürger mit Intoleranz zu waffnen, indem man bald eine abgeschlagene Gefälligkeit, bald den geäusserten Religionseifer eines oder des andern Individuums, als so viele Beyspiele katholischer Unduldsamkeit öffentlich zur Schau darstellt. Sicher, Herr Bruder, würde ich weder eines heimlich besoldeten

Spions,

Spions, noch eines Vergrösserungsglases nöthig haben, wenn mir daran gelegen wäre, Beweise — im strengsten Verstande — von der Intoleranz der Protestanten der Welt vor die Augen zu legen; denn ich besitze in meinem Musäum eine ziemliche Sammlung davon. Nur einiges zur Probe:

Die katholischen Herren von S***, und von D* in Schlesien, haben ihren protestantischen Schwiegerältern, und in den Ehepakten, versprechen müssen, alle aus der Ehe zu erzeugende Kinder, so wohl weiblichen als männlichen Geschlechts, protestantisch erziehen zu lassen.

Der Müller G*** zu R**, ein Protestant, verkaufte seine Mühle einem Protestanten um 200 Thaler schl. wohlfeiler, als ihm ein katholischer Käufer darauf gebothen hatte.

Gewisse Rechtspfleger bey den geistlichen Stiftern müssen, wofern sie angestellt werden wollen, bey der königlichen Kammer, allenfalls eydlich, versprechen, wenn reiche Schöltiseyen, Mühlen ꝛc. auf den Stifts-

gütern zum Verkaufe kommen, solche vielmehr den Protestanten, als den Katholiken in die Hände zu spielen. So artig wird auch in Schlesien die engländische Religionsfolter eingeführt. —

Ein katholischer Kapellan, zu W*** in der Grafschaft Glaz wurde zu einem kranken Protestanten, auf dieses letztern dringendes, und wiederholtes Bitten, berufen, und ersucht, ihn zur Ewigkeit nach der Weise der Katholiken, mit deren Kirche er sich bereits im Herzen vereiniget hätte, vorzubereiten. Diese Bitte wurde dem Kranken gewährt; er starb; und der Kapellan wurde von Seiten der Protestanten bey dem königlichen Oberamte zu Breslau verklagt. Hier sprach man ihn zwar los, allein der arme Geistliche mußte die Proceßkosten, vermuthlich durch die Einwirkung des toleranten Herrn Präsidenten, bezahlen.

Ein katholischer Bedienter N*, welcher bey dem Polizey-Direktor H** in Diensten stand, hielt um ein erledigtes Polizeyämtchen an. Allein er konnte solches nicht anders erlan-

langen als durch Verläugnung seiner, und Ergreifung der lutherischen Religion. — Ganz auf englischen Fuß. —

Was denkst du, Herr Bruder, bey diesen Thatsachen? — Urtheile nun, welche von beyden Religionspartheyen in Schlesien die Bedrückte, welche die Bedrückende sey.

Aber ich kehre auf die Vereinigung der Religion noch einmal zurück. Du hast meinen ganzen Beyfall, wenn du dieselbe für einen blossen frommen Wunsch, und eine Schimäre hältst; allein ich füge noch hinzu, daß, wenn dieser Wunsch von der Unmöglichkeit zur Möglichkeit, und von dieser zur Wirklichkeit übergehen, und eine so allgemeine christliche Eintracht wider alle Erwartung zu Stande gebracht werden sollte, dabey die Menschheit nichts verlieren würde.

Freylich ist den Berlinern daran gelegen, vielmehr den Naturalismus auszubreiten, als eine Eintracht unter den Christen zu stiften. Erst das verflossene Jahr suchte Berlin die liebe Christenheit wieder mit 2 Schriften heim, welche für eine religiöse Seele mehr

abschreckend, als unterhaltend sind, und worinn eine Toleranz gepredigt wird, die geradenwegs zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheit, und Irrthum führt, und bloß die Hyäne mit dem Tiger verwechselt. Die eine ist: Völtaire über die Toleranz — den Bedürfnissen der Zeit gemäß neuübersezt. Im Verlage der Königl. Preuss. Akadem. Buchhandlung. Wozu nun, wirst du sagen, die Uebersetzung eines in einer allgemein bekannten Sprache geschriebenen und in einer Menge von Ausgaben unter uns zerstreuten Werks? — Ich antworte, dazu, damit die giftigen Spöttereyen über Christenthum, und Bibel auch in die Bier- und Brandweinhäuser gebracht, und die ohnehin verachtete Nation der Juden vollends dem Muthwillen der christlichen Purschen preis gegeben würde. Dieses ist das Bedürfniß der Zeit, im Berliner Tone.

Die zweyte Schrift ist der berüchtige Auszug aus der Kirchengeschichte des Abts von Fleury verfaßt, und mit eignen Reflexionen begleitet vom Friedrich dem Zweyten, Kö-

nig

nig in Preußen. In demselben Verlage. Ueber diese Schrift bin ich im Stande dir einen wichtigen Aufschluß zu geben. Zur Vergeltung verlange ich von dir, Herr Bruder, daß du das, was ich dir sogleich eröffnen werde, der ganzen Russischen Welt, allenfalls in meinem Namen bekannt machest.

Schon der Titel dieser Schrift enthält zwey derbe, und unverschämte Unwahrheiten; die erste: daß sie ein Auszug aus der Fleuryschen Kirchengeschichte, die zweyte: daß sie vom König Friedrich II. verfaßt sey. Die nachstehende Geschichte dieser Schrift wird dich davon überzeugen.

Noch vor dem Jahre 1756. hat Friedrich der II. dem Abee de Prades, seinem damaligen Lecteur, aufgetragen, aus der Geschichte des Christenthums solche Materialien auszuheben, die fähig wären zu Spötte-reyen und zur Satyre über die Bibel und Christen — eine Lieblingsleidenschaft dieses philosophischen Königs — einen hinlänglichen Stoff zu reichen. Der Abee gab sich

anfangs alle Mühe, diesen verabscheuungswürdigen Auftrag von sich abzulehnen. Er schützte seinen geistlichen Stand, den er dadurch entehren würde, vor, und sagte: Sire! ein Paar Disputir-Theses, die ich behauptete, machten mich schon meines Vaterlandes, und meiner Freunde verlurstig; allein diese Arbeit würde mir vollends den Haß der ganzen Christenheit über den Hals laden. — Nein, widersetzte der König, es soll nie gedruckt, sondern bloß auf meiner Privat-Bibliothek im Manuskript aufbewahret werden. Auf diese königliche Verheissung gab der Abbee dem Verlangen nach. Hierauf stoppelte er alles zusammen, was zu seinem Zwecke führte, er mochte solches bey Christen, oder Unchristen finden, und so entstand das saubere Abrégé. Im Herbste 1757. fiel de Prades in Ungnade, und wurde zu Magdeburg auf die Festung gesetzt, und darinn, ungeachtet der Fürbitte der ganzen königlichen Familie, die den Gefangenen nicht weniger seiner Unschuld als auch seiner Talente wegen ungemein hochgeschätz-

te, bis zum Hubertsburger Frieden gelassen.

Inzwischen machte der König zu diesem Auszuge die Vorrede, die so ganz den ihm eignen Gedanken-Styl verräth, daß es nur Augen bedarf, die Verschiedenheit des Styls in der Vorrede, und in dem Werke selbst zu bemerken. Also nicht das Abrégé selbst, sondern bloß die Vorrede dazu ist des Königs Produkt. Wie mistrauisch muß nicht das lesende Publikum über die Authenticität der vielen Werke Friedrichs II. werden! —

Noch während dem siebenjährigen Kriege ließ der König einen gewissen Officier, den er belohnen wollte, vor sich kommen. Hier, sagte er, hat er ein Manuskript; verkaufe ers einem holländischen Buchhändler; er kriegt schon was ansehnliches dafür, und behalt er das Geld. — So wurde das Abrégé das erstemal verschenkt, verkauft, abgedruckt.

Diese ins kurze gefaßte Geschichte von der Entstehung des skandalosen Auszugs habe

be ich 1770. aus dem Munde meines Freundes, des Abbee de Prades, selbst vernommen. Er hatte auch in seinem Leben kein Geheimniß damit gemacht, sondern sie frey, und offenherzig erzählt; sie ist über dieß zu Glogau allen Freunden der Litteratur, die mit Prades einen Umgang pflogen, bekannt.

Wie viel endlich das kreuzbrave Berliner Paar, Nikolai und Biester, mit ihren Helfershelfern bereits zur Untergrabung des Christenthums, und Gründung des Naturalismus beygetragen haben, und noch unermüdet beytragen, liegt leider der deutschen Welt vor Augen. Schon Voltaire lag dem seligen König in Ohren eine Kirche für Naturalisten zu Berlin zu erbauen, er theilte ihm auch die Idee mit, nach welcher das Altarbild ausgemahlt werden sollte. Die Sache unterblieb, und anstatt einer dergleichen Kirche erschien unter Friedrich Wilhelm II. das an sich zwar weise und gerechte, allein für das Bedürfniß der protestantischen Kirche allzu schwache Religions-Edikt, worinn

so

so gar einige historische Irrthümer enthalten sind. Der auf die protestantischen Kanzeln, und Schulen verlarvt eingeschlichene, und immerfort einschleichende Unglaube wird, und kann durch papierne Edikte so wenig, als durch allzu strenge Inquisition werkthätig verscheucht werden. Das Uebel frißt immer weiter um sich. Meine protestantischen Unterthanen wissen fast nicht mehr, woran sie sich in Religionssachen halten sollen. Unsere Kinder, die wir von den protestantischen Universitäten Frankfurt, Halle und Königsberg wieder erhalten, sind grossen Theils an Leib, und Seele verkrüpelt. Man muß sie gewöhnlicherweise die Schwitzkasten zuvor passieren lassen, ehe man sie ins väterliche Haus aufnehmen kann. Und dennoch findet es der Monarch für gut, zum Besten obgedachter Universitäten, oder, nach dem beliebten Berliner Ausdruck: den Bedürfnissen der Zeit gemäß, aus den Fonds der katholischen, notorisch armen, Schulen-Anstalt in Schlesien jährlich nicht weniger als Zehn Tausend Thaler zu schöpfen. Das nenne

ich eine Toleranz — aber nur von Seiten der Katholiken!

Ich beschliesse den Brief mit der Anzeige einer kleinen Schrift, welche das vorige Jahr ohne Anzeige des Druckorts, und ohne Namen des Verfassers (dieser soll der würdige Konsistorialrath Jakobi seyn) erschienen ist, und den Titel führt: Was soll ich zur Beruhigung meiner Seele glauben? Was soll ich hoffen bey den mancherley Meynungen der Gelehrten? Dieser rechtschaffene Mann führt die gerechtesten Klagen nicht schlechterdings wider den Naturalismus, sondern vielmehr über das hinterlistige Schleichen desselben so wohl auf den Kanzeln, als auf Schulen der Protestanten; vorzüglich aber daß die Anhänger des Unglaubens Lehrstellen in protestantischen Gemeinen annehmen, sich von diesen salariren lassen, öffentlich die Sprache des herrschenden Lehrbegriffs, aber in zweydeutigen Formeln, reden, um insgeheim und listig das geoffenbarte Christenthum zu untergraben, und zu stürzen; und dieses ihr Wesen mit der stolzen Einbildung treiben, sie allein

seyen

seyn im Besitz der Wahrheit, oder der so genannten Aufklärung, welche bey der herrschenden Blindheit ihrer Gemeinen nicht anders als durch solche Täuscherey könne eingeführt werden; oder mit Worten des Verfassers S. 31. 32. „daß die Naturalisten verlangen, evangelische Gemeinen sollen ihnen „Kirchen, Schulen, und Salaria hergeben: „wofür sie dann diejenigen, welche helle Augen haben, die Vernunftreligion lehren, „denen aber, die nicht anders, als durch die „Brille des Evangeliums sehen diese Brille „lassen, und mit zweydeutigen Reden täuschen wollen. — —

Urtheile nun, Herr Bruder, wie tief es den schlesischen Katholiken ins Herz eingreifen muß, wenn dieser Unfug so gar mit ihrem Gelde bezahlt werden muß. Ich bin ꝛc.

G** den 1ten März.

1790.

So denke ich

über die

auffallende

Ehegeschichte

zu Grätz.

Unser Reich ist weit erhabner, als das eurige. Ihr seyd Schaafe; überschreitet die Gränzen nicht, die euch angewiesen sind. Also der heilige Gregor von Nazianz zu den Kaisern und ihren Stadthaltern. Les Reclamat. du Clergé de France de 1765.

1790.

Grätz den 29. September 1789.

„E. Gr. v. Gl. hatte sich vor einigen Jahren mit der Gr. M. v. S., einer Tochter des bey uns so verehrten, so allgemein beliebten Greises, Gr. C. v. S. vermählet. Nach einer siebenjährigen Ehe verlor er seine geliebte Gattinn, und (dieß ist die Lage seiner Umstände) während seines dreyjährigen Wittwerstandes wurde er zur Genüge überwiesen, daß für ihn keine andere Gemahlinn geschaffen sey, als seine leibliche Schwägerinn, die jüngste Tochter des eben erwähnten Gr. C. v. S.“

„Diese seine Umstände entdeckte er mit Vertrauen dem hiesigen Fürstbischofe, und erhielt sogleich von diesem liebevollen Oberhirten die schriftliche Erklärung: daß, wenn der Landesfürst durch die Wichtigkeit der Gründe bewogen, das bürgerliche Ehehinderniß aufhebet, Er kein Bedenken tragen werde, zu gestatten, daß dieser solcher Gestalt gültig einzugehende bürgerliche Ehevertrag mittelst priesterlicher Einsegnung zum Sakramente erhoben werde.“

„Mit einer so wichtigen Erklärung bewaffnet, nahm Gr. v. Gl. zu dem Monarchen seine Zuflucht, und Se. Majestät liessen sich um so geneigter finden, das bürgerliche Ehehinderniß des ersten Grades der Verwandtschaft für diesen Fall aufzuheben, als allerhöchst Dieselbe den Vortheil, der aus dem durch den Fürstbischof angenommenen Grundsatze, wenn er einmal in der österreichischen Kirche allgemein bestehen sollte, für Ihre Unterthanen entspringen muß, nicht miskannte.“

„Gestern Abends also, d. 28. Sept. (1789.) wurde die Hochzeit ganz in der Stille begangen. Der Priester, der die Verlobten einsegnete, ist ein leiblicher Bruder der Vermählten.

Wertheſter Freund!

Belieben Sie dieſes Gutachten mehr von meiner Aufrichtigkeit als Rechtskunde, darinn ich ſelbſt noch lieber lernen, dann lehren will, gütigſt aufzunehmen. Keiner weiß alles, nur einer mehr als der andere, und etwa beſſer. Ich las die mir anvertrauten Blätter aufmerkſam, machte meine Reflexionen hierüber, und empfehle ſie der aufgeklärteren Einſicht, die das Unvollkommene vervollkommen wird. In dieſem Vertrauen eröffne ich meine Gedanken.

Die Publizität iſt öfter ein Vorwand der Verläumder. Es iſt auch nicht anſtändig, alles, wenn es auch wahr iſt, Publik zu machen. Dieß letztere, ſcheinet mir, hätte der Herr Nachrichtgeber beobachten ſollen. Oder wenn er doch glauben konnte, daß ſei-

ne Nachricht jemanden belehren würde, hätte er diese gemeinnützig machen sollen. Allein er theilte die Seltenheit des geschehenen Vorfalls nur jenem Theile des lesenden Publikums mit, der die Fortschritte der Wahrheit, wie er sagt, und die Tilgung einzelner Vorurtheile mit Herzensfreude aufnimmt. Doch wenn sein erzähltes Ereigniß solche Vortheile verschafte, hätte er dieses dem ganzen lesenden Publikum angönnen sollen, weil ein jeder Leser über dergleichen Wirkungen der Wahrheitsliebe sich freuet; indem er dadurch wesentliche Nutzbeförderungen für sein liebes Vaterland so sicher hoffet, als sehnlich wünschet. Oder irre ich? Es thäte mir leid, wenn ich irrte.

Ist aber wohl diese vernachrichtete Begebenheit so beschaffen? Entdecket sie nicht vielmehr Fortschritte der Vermessenheit statt der Wahrheit? Nicht vielmehr angedrohte Vernichtung der gesetzgebenden Kirchenmacht als Tilgung wahrer Vorurtheile? Mithin keine wünschenswerthe Vortheile, sondern abscheuwürdige Nachtheile, und zwar für Kirche und Staat, für Christen und Bürger, für die

die innerliche und äußerliche Ruhe und Eintracht, worauf doch die Glückseli keit auf dieser. Welt einen Theil ihrer Grundfeste setzet? Fürwahr, wer nicht jedem das Seinige zu geben und zu lassen bereit ist, beginnet alles in Zwietracht und in die Verwirrung zu bringen; und diese verhindert ganz gewiß, wie es auch die offenstehende Erfahrung zeiget, daß von der ächten Aufklärung bezielte Menschenwohl, und besonders der katholischen Christengemeine.

Mich dünkt, der Herr Nachrichtertheiler verrathe selbst solche Vorurtheile, die nur auf gefällige Einbildung; und was ist über diese? gegründet sind. Jedermann weiß, wähnet er, was für schiefe Begriffe man sich von der Natur der Eheverträge, von den Ursachen der Unauflöslichkeit, und über die Frage, wem es zustehe, Ehehinderniße festzusetzen oder aufzuheben, von der Zeit an gemacht habe, als es der Geistlichkeit gelungen ist, sich in den meisten katholischen Staaten die Ehegeschäfte, gleich anderen bloß weltlichen Gegenständen ausschliessungsweise zu zueignen.

Viel, aber nicht wahr gesagt, denn wer die Kirchen- und Litterargeschichte weiß, wird vielmehr sagen, daß schiefe Begriffe von der Ehesache zwar schon öfter, aber noch mehr seit dem unseligen Zeitlaufe eines Marsilius von Padu, eines Wilhelms von Okam, eines Antons de Dominis, eines Joanns Lau oyus ꝛc. nach ihrem verkehrten Sinne abgefasset worden, deren kühne Irrmeynungen heut zu Tage interessirte Modelehrer als Gmeiner, Neupauer, le Plat, Krsowski und andere schön zu färben, und folgewürdig anzurühmen suchen. Das Evangelium, die Apostellehren, die Konzilien, ja Kaisergesetze (*) selbst haben es längst entschieden, was von der Natur und Unauflöslichkeit der Ehe, von Setzung und Aufhebung der Hindernisse, von der Gerichtsbarkeit hierüber nach der zweyfachen Rücksicht eines Kontrakts und eines Sakraments zu beobachten sey, wie es die geistlich- und weltlichen Gesetzbücher aufweisen. Es ist auch eine gehäßige Unbild, daß es der Geistlichkeit, etwa durch List

(* Vid. Van Espen P. 2. T. 15. n. 25. Cabassut. Notit. eccles. Sæc. 16.

List oder Gewalt gelungen hätte, sich die Ehegeschäfte, und zwar ausschliessungsweise zu zueignen. Nein, sie hat es durch solche nur dem Weltgeist beliebige Behufsmittel niemal gesucht, oder zu suchen Ursache gehabt, sondern die von Christo dem Herrn, dem göttlichen Stifter, ihr gegebene, und bishieher ungestöhrt ausgeübte Macht, die sie weder ablegen darf noch wird, hat ihr dieses Sakramentswerk, das ja die Vertragshandlung an der Würde übertrift, weisest unterworfen, ohne dadurch die weltliche Macht nach dem wahren Gesichtspunkte zu beeinträchtigen. Auf welcher Seite herrschen wohl schiefe Begriffe von diesem nicht bloß weltlichem Gegenstande? Und welcher ist darum die Verbesserung derselben anzurathen? Eine das Ganze umfassende Ueberlegung soll es entscheiden.

Hätte der Herr Nachrichtverfasser dieses gethan, würde er folgende Worte nicht so unbehutsam dahin geschrieben haben. In den österreichischen Staaten diente zwar das vor einigen Jahren erlassene neue Ehepatent, diese Begriffe zu berichtigen, da es in sei-

nem Inhalt vorausesezet: der bürgerliche Ehevertrag könne auch unabhängig von den kirchlichen Gesezen gültig seyn, da es ohne Rücksicht auf diese bestimmet, welche Ehen künftig für Oesterreich gültig oder ungültig seyn sollen.

Eine richtige Unrichtigkeit, wie eine falsche Voraussezung. Freylich haben vorgedachte Lehrer durch aufgenußte Scheingründe ein neues, sonderbares, und dem Kirchengeist widriges Ehepatent von dem unächt eingenommenen Monarchen in Oesterreich abgelocket: aber dadurch sind die Begriffe noch nicht berichtiget, sondern nur mehr verwirret worden, wie es so viele gesuchte Erklärungen, Nachträge, Beylagen, Anmerkungen, Zweifel, Anfragen, Widersprüche bis zum Eckel bezeugen, weil sie noch nie eine beruhigende Auflösung erhielten, außer es dürften drohende Machtsprüche dafür gelten. Sic volo, sic jubeo — — Es mag auch Kraft dieses Patents der bürgerliche Ehevertrag unabhängig von den kirchlichen Gesezen gültig seyn, welches Niemand läugnet, der doch weiß, was jedem zugehört; wenn er aber eine christ-

liche

liche Ehe stiften soll, wie man es bey einem Katholiken erwartet, muß er auch nach der offenbaren Kircheneinrichtung gültig, und anerkennet seyn, weil er anders von der Kirche, und anders von dem Staate betrachtet wird, nämlich nach den verschiedenen Eigenschaften, die sie von einander unabhängig zu bestimmen haben. Wer die Sache wohl unterscheidet, lehret faßlich und überzeugend, wenn man es doch fassen will, und einer Ueberzeugung fähig ist.

Ob diesen unläugbaren Unterschied der Betrachtung bekennet der Herr Erzähler selbst, und schreibt: allein, wie man hiebey die höchstlöbl. Absicht hatte, die Meynung der österreichischen Bürger zu leiten, nicht zu überwältigen, so gestattete man denen, die aus Gewissenszärtlichkeit eine Ehe, welche nach den so genannten kanonischen Rechten nicht gültig war, obschon sie das bürgerliche Recht gut hieße, einzugehen sich nicht getrauten, bis nicht die kirchliche Dispens erfolgt wäre, die Erlaubniß sich um diese zu bewerben.

Eine weise und gerechte Verfügung. Es ist allerdings zu wünschen, daß alle Ehekandidaten eine solche Gewissenszärtlichkeit zur Beschämung der Gewissenslaxität ihrer Verführer fühlen, und aus christlichem Gesetzeifer allezeit offenbaren möchten. Denn wie sollen sie bey unbenebelter Erkenntniß der Kirchenforderungen eine Ehe eingehen wollen, wenn ihr Vertrag zur Materie des Sakraments nicht tauglich erkennet, und erkläret wird, welche Erkenntniß und Erklärung ja nur den Sakramentsausspendern zugehört? Es geziemt sich eines zu thun, aber auch das andere nicht zu unterlassen. Die Erlaubniß demnach von Seite der Weltmacht, sich bey der geistlichen Instanz von der billigsten Gewissensunruhe entbürden zu lassen, ist ganz überflüßig; denn es ist eine unnachläßliche Schuldigkeit, um eine allseitige Gültigkeit des einzugehenden Ehestandes besorget zu seyn: Und jedes Forum soll einander die freundschaftliche Unterstützung geben, daß seine Verordnungen ehrerbiethig beobachtet werden. So ein Bezeigen wird die erbaulichsten Folgen haben. Ja, so giebt man Gott, was Gottes

tes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Dieses nun wohl erwogen, und unbefangen eingesehen kann man nicht für wahr annehmen, was der Herr Geschichtverbreiter ferner behauptet. Jeder gültig eingegangene bürgerliche Ehevertrag zwischen Katholiken ist für sich allein geeignet, durch die priesterliche Einsegnung die Gnade des Sakraments zu überkommen, folglich daß sich der Fall einer geistl. Dispens in den Oesterreichischen Staaten, wo seit Erlassung des Ehepatents die Gültigkeit oder Ungültigkeit des Ehevertrages nur durch bürgerliche Gesetze bestimmet wird, nicht mehr ergeben kann.

Das heiße ich Systematisch geschlossen, wenn nur auch der Grund aß dieses angenommenen Systems wahr wäre. Aber solche Behauptungen zeigen nur Misbegriffe und Uebergriffe an, oder es giebt gar keine, das unsere Sprachkünstler nicht zulassen werden. Ich frage nur: welcher verständiger, gewissenhafter und ärgernißscheuer Priester wird eine Eheeinsegnung vornehmen, wenn er sieht,

wie

wie er aus klaren Gründen sehen kann, daß eine christlich seyn sollende Ehe zwar den bürgerlichen Gesetzen gemäß, aber von den kanonischen, eben so rechtskräftigen Verordnungen verbothen sey? das Tantum in domino, wie der Apostel fordert, (*) heißt nicht nach der Bestimmung der Landesherren, sondern nach den von der Kirche vorgeschriebenen Regeln das Ehegeschaft besorgen. Denn die Stelle lautet also: Sie, (die Wittwe,) kann ehelichen, wenn sie will, nur daß er ein Christ sey. Ein Christ aber als Christ muß nach den Gesetzen der christlichen Kirche so gehorsam handeln, wie er als Bürger nach den bürgerlichen Satzungen zu handeln schuldig ist. Es ist daher eine nur einseitige Gültigkeit nicht genug, eine priesterliche Einsegnung vornehmen zu dürfen. Quod omnes tangit, ab omnibus adprobari debet. Das Ehegeschäft hängt von der Kirche und dem Staate ab, also ist beyderseitige Begnehmigung hiezu nöthig. Wer unpartheyisch denkt, wird dieses nie in Abred stellen.

Dies

(*) 1. Cor. 7. 39.

Diesemnach wollte ich lieber, daß kein Bischof aufgetretten wäre, der eine so vielfältig gesetzwidrige Handlung mit seinem Ansehen unterstützte, die ein so großes Misfallen als Verwunderung bey redlichen Kennern des katholischen Kirchensystems, so wohl Katholiken als Protestanten, erweckte. Es ist eitel Schmeicheley, ein leeres Lobgespinnst, daß die beförderte Liebs und Ehegeschichte eine glückliche Folge seiner hellen Denkensart, seines unbefangenen Charakters, und seiner Entschlossenheit in Amtssachen nach seiner besseren Erkenntniß zu handeln wäre.

Aus diesem Auftritte läßt sich nicht erproben. Auch das Laster ist oft wenigst auf eine Zeit glücklich, und die Tugend unglücklich. Ein Bischof soll freylich als ein Licht der Welt eine helle Denkensart haben; doch giebt es auch Irrlichter, die verführen. Sein Charakter muß von nichts so stark, als von seinen Amtspflichten gefangen seyn. Entschlossenheit ist in unsern Tagen einem bedrängten Vorsteher gewiß nothwendig; aber er muß entschlossen seyn, lieber für seine Schaafe zu sterben, als mit den Wölfen zu heulen:

groß-

großmüthig für die verfochtene Wahrheit zu leiden, als sie auf ungerechte Weise zurückhalten. Er muß immer nach besseren Kenntnissen streben, und darnach handeln; allein bey diesem Vorfalle kann ich um so weniger eine solche erkennen, als unverhofter der freygebige Lobsprecher selbst bekennet, daß die dießfällige Geschäftsfügung mit den Gesinnungen seiner übrigen Amtsgenossen nicht übereinstimmte. Also mehrmal Altar wider Altar. Wie erbaulich! der hochansehnliche Sonderling dachte wohl nicht, daß er dadurch bey einem Theile des ungleich denkenden Publikums sich selbst, und bey dem andern seine erlauchten Mitbischöfe herabsetzen würde. Ist dieses aber der Achtung, die man seinem, und fremden Charakter schuldig ist, gemäß? Wo die Einigkeit ist, ist billige Vermuthung der Wahrheit. (*) Und klüger ist, den mehrern sich gleichförmig zeigen, als ihnen ohne hinreichenden Beweisgründen entgegen handeln,

und

(*) Deus in cathedra unitatis doctrinam posuit veritatis. S. Aug. vid. Italus ad Febron. Ep. 32. p. 344.

und sich als den Klugesten aufwerfen. O solche Klüglinge sind oft der Wahrheit himmelweit irre gegangen. (*) Man soll vielmehr dem machiavellischen divide & impera mit vereinigten Kräften sich widersetzen, damit man die Ehrwürdigkeit des hierarchischen Kirchenregiments, so viel möglich, unbekränkt behaupten möge. Wider solche Anfälle muß man von Amtswegen, wie eine ährene Mauer dastehen. Diese räth die bessere Erkenntniß seiner Pflichten.

Was ich bey dieser gepriesenen Amtsführung sowohl, als bey dem ganzen Ceremoniel bewundere, und am wenigsten tadelwürdig ansehe, ist, daß diese lichtscheue Geschichte nur zwischen vier Mauren, sicher genug, aufgeführet, und Abends in der Stille, warum denn so stille? ganz und gar ausgeführet worden. Sollte man nicht denken: Wer unrecht thut, scheuet das Licht, denn

seine

*) Qui Ecclesiæ renititur, & resistit, qui cathedram Petri, super quam fundata est Ecclesia, deserit, in Ecclesia se esse confidit? S. Cypr. de unit. Eccles. c. 4.

seine Werke sind böse *)? Ich bedaure es. Möchte es nur kein Verräther für gut befunden haben, diese im Verborgenen aufgestellte Begebenheit an das beschämende Taglicht zu ziehen, und damit eine schiefe und ausschweifende Auslegung des k. k. Ehepatents, wie eine Ordnungswidrige Anmaßung eines Bischöflichen Singularisten der großen Welt zur gefährlichen Schaue auszustellen. Aber sey es! sie soll nun ins helle Taglicht gezogen werden, damit das Scheusal davon allen Ehebegierigen, aber nicht von heute bis morgen, zur Warnung diene, sich von keiner Afterpolitik, die so gerne despotisch wird, täuschen zu lassen. Ich nehme daher den letztern Theil der den Umständen angemessenen Rede, in die Vertäuschung, die ein leiblicher Bruder, welch ein Trost! und ein katholischer Priester, wie unerwartet! bey dieser verheimlichten Feyerlichkeit gehalten hat. Sie ist in vielen Stücken vortreflich gedacht, schön gesagt, und rührend an das Herz gelegt. Allein bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu.

*) Joan. 3. 20.

Nun bin ich noch, sprach der warme Redner, den Herumstehenden ein Wort über das besondere Ereigniß einer im ersten Grade der Verwandtschaft ohne geistl. Dispens eingegangenen Ehe vorzutragen schuldig. Ohne Zweifel, und nothwendig. Denn dieses Wort können nicht alle begreifen, ja so wenig als die Ereigniß begnehmigen.

Und wie kann eine Rechtfertigung einer solchergestalt unternommenen Priesterhandlung, und einer so unerlaubten als sonderbaren Eheverbindung einleuchtend und überzeugend abgefasset werden? Ja nicht durch fade Erklärungen, durch unpassende Umschweife, durch verworrene Begriffe, durch verkehrte Vorstellungen, durch verworffene Lehrgründe, durch erdichtete Beweise, durch willkührliche Diktatorssprüche? Prüfe man also diese dogmatisirende Verantwortung, und suche man das Wahre, Zuverläßige, Rechtsgegründete auf! Man kritikastert ja über entschiedene Glaubensdogmen; denn die alles erschöpfende Hyper-Philosophen, diese aufgeklärten Titular-Christen wagen sich wie Ikarus so lange in die Höhe, bis es ihnen gefällig ist auch

die Tiefen zu ergründen. Warum soll man nicht betrügliche Menschenmeynungen, ob sie schon inkrustirte Lieblingsseufzer enthalten, einer wahrheitliebenden Prüfung unterwerfen, um zu erheben: ob sie die oft erwähnte Ehehandlung der Ungerechtigkeit, mithin auch der Ungültigkeit entziehen mögen?

Welch ein Phänomen in der Christenwelt, die man noch eine katholische nennt! Eine Ehe eingehen, und zwar im ersten Grade der Verwandtschaft, ja noch dazu ohne geistl. Dispens. Kann dieses rechtmäßig, Beyfall- und Folgewürdig einem Katholiken vorkommen? Der allgemeine, selbstreformirende Kirchenrath zu Trient, dessen Ansehen und Verbindungskraft weder eine Profanmacht noch untergeordnete Bischofsgewalt zu vermitteln befugt ist *), hat weislich und deut-

*) Was die neu betitelten æthnæi fratres, in cœlo capita alta ferentes, horrendum concilium im Emserbaad nach ihrer Ueberzeugung oder Diensteifer dawider punktirt haben, hat bishieher keine Rechtskraft, und wird auch schwerlich eine bekommen. Vid. magni

deutlich verordnet: In contrahendis matrimoniis vel nulla omnino detur dispensatio vel

magni nominis viri *Martini Gerbert* A. & P. ad S. B. *Ecclesia militans* Tom. 2. p. 127. & seqq: Dabey wird mancher einen gallichten Speichel auswerfen, und sagen: So schreibt halt auch nur ein Mönch — — Ja ein Mönch; aber ein solcher grundgelehrter und rechtliebender Mann, dem alle Mönchsfeinde kaum die Schuhriemen aufzulösen im Stande seyn dürften. — — Doch ist er deßwegen untrüglich? — Sind es andere? Etwa die nur eingebildeten Rechthaber, und diktatorischen Tongeber? Die prallerischen Modehändler gelehrter Albernheiten? Die Geburtreichen Berge, und geldsüchtigen Lieferanten zu den Schand- und Sudelpressen? Die Superpedantischen Pedantenlästerer? Die unphilosophisch-widertheologischen Fragmentisten? Die aufklärenden Bestürmer vergrösserter Kleinigkeiten? Die illuminirten Verfinsterer wichtigster Wahrheiten? Die wildeifernden Mückensauger, und tolerantesten Kameelschlucker? Die läiisch-faustisch-christlichen Deisten? Die donquixotischen Glaubensfeger, und voltairischen Unglaubensstifter? Die angebetheten Gottheit-

vel raro: idque ex cauſa & gratis *) concedatur. NB. in II. Gradu, *multo minus in I.* nunquam diſpenſetur, niſi inter magnos Principes, & ob publicam cauſam. Denn wie der heil. Bernard merkwürdig erinnert: Ubi neceſſitas urget, excuſ-

heiten der litterariſchen Rennomiſterey? — Ey doch, daß dieſe Weisheitsmonopoliſten allein weder betrügen noch betrogen werden! O du göttlichſte Vernunftskritik!! Wenn du mir nicht ſo oft dir ſelbſt widerſprächeſt, je nachdem du das Erkenntniß, und Begehrensvermögen regiereſt! — Gottesweisheit widerſpricht Sich nie: wie oft aber die Menſchenvernunft! Welche alſo aus den Widerſprechenden darf ſich für untrüglich ausgeben? — Was folget hieraus? das, was ſie dem ungeachtet leicht ſchlieſſen kann, Ihr Vermögen, eine unfehlbare Schiedrichterin zu ſeyn. Wer dann? — Vielleicht hiſtoriſche Wahrheit? — Wo iſt ſie dann? bey dieſen oder jenen? Seſſ. 24. C. 5. de reform. Matrim.

*) Die Kanzleytaxen aber ſind bey allen Stellen gewöhnlich, und werden oft nur um abzuſchrecken geſteigert. Die geringen Beſoldungen ſeufzen ebenfalls darum. — — —

cuſabilis diſpenſatio eſt: ubi utilitas provocat, diſpenſatio laudabilis eſt. Utilitas, dico, communis, non propria. Nam cum nihil horum eſt, non plane fidelis diſpenſatio, ſed crudelis diſpenſatio eſt*). Dergleichen vernünftige Urſachen erwähnet nebſt andern Rechtsgelehrten der beſterfahrne Rabaſſut in der Menge, derer jede eine genaue Unterſuchung fordert: ob ſie nach den Regeln der Klugheit und Billigkeit anwendbar ſey oder nicht?

Ob nun bey dieſer eingegangenen Ehe derer eine oder die andere, oder mehrere zuſammen obwalten? kann ich aus der obſchon viel aufklärenden Rede des Hrn. Einſegners nicht entnehmen. Allein die Urſache dieſer Vereheligung iſt leicht zu errathen. Er brauchte nämlich keine derſelben anzuführen; weil er [illegible] der Gültigkeit des Ehevertrags von Seiten der politiſchen Geſetzgebung eine geiſtl. Diſpens für überflüßig hält, wodurch er auch zu erkennen giebt, daß die edlen Brautperſonen Sich von keiner Gewiſſenszärtlichkeit hät-

*) I. 3. de Conſiderat. ad Eugen. P. C. 10.

hätten beunruhigen lassen sollen, indem es ihnen genug hätte seyn können, daß der Monarch das bürgerl. Ehehinderniß des I. Grades der Verwandtschaft für diesen Fall aufgeschoben habe. Denn diesemnach trug der heller, als andere, denkende Bischof selbst kein Bedenken, zu gestatten, daß dieser solchergestalt gültig einzugehende bürgerliche Ehevertrag mittels priesterlicher Einsegnung (ist diese nicht auch überflüßig?) zum Sakrament erhoben würde.

Ich muß es nochmal sagen, weil man es nie oft genug sagen kann: Ein Irrthum auf den andern. Ich bin aber deßwegen kein Ketzermacher. Ich denke nur: Wie! bey einem so heicklicht und wichtigen Falle trug ein Bischof, ein eidlich verpflichteter Bewahrer der Kirchengesetze kein Bedenken, dieses zu gestatten? Ein verdrüßlicher Gedanke! Warum kann ich dann nicht auch alles Krumme gerade seyn lassen? Sollen dann die Grundsätze aus dem Naturrecht nicht für alle Menschen gleich, und jene des Kirchenrechts nicht für alle Kleriker nach dem Titel de Maioritate & obedientia verbindlich seyn? oder

was

was ist im Kollisionsfalle der Kirchen- und Staatspolitik zur Beruhigung eines noch wachenden Gewissens zu entscheiden? oder giebt es etwa gar keinen Kollisionsfall mehr? das Mindere weiche dem Grössern! — Aber — Und wo ist dann die Probe, eine stichhaltende Probe von einer so gestalteten Sakramentserhebung? O ja, ein Gleichniß, hinkt es nicht? beweist es das, was es beweisen soll? soll den einleuchtend und überzeugenden Beweis seiner irrigen Gesinnung abgeben. Gleichwie, heißt es, die an und für Sich bloß menschliche Handlung der Abwischung eines neugebohrnen Kindes, wenn sie in der Absicht, das dabey vorkommende Geheimniß der Taufe zu erfüllen geschieht, die verheissene Gnade des Sakraments wirket, wobey natürliches Wasser, die Absicht das Sakrament zu verrichten, und die Beobachtung des vorgeschriebenen Ritus wesentlich nöthig ist; Also empfangen die Eheleute allemal bey Schließung des Ehevertrages die Gnade des Sakraments, wenn der Ehevertrag nach den natürlichen und bürgerlichen Gesetzen gültig ist, die Partheyen, die

Absicht haben, das Sakrament zu verrichten, und die Handlung nach dem durch die Kirche vorgeschriebenen Ritus geschieht. Genug!

Welch' ein scheinbarer, betäubender Beweis, daß zur Bewirkung des Ehesakraments nicht mehr und nicht weniger erfordert werde; ja, in den Augen derjenigen, die nur einfältig wie die Tauben, aber nicht klug, wie die Schlangen sind, könnte es genug scheinen. Apostolische Männer aber sollen jenen und dieser gleichen; daher müssen sie den ganzen Umfang der Eheeinrichtung in Betrachtung ziehen, in welcher Hinsicht sie den gestellten Beweis durch ein unpassendes Gleichniß nur für ein sophistisches Wirrwar, und für ein Ebentheuer, das von Hauptheilen zu wenig hat, ansehen werden. Mein! warum die Abwaschung des Täuflings mit natürlichem Wasser, unter Aussprechung zweckmäßiger Worte, und nach der vorgeschriebenen Meynung zu einem Sakrament, sobald dieß alles geschehen ist? — Etwa, weil der Landsherr Kraft seiner Majestätsrechte nicht mehr dazu fordert, welchem das

Wasser,

Wasser, als ein natürlich, und nicht pur geistliches Wesen, wie auch der getaufte und der, obschon geweyhte, Kirchendiener als Bürger unterworfen sind *)? Oder weil die Kirche, die über den Stof, die Form und den Austheiler des Sakraments der Taufe keine andere, dann die angeregten Erfordernisse dazu bestimmet hat, der es obliegt, das Wesentliche sowohl, als das Zufällige zu erklären, und anzuordnen, wie sie von dem göttlichen Einsetzer der Sa-

(*) Bald sollte man denken, daß sich die Gerichtsbarkeit der Fürsten auch auf die Abschaffung einer priesterlichen Einsegnung, ja auf die Losspr.echung des Priesters erstrecken könne, mithin so gar von der Kirche vorbehaltene Sündenfälle aufheben dürfte, weil sie ein Recht auf die Personen der Eheleute und Basser inne haben, um so mehr, da nach gegründeter Meynung vieler Gelehrten die Kontrahirenden selbst der Minister des Sakraments seyn können. Aber wohin kämen wir noch? Metiri sua regna decet, viresque fateri.

Man sehe den Hirtenbrief des Herrn Erzbischofes von Paris 1756.

Leg. Trid. Sess. 24. de Reform. Matrim. præcedentium Synodorum vestigiis insistens, non noAa sibi arrogans, aut jura aliena usurpans. Ejusmodi Impostura figmenta sunt aut Ignorantum aut calumniatorum.

Sakramente gelehret, und authorisiret worden ist? — Ich glaube das Letztere; indem es aus dem Evangelium, aus der Erblehre, aus der allgemeinen Observanz klar vor Augen ist, das nur die Kirche die vollständige Einrichtung der Sakramente, wie deren Austheilung, in dem Bezirke ihrer Gewalt habe. Nun aber hat sie bey der Verfassung des Ehekontrakts, der zugleich ein Sakrament werden soll, weit mehr von jeher gefordert, als nur eine bürgerliche Gültigkeit desselben in Rucksicht der weltlichen Gerichtsbarkeit, mithin müssen auch, um gedachten Endzweck zu erreichen, die Forderungen der Kirche so wohl, als jene des Staates erfüllet werden. Denn wie dieser den oft erwähnten Kontrakt verschieden qualifizieren kann, um ihn rechtsgültig im bürgerlichen Betracht auszustafieren; eben so kann die Kirche dem natürlich und bürgerlichen Kontrakt verschiedenen Forderungen beysetzen, ohne derer Erfüllung sie ihn zum tüchtigen Stof des Sakraments nicht aufnehmen kann, oder will, ausser sie läßt aus erheblichen Ursachen diese Bedingnisse nach, die sie sonst in der Regel zu beobachten befohlen hat *). Die weltliche Macht hat dies-

(*) Ob aber die Herren Bischöfe in den Gesetzten Ehehindernissen eigenmächtig dispensiren kön-

diesfalls der Kirche so wenig vorzuschreiben, oder ihren Gesetzen die Verbindungskraft zu benehmen, als wenig dergleichen die Kirche ge-

können? Ist hierüber der vorsichtige Rabassut lesenswerth, der seine Meynung aus Konzilienschlüssen und Vernunftsgründen erörtert, Jur. can. Theor. & Prax. l. 3. c. 27. n. 6. Und ob auch die Landesfürsten eine grössere Gerichtsbarkeit, als der kanonisch bestimmte Nexus hierarchicus, ihnen geben könne? sollte gar keine Frage seyn, weil sie diesen zu verbindern, minder aufzulösen niemal berechtiget sind. Und der Thatweg ist kein Rechtsweg, wie widersprochene Anmaßungen keine Befugnisse sind. Die Folgen wären schreckbar, zum Schauder der Freyheitliebenden Menschheit. Wie wenig wurden glücklich, wie viele unglücklich seyn! Indessen will ich keineswegs verneinen, daß es dringende Umstände gäbe, worinn der Casus papalis ein episcopalis werden kann. Denn was überhaupt in derley Fällen die Epicikie vermag, weis ohnehin jeder, der mehr praktische Klugheit, als Spekulative Wissenschaft besitzet. So können gar auch aus den Casibus episcopalibus Archidiaconales, Decanales und Parochiales entstehen. Warum dann nicht? Sollten sich die Minoriten weniger als die Majoriten mit einer nöthig scheinenden Selbsthülfe beruhigen, und vor der deutschen, ja ganzen Christenwelt rechtfertigen können? Man lese die Frage: Ob die Priester den Bischöfen an Gewalt und Würde nicht gleich stehen?

gegen die Staatsgesetze zu thun vermag, weil eine Macht wie die andere in ihrem Wirkungskreise die höchste Macht ist, folgsam keine Abhängigkeit, sondern nur schwesterliche Verbindung, wechselseitig eingestehet. Von diesen zwoen Mächten, um davon wahre Begriffe zu holen, verdienet vor andern Jamin, ein französischer Gelehrter, kein Ultramontanist, gelesen zu werden. Seine Abhandlung heißt: Theologische Gedanken in Absicht auf die Irrthümer dieser Zeit. Man lese besonders auf unsern Streitpunkt das VIII. Hauptstück von dem Unterschiede der zwoen Mächte. Vielleicht stößt darinn ein fanatischer Philosoph auf theologische Hirkozerven: aber was lästert ein solcher Allwissender nicht? Ist er nicht selbst ein Ens — Rationis? — — Der Herr Redner weiß auch vieles. Er wird so gar den beliebten Ehekatechismus fleißig studirt haben. Denn er weis so gut, als immer einer, und bekennet es selbst, daß die Kirche auch ihrer Seits Vorschriften in Ehesachen erlassen habe, und andurch andere Ehehinderniße nach dem Kirchenrechte nebst jenen des Staatsrechts uns vor Augen liegen. Dieß eigene Geständniß ist die stärkste Probe. Es ist wirklich so. Ich will nur einige, nicht aus dem zu hart beschuldigten Isidor Merkator, sondern aus richtigen Zeugnissen seiner Vorzeit anführen. Also lesen wir in dem 27sten Kanon unter

jenen

jenen, die man die Apostolischen nennet, das zwar den Lektoren und Cantoren zu ehelichen erlaubet, dem höheren Klerus aber gänzlich, wie noch heut zu Tage zum unstillbaren Verdruße mancher, nicht übermenschlicher Priester, verbothen worden. In dem Synod zu Anzyra im Jahre 314. wurde im 10ten Kanon die gewaltthätige Entführung als ein Vernichten des Ehehindernißes festgesetzet. Um eben diese Zeit verboth der Synod zu Neuzesarea im 2ten Kanon die Ehen zwischen Anverwandten. Tertullian L. de Corona Mil. C. 13. meldet von dem Ehehinderniße, welches aus Verschiedenheit der Religionen entspringet. Der grosse Basilius in dem Schreiben an den Amphilochius benennet das Gelübd, die Entführung und Verwandtschaft als so viele Ehehinderniße, darum er, ey der zu strenge Mann, die Ehe eines Wittwers mit der Schwester seiner verstorbenen Gattin als ungültig verworfen hat. Epist. ad Diodor. Er bekennte anbey, daß er diese Verordnungen durch die Uebergabe seiner Vorfahren erhalten habe. Ist er etwa zu wenig aufgeklärt oder doch kein Weltmann gewesen?

Es ist fürwahr unläugbar, daß die Kirche die Gewalt, Ehehinderniße zu bestimmen, von ihrem Ursprunge bis auf unsere

Zei-

Zeiten ununterbrochen ausgeübet habe *). Allein, so wenig dieses der schlaue Herr Einsegner läugnet, kömmt er doch auf einen verzweifelten Gedanken, wenn er nur nicht irrig wäre. Er bildet sich ein, und getraute sichs als eine Wahrheit vorzutragen, als hätte die Kirche diese Gewalt nur von den Landesfürsten erbethen, oder von selben frey erhalten, welche dann solche Ueberlassung willkührlich oder doch aus gewissen Staatsursachen, derer es unendliche giebt, wiederrufen könnte, wie es auch wirklich in Oesterreich geschehen seyn soll, indem seit Einführung des Ehepatents alle geistliche Ehegesetze aufgehöret hätten. Das lasse ich mir ein allmächtiges Ehepatent seyn, wenn es so viel bewirken kann.

Jedoch fictiones sunt juris, non personarum, habe ich schon gehört, und gelesen. Hätte doch dieser so sinnreiche Dichter die Epoche, das Land und den Namen eines Fürsten angezeiget, welcher der Erste ein solches Privilegium der Kirche verliehen haben soll? Das ist wahr, daß Kaiser und Könige als eine ganz und gar nicht erniedrigende Pflicht es angesehen haben, die Gesetze der Kirche auch mit ihrem Ansehen dem christlichen Unterthanen Ehr- und Befolgungswürdiger zu machen, und deren Erfüllung erbauungsvoll

(*) Vid. Natal. Alex. Theol. dogmat. moral. l. 2. de Matrim. c. 4. a. 1.

voll zu betreiben. Man weis ja das C. 1. de N. O. N. (*) Sicut Leges non dedignantur sacros canones imitari, ita & sacrorum Statuta canonum Principum constitutionibus adjuvantur. Aber die Gewalt, Verordnungen im Betreff der Sakramente zu machen, kann die Kirche nur von ihrem Stifter, der Gott selbst ist, erlanget haben, gleichwie der weltliche Monarch die Vollmacht über bürgerliche Gegenstände Verfassungen zu machen, nicht von der Kirche, sondern unmittelbar von Gott erhalten hat. Omnis potestas a Deo. Die geistliche wie die weltliche Macht hat einen Urheber.

Es wäre darum ganz widersinnig, wenn die Landesfürsten, die selbst als Söhne der Kirche ihren heilsamen Verordnungen unterworfen sind *); denn sie sind nicht über die Kirche als Regenten, sondern für sie als Schuzherrn gestellt, wenn diese, sage ich, befugt

---

(*) Vid. Capit. Franc. l. 5. c. 7. Bossuet defence de quatre propositions du Clergé de france. Conc. Milev. can. 17. an. 416.

(*) Si Imperator *catholicus* est, Filius est, non Præsul Ecclesiæ: quod ad Religionem competit, discere ei convenit, non docere. Die Sakramente gehören ja zur Religion? can. 11. dist. 96.

Man lese die Abhandlung: Was ist der Römische Kaiser? 1783. §. 15. Capitulat. Josephi II. art. 16. §. 8.

fugt seyn sollen, die aus billiger Absicht verfaßten Kirchengesetze aufzuheben oder gar ihre gesetzgebende Macht kraftlos zu machen. Wir wissen aus sicheren Urkunden, daß vielmehr die Kirche einen Ehekontrakt, ob er schon bürgerlich betrachtet gültig war, nach Erheischung der Umstände nicht so gebilliget habe, daß sie darinn eine solche Wirkungskraft erkennet hätte, die nebst den bürgerlichen Folgen auch die Auflösung des ehelichen Bandes bewerkstelligen könnte, wie dieß der rechtschaffene, nicht kurialistische Pabst Benedikt Lambertini, nach seiner weit umfassenden Gelehrsamkeit mit Beyspielen erweiset *). Ein welches zum unverkennbaren Beweis dienet, daß die Gewalt der Kirche, die sie in Bestimmung der vernichtenden Ehehinderniße bisher ausgeübet hat, keineswegs von der Willkühr und Gnade der Landesherrn abhängig sey, weil sie sonst dergleichen kirchliche Verfügungen niemal würden zugelassen haben. Oder hat der Herr Jesus auf Begnehmigung der Fürsten, kraft einer kaiserl. Verordnung des Tiberius oder durch ein Rathsrescript vom Sanhedrin den Scheidebrief abgewürdiget? Auf keine Weise. Warum soll also die Kirche die Gewalt in der sakramentlichen Ehesache etwas

zu

(*) L. de Syn. Diœcef. l. c. 9. 10. & 11. Trid. Seff. 24. c. 1. & c. 1. de conjug. Serv.

zu verordnen der Gnade und Nachsicht der Weltregenten zu verdanken haben? Wenn dieses wäre, wurde die Kirche niemal gegen unerlaubte Eheverbindungen der Fürsten selbsten zu Vorwürfen, Drohungen und Bannstrafen vorgeschritten seyn, wie es aus der Geschichte bekannt ist.

Ich kann daher den in Oesterreich angenommenen Grundsätzen, so sehr sie die gemütheten Schullehrer zu beschönigen suchen, keineswegs beypflichten, daß der weltlichen Herrschergewalt eine Rechtsbefugniß zustehe, trennende Ehehinderniße ohne Beystimmung der Kirchenmacht einzuführen oder aufzuheben *). Denn was folgte hieraus? Hörte nicht die Kirche auf, eine einige, heilige, katholische und apostolische Kirche zu seyn? Sie würde nicht mehr einig seyn, weil sie, da sie keinen unwandelbaren Mittelpunkt der Einigkeit hätte, so viele Häupter als Regenten zählte, und in verschiedenen Staaten eine ganz ungleiche, ja sich oft widersprechende Verfassung annehmen muste, je nachdem es einem Fürsten einfiel, bald diese, bald andere Hinderniße zu setzen oder aufzuheben. Sie hörte auch auf heilig zu seyn: Denn da sie sich

nach

(*) Vid. S. Thom. in supplem. 3. P. Q. 50. Art. un. in Respons ad 4. & q. 57. a. 2.

nach dem Willen der Fürsten schmiegen mußte, hätte sie nicht mehr Christum den Herrn, die Quelle aller Heiligkeit, zu ihrem Haupte, und sie handelte nicht mehr nach der Leitung eines Heiligen, sondern nach den Launen des veränderlichen Weltgeistes. Sie wäre eben so wenig katholisch oder allgemein, weil sie nicht mehr zu allen Zeiten, und an allen Orten in ihrer Glaubens- und Sittenlehre gleichförmig wäre. Mann könnte sie darum auch nicht mehr apostolisch nennen, weil die Fürsten, derer Folge nicht bis zu den Aposteln hinauf steiget, darinn Gesetze machten, und statt sich als folgsame Schaafe zu zeigen nur als gebietherische Hirten sich bewiesen. O das wurde eine saubere Kirche seyn, ohne Runzel und ohne Mackel, eine würdige Braut Christi! — oder vielmehr eine babylonische H= = das sey fern!

Ich bin also nichts weniger als überzeugt, wie sich der Herr Redner zu seyn rühmet, daß die bloße That eines so heilig, so gewissenhaft, so in allen Handlungen reinen Oberhirten hinlänglich gewesen sey, die Grundsätze, worauf sie beruhet bey den Umstehenden zu rechtfertigen *). Denn der Min-

(*) Weit sey von mir das Verdienst dieser Lobsprüche dem Herrn Bischof platterdings, oder

Mindere vermag nichts in dem Gesetze des Höheren, das gewiß ein allgemeines Konzilium ist, abzuändern, oder, ohne unrecht zu thun, dawider zu handeln *). Solche kühne

oder wie die Zensurenschleuderer thun, in Globo abzuläugnen. Nur macht mich meine Menschenkenntniß immer mehr mistrauisch. Und der heilige Prosper saget mir, und andern zur Behutsamkeit:

De Ingratis vers 785.

Nec tibi fallacis subrepat mago decoris.
Nullum ex his errare putes: licet in cruce vitam
Ducant, & jugi afficiant sua corpora morte,
Abstineant opibus, sint casti, sintque benigni,
Terrenisque ferant animum super astra relictis:
Crescere quo cupiunt, minuuntur, proficiendo
Deficiunt: surgendo cadunt: currendo recedunt:
Unde etenim vani frustra splendascere quærunt,
Inde obscurantur; quoniam *sua* laudis amore
Non *quæ sunt Christi* quærunt nec sit Deus illis
Principium, & *capiti* non dant *in corpore* regnum.

(*) Es ist doch zum lachen oder zörnen: die Schismatischen Widerpäbstler halten strenge auf die weder kanonisch noch konziliarisch abge-

ne Handlungen, gleichwie sie den Keim zu weiter greifender, höchst unbeliebigen Widersetzlichkeit, und so gar zu ärgerlichen Spaltun-

abgefaßten Sätze der vierten und fünften Session des Kostnizersynods, die auch einen rechtmäßigen Oberhirten dem versammelten oder zerstreut entscheidenden Unterhirten unterworfen haben sollten; gleich als wäre der Felsen auf die Kirche, und nicht diese auf jenen gebauet. Wie widersinnig! allein wenn auch dieses wahr wäre; so wäre es ja eben so ordnungswidrig, daß die Schaafe und Lämmer weniger den Entscheidungen eines allgemeinen Konzilium unterwürfig, und zur Befolgung der unter Bannstrafen verbindenden Satzungen verpflichtet wären. Wie ungereimt läßt es, nur der Papst, obwohl das Oberhaupt, sollte niemal über die Kanones, sondern allezeit Ihnen unterthänig seyn: aber die mindern Glieder könnten ungehindert aus politischen Scheingründen oder gar aus eingeschwärzter Amtshoheit darüber hinausgehen, und demselben mit gutem Gewissen entgegen handeln? Wie Vernunft- und Rechtswidrig! die Mehrern nämlich vermögen mehr, als nur Einer, eben so, glaube ich, wie die Subalternen Offiziers mehr, als der General, und so gar mit ihm zu befehlen haben, weil sie so unmittelbar, wie er, ihren Rang und Gewalt von dem Fürsten erlanget haben. — Ist dieses wahr? oder passet etwa das Gleichniß nicht? — dem freylich nicht, der es weder verstehen, noch gehöriger maßen anwenden will. Es giebt Leute, die einen Streitpunkt

nur

tungen legen; also setzen sie die sakramentalischen werden ollenden Eheverträge der Ungültigkeit oder doch der Ungewißheit aus, welches jederzeit nach Einstimmung aller Gottesgelehrten

nur einseitig entweder aus einem Vorurtheile oder einer Vorliebe anschauen; und ihn dennoch besser einsehen wollen, dann jene, die mit offenen Augen niemanden zu Liebe, und niemanden zu Leid, aus keiner Furcht noch Hofnung, die Sache beurtheilen, und offenherzig die Wahrheit, die nackte Wahrheit vorlegen. — Verdienet so eine irrende Eigenliebe einen Beyfall? oder diese unwissende Schmeicheley, die bey der einleuchtendsten Gegenerinnerung immer vorgiebt, daß sie nur die Jura primigenia der Herrn Bischöfe pflichtmäßig vindizieren wolle, die bald ein despotischer Pabst, bald die habsüchtige Kurie, sonst Niemond? gestöret, und an Sich gerissen hätte. Ein löblicher Eifer, wenn er nur bescheidener wäre. Aber möchten diese verkehrten Rechtseiferer noch lieber die wahren officia primigenia, als die in ihrem Sinne unwahren Jura der von ihnen falsch berichteten Prinzipalen betreiben, und sie in die gesetzmäßige Thätigkeit setzen, was gewänne wohl die Religion, die Kirche, jede Christenseele dadurch? — Doch welch ein Vergnügen für den heiligsten Vater! Es giebt gleichwohl Fälle, worinn er mehr können, und thun muß, als Er verlanget. Da darf er schon als ein Luminare maius in vollem Glanze, in plenitudine potestatis, auftretten, um die verhüllten Absichten eines neu erschaffenen Kirchenlichts

in

gelehrten unerlaubt ist. Denn wenn man das Gewiße weis, und bey Handen hat, darf man nichts ungewißes dazu anwenden. Hierinnfalls darf man niemal einer Wahrscheinlichkeit trauen, sondern man ist verbunden, *nur* was sicher ist, genau zu beobachten, welches so gar die sogenannten Probabilisten behaupten. Tene certum, dimitte incertum. Ob sich nun der so willfährige Herr Bischof also klug, und vorsichtig verhalten habe? ist unschwer zu entscheiden. Ich überlasse es den bessern Einsichten, die sohin ein gerechtes Bescheidmaaß hierüber anzuwenden im Stande sind und sich vor Niemanden scheuen werden, der Wahrheit und Gerechtigkeit ein erbauen-

---

in kaum übersehbaren Schimmer zu versetzen. — Was soll man von diesen katholischen Antipapisten halten? Für sie kann der Pabst alles; wider sie aber kann er nichts, wenn er auch die billigsten Ursachen dazu hätte. Welch' ein Zusammenhang ihrer Grundsätze! — Aber wie viele giebt es Argumenta ad Hominem — ad excusandas excusationes in peccatis! Und wie viele herzstärkende Trostpflästerchen, weil man nicht mehr auf eine richterliche Gerechtigkeit, sondern nur auf die väterliche Barmherzigkeit denken darf! — Grossen Dank ihr liebvollen Menschenfreunde! Ihr tröstet eures Gleichen besser, als selbst die katholisch- und lutherische Bibel. Recht so, man muß Tolerant seyn, das heißt: Leben, und Leben lassen, und keinen verdammen.

bauendes Zeugniß zu geben. Wer das Recht unverletzt bewahret, der wird seine Gerechtfertigung erhalten, und wer dieses leret, weiß sich alsdann zu verantworten, Buch der Weisheit am 7. Kap. 11. v.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre mich zu unterzeichnen

meines wertheften Freundes
ergebenster Diener.

Anhang.

Ich hoffe gewis, daß die so gewissenlos gekränkten Kirchenrechte wieder in ihr geziemendes Ansehen und Befolgung werden gesetzet werden, dadurch der gänzlichen Zerstöhrung der geistlichen Hierarchie möglichst vorzubeugen, und die religionslosen Bestrebungen der übermüthigen Bestürmer nachdrücklichst zu vereiteln. Denn, wenn es auch nicht wahr seyn soll, was doch Einige sicher behaupten, daß der seine bösen Rathgeber endlich erkennende Kaiser Joseph das so viel Aufsehen und Verwirrung erweckende Ehepatent ausdrücklich und namentlich widerrufen habe; so läßt sich so eine weise und gerechte Verfügung von dem itzt regierenden König Peter Leopold um so mehr erwarten, als zweifelloser es ist, daß er jederzeit die Kirchlichen Geschäfte und Angelegenheiten an seine rechtmäßige Behörde anzuweisen

weisen bedacht war. Er wird sonder Zweifel das kühn unternommene Mischmasch der Kirchen- und Staatssachen bescheidenst aufzuheben besorget seyn, damit die sonst in alles sich einmischenden Geschäftführer die ordentliche Competentiam fori besser, als bisher, in Acht nehmen sollten, um in ihrem eigenen Wirkungskreise sich diensteifriger zeigen zu können. . . So wird die Wohlfahrt der Kirche wie des Staats nach den billigsten Maaßregeln und mit den kräftigsten Behelfsmitteln befördert werden, welches der redliche Wunsch jedes Rechtliebenden ist oder wenigst seyn soll. Daß sich doch auch die verkehrt gelehrten Lehrer des Kirchenrechts, und die von dem Spittlerischen Grundriße der Kirchengeschichte verführten Nachschwäzer wieder bekehren möchten, und nimmermehr die Trauben von den Disteln so mühsam als theuer sammeln wollten!

Dulcius ex ipso fonte bibuntur aquæ.

Erinnerungen

gegen die

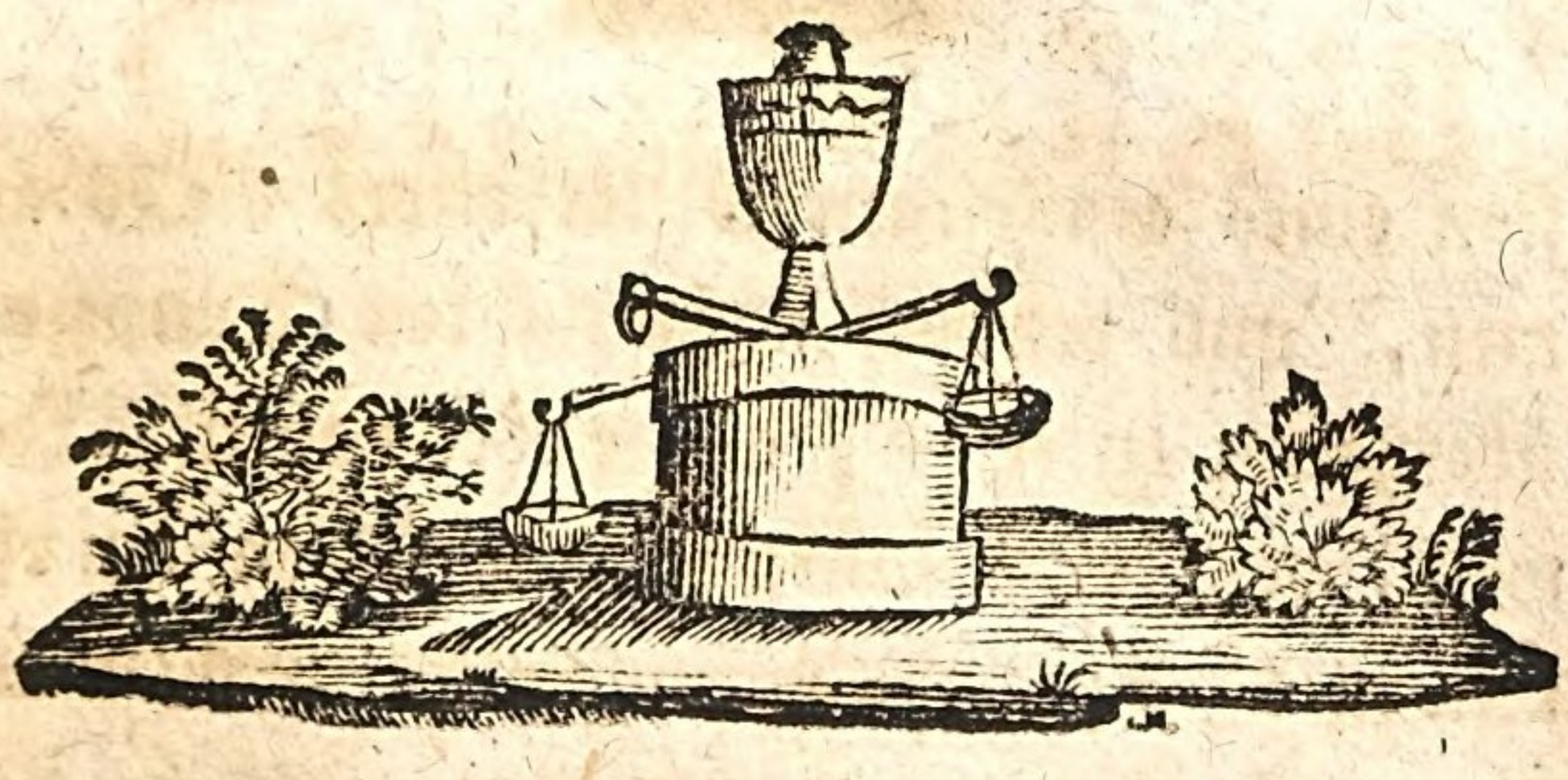
Rezension,

welche Herr D..r über die Predigt auf das Rosenkranzfest von J. M. Feder der Theologie Doktor und Professor in Wirzburg gemacht hat.

Sieh das 147 St. der oberd. allg. Litteraturzeitung den 16. Dez. 1789.

K 7 9 0.

Wohl dem, welcher dem Rathe der Gottlosen nicht folget durch eine schwere Sünde; auf dem Sündenwege nicht stehen bleibet durch eine böse Gewohnheit, welches weit übler ist; noch auf dem vergifteten und pestilenzischen Lehrstuhle der Religionsspötter sitzt, und andere im Bösen unterrichtet, welches das ärgste ist. Erklärung des 1. Psalm. 1. B. Von Herrn Ignaz Weitenauer in seiner deutschen Uebersetzung der Bibel.



Wenn auch ich an das weise Grundgesetz des Salzburgisch = litterarischen Instituts, (a) die Anfälle der Dummen und Fantasten (b) keines Augenmerks, vielweniger einer Antwort, am aller wenigsten aber einer Widerlegung, zu würdigen, gehalten wäre; so würde ich in diesem Betracht eben so wenig eine Erinnerung gegen die Rezension

---

(a) Man sehe die Versicherung des Herrn Lorenz Hübner in dem 149 St. der dasigen Litteraturzeitung S. 1151.

(b) Herr Hübner steht ja selbst in dem Fantastenallmanach? und dumme Stückel weiß man mehr, als zu viel, sowohl auf — als auser der Reitschule. Er schreibt auch les Gazettes de la Medisance, die in Baiern, seinem Vaterlande, verbothen sind. Nemo acceptus in patria, doch was vermißt es wohl dadurch?

sion eines armseligen Mitarbeiters dieses armen, und dennoch aufgeblähten Trupps, überhaupt zu reden, aufgesetzet haben. Ich weiß, daß einige Mitglieder desselben ein ehrenvolles Ausnahmsprivilegium verdienen, denen ich eben darum wünschte, daß sie sich niemal von eiteln Verheissungen, durch gleichgestimmte Mitwirkung Nachruhm und Belohnung zu erwerben, hätten einführen lassen. Allein das hiedurch verbreitete Aergerniß zu hemmen, und des noch immer auf sandichte Unterstützung pochenden Hrn. D...rs seine stolze Freude der eingebildeten Rechthaberey zu verderben, als wenn man seine, und seiner ihm gleichenden Institutsgenossen äusserst plumpe Einfälle nur anstaunen, aber nicht lächerlich machen dürfte, will ich einen erbärmlich lustigen Hauptspaß zur Ehre gewissenhafter Religionsvertheidiger dem religionsdenkenden Publikum erzählen, welches sonder Zweifel eine erzdumme Fantasterey eines kindisch- und höchstärgerlichen Rezensenten, dergleichen es nicht wenige giebt, in der ganzen Weisheitsgrösse wahrnehmen wird.

Der

Der berüchtigte Herr Hübner mag schon in dieser eine Erscheinung der tiefesten Philosophie und hellesten Aufklärung anpreisen; bey Kennern des wahren Gehalts, der eine Sache natürlich beeigenschaftet, hat er es auch schon verdientermaßen so weit gebracht, daß sie von allem seinem Lobe oder Tadel insgemein das auffallende Gegentheil annehmen. Eine kluge Beurtheilung! Sey er also in Sich selbst noch so verliebt, daß er sich erdreiste, seine Gegendenker nur als viros obscuros, herabzusetzen, sich aber und seine Gesellen als viros claros, vielleicht clarissimos empor zu heben; so wird er dennoch genauere Menschenforscher niemal betäuben können, daß sie an ihm einen Lehrer der Wahrheit oder ein Muster der Ehrlichkeit erkennen sollten. Preise er auch seine überstudirte Wortpfuscherey, wie es nur seinem Egoismus, gut deutsch und lateinisch zu reden, belieben mag, als kernhafte und auserlesene Kunstwörter, o wohl eine schöne Kunst, die die Sprache wild verhunzt! dumme Künste! Hirngespinnste!

ste! (c) Er soll aber seine Talente nicht so unverantwortlich misbrauchen, daß er das Behältniß derselben zu einem Stinkhafen der abscheulichsten Schimpfwörter wiedme, womit er glaubt, jeden ungehindert wie ungestrafet überladen zu dürfen. Denk er nur, wie empfindlich er selbst ist, da er nicht einmal dulden kann, wenn man ihn nur mit einem Finger berühret, wiewohl er kühn und grob genug ist, andere mit Fäusten zu schlagen. Wie kann er sichs einbilden, daß man von ihm alles mit Dank und Geduld annehmen werde, da er mit seinem troßbübischen Wörterbuche eine Aufforderung nach der andern poltert? Er nennet höhnisch die mit Ehren grau gewordenen Männer ruhmredige Paternitäten, da ihm doch seine würdelose Paternität, nach welcher er bis zu einem mitleidigen Lächeln oder maßleidigen Aerger lüstern

---

(c) Z. B. Ein vermönchtes Agnus dei Völklein. Wie sinnreich und andächtig! aber ein gemietheter Agnusdeischlucker, wie grob und undeutsch! ein bedauerlicher Abtrag der wahren Andacht, wenn es wahr ist, daß er abgedankt worden.

ſtern iſt, nicht anders, als zur Unehre ſeyn kann; an die er zwar ſchon gewohnt iſt. Sehe er doch lieber auf ſeine kothigen Füße, dann auf die blendenden Spiegelfedern, ſonſt wird man ihm noch ſo ſtark auf den hoffärtigen Schweif tretten, daß er ſich zum trotzenden Aufſchwingen ganz unfähig fühlen werde. Und dieſe Erinnerung ſoll er ſich vorzüglich zu einem Grundgeſetz machen, damit er aufhöre derjenige zu ſeyn, dem man ſchon lange, wie in andern Orten, alſo auch in Salzburg das Conſilium abeundi mit allen ſeines gleichen zugewunſchen hat. Allein wie ſelten kömmt was beſſers nach!

Aber wohin führet mich dieſer hinreiſſende Vortrapp? führt er mich nicht zu weit von meinem Hauptſtoffe ab? Nein, ſondern wirklich ſchon von dem Schulgerechten Ritter, Herrn von Hübner, zu den Standpunkt des geiſtlahmen Rezenſenten der federiſchen Rosenkranzpredigt. — Iſt dieſer Uebergang etwa nicht ordentlich, wenn man von dem Führer oder Anführer zum Geführten hinüber kömmt? Es iſt ja relatif oder korelatif? Nun alſo ſoll es diesem letztern im Ernſte gelten.

Er ist des Grundgesetzes ungeachtet eines Augenmerks würdig, da er ohnedem vieler Augen auf Sich zieht. Es werden doch keine schalkhaften darunter seyn? Denn wenn das Aug schalkhaft wäre, würde der ganze Körper im Finstern tappen, saget die Schrift; und die Auslegung dieser Stelle saget noch mehr.

Der scharfsehende Herr D...r sieht es wohl ein, und bekennet: Auf das Rosenkranzfest predigen — ist ein delikates Ding. Eine tiefe Einsicht! hat er aber seine Rezension hierüber auch mit delikatesse bearbeitet? So viel ich daran kenne, muß ich sagen: Nein, bey diesem Gegenstande war es ihm nicht der Mühe werth viele Zärtlichkeit anzuwenden. Leichter wars ihm ein obschon heicklichtes Ding auf eine gehäßige Seite zu drehen, damit er dabey mehr zu schmähen, und zu spotten fände, wozu er von jeher einen unwiderstehlichen Hang zeiget. Soll man, frägt er mit einer alles umfassenden Miene, wie ein gewisser Domherr sagen: der Rosenkranz bindet Himmel und Erde zusammen? Welch' eine verfängliche Frage! verdient sie eine Antwort?

wort? Ja, und zwar: dieses zu sagen war freylich keine Nothwendigkeit; denn die Gedanken der Prediger sind wie aller übrigen Menschen, unterschiedlich: doch konnte man es auch ohne eine lächerliche Ungereimtheit zu begehen nebst vielen anderen sagen. Denn dieser Ausdruck nimmt, wie ich ihn betrachte, einen vernünftig, und also einen wahren Sinn an. Und die schonende Vernunft lehret ja, daß man undeutlich oder wie immer zu wenig bestimmten oder absichtlich verhüllten Worten lieber einen guten und treffenden, als schlechten und irrenden Verstand geben soll, wie würde sonst ein Baju:, ein Guesnell, ein Jansen, und ihre Vertheidiger auskommen? diese Regel hat so gar in zweifelhaften Sätzen ihren billigen Platz, welche auch klug denkende Zensorn, Sittenrichter, ja Kriminalisten, obschon nicht die liebloseu Pharisäer, und Brüderankläger, immer beobachten. Wie mochte es wohl zu verstehen seyn: der Rosenkranz bindet Himmel und Erde zusammen? Eine materiele Verbindung des Himmels und der Erde wird es ja nicht heissen? Eine Verbindung aber im

geistlichen Verstande scheinet gar nicht widersinnig, ausser es wollten oder könnten diesen die neugebackenen Exegeten, die doch selbst vieles bald positiv, bald transitiv kommentiren, (d) aus ihren unzweifelbaren Ursachen ausmerzen, darob ich in Rücksicht der so nothwendigen Schriftkunde billig Anstand nehme. Was daher eine geistliche Verbindung heisse, und was man unter Himmel und Erde verstehen soll? will ich dem Herrn Rezensenten in keine hermeneutische Schule führen, weil er selbst ein theologischer Fragmentenschreiber ist; wiewohl er noch sehr oft in seinen Mannsjahren ein lehrbedürftiges Knabenalter verräth. Ich bin auch überzeugt, daß es so gar ein nur mittelmäßiger Verstand begreiffe, wie ich es auf mein Nachforschen erholte, in wem so eine Verbindung bestehe, und wie sie zu einem wirklichen Da-

(d) Kunstwörter der oberdeutschen Litteraturzeitungsverfasser, quorum Philosophia peccat magna præceptorum confusione, & insolentia Terminorum, quæ omnibus bonis artibus bellum indixit. Sennert. de Invent. Spagir. c. 4.

Daseyn gelangen könne, ohne einen aszetischen Unsinn auszubrütten oder aus einem mystischen Traume zu reden, sonst würde auch der Ausspruch des Herrn beym Oseas ungereimt klingen: Ich zog sie an mich durch die Bande der Liebe. K. 11. 4. V. Mithin kann dieses nicht nur ein gewisser Dommherr, sondern jeder vernünftige Wortausleger sagen: der Rosenkranz bindet Himmel und Erde zusammen. Die Worte nämlich müssen der Absicht dienen, und nicht die Absicht den Worten, lehret die Rechtsregel. Man soll daher kein ängstiger Wortfänger seyn, wenn man fremde Gesinnungen beurtheilen will, weil man es auch bey seinen eigenen nicht gerne hat. Dieß erheischet das offenbare Liebesgesetz.

Darum ist eben die spöttische Sticheley des spitzfindigen Herrn Rezensenten keinesweges zu achten, daß der Papst oder Bischof, denn einer kann so viel als der andere, manchen Dommherrn, der deswegen seine übrigen Berufsgeschäfte nicht unterlassen wird, von dem Breviarbethen dispensire, dafür aber an das tägliche herabsagen des Rosenkranzes, und zwar

zwar *sub peccato mortali* anweise. Ist so ein respektwidriges Gespött keine Sünde wider das vierte Geboth? Wenn nur nicht die Schaafe, besonders die räudigen, ihre ohnehin gekränkten Hirten hofmeistern, und die Blinden ihren Führern den Weg weisen wollten! welch' eine verkehrte Ordnung! Leute, die selbst weder ein Brevier noch einen Rosenkranz nach ihrem Belieben bethen, sollen doch jene, die beydes oder eines aus beyden thun, nicht schlechterdings tadeln, noch ihnen vermessentlich ein andachtleeres Herabsagen, wozu sich keine Dispens erstrecket, geradehin zumuthen. O die unbefugten Splitterrichter! möchten sie eher sich selbst, dann andere, richten, und ihre eigenen Stands- und Amtspflichten rechtschaffen erfüllen! Es ist ja besser etwas, als gar nichts bethen, und auch klüger, allgemein angenommene Bethübungen gutmeynend mitmachen, als Selbstsüchtig Neuerungen und Sonderlichkeiten zur Verwirrung der Schwachen einführen wollen, die weder an Sich selbst besser, noch jedem Bethenden angemessener oder verdienstlicher erwiesen sind. Es ist gewiß Gott dem Herrn ge-

gefälliger, den Kirchenvorstehern gehorsammen, als aus stolzem Eigendünkel unbegehrte Mund- und Herzensopfer aussinnen, und jedem andern ohne Unterschied aufdringen wollen. Ich kenne solche geistreiche Ermahner, die mündlich die Herzensandacht andringend empfehlen, und die mündliche, sogar den kanonischen Chorgesang, von Herzen verachten, als wenn nicht eine wie die andere geboten, also nothwendig wäre. Ihnen behaget freylich keines aus beyden, weil sie ihrer weisen Sage nach keine Bigotten, keine Frömmler, keine Heuchler seyn wollen. Wer sind sie dann? aus den Früchten erkennet man den Baum. So viel sie sich ansehen lassen, sollte man urtheilen, daß Schwätzen, Herumgaffen, oder Brodkürenlesen ꝛc. ihren öffentlichen Gottesdienst auszeichne. Dem ungeachtet plaudern sie immer von reinem Christenthume andern vor, und denken nicht, daß sie solches mit ihrem Beyspiele erweisen sollen. O du reines, und kleines Christenthum! du gewährest dennoch grosse Präbenden, sey es auch, daß sie auf Fabeln gegründet, und für Nichtsthun gestiftet sind. O

die gar zu leichtgläubig, und gewissenlos betrogenen Stifter!

Aber meinetwegen bethe Herr Rezensent ein oder kein Brevier oder Rosenkranz, und dieses mit oder ohne Dispens. Er hat dieses wie alles anderes bey einem unbetrüglichen Richter zu verantworten. Doch muß ich ihn erinneren, daß ein vernünftiger Prediger, der das Bedürfniß, und die Fähigkeit seiner Zuhörer besser kennet, als ein anderer, der auf der Pestilenzkanzel anstößiger Lehrsätze, wie die Wienerzensur sagte, (e) immer befehdet sitzet, gewiß überlegen werde, was er ihnen von dem Rosenkranzgebeth zum gesunden Unterricht vortragen soll, ohne davon weder zu viel noch zu wenig, minder etwas irriges zu sagen, damit sie im Geist und in der Wahrheit

(e) Dieses strenge Zensuramt wird es vielleicht, wie das zu leichte Augsburgische nicht so gut verstehen, dann jenes, das in den Pelagianern ganze, und in den Semipelagianern nur Halbkezer erkennet hat. Nichtsdestoweniger urtheilen solche blinde keck von der Farbe, die sie doch nicht einmal dem Namen nach kennen. Wie klug und gerecht ist so ein Urtheil!

heit diese Gebethübung, wie jede andere, verrichten mögen. Denn wahr ists, was Herr Rezensent selbst aus bekannter Redlichkeit gestehet: Ein geschickter Volkslehrer weis doch unvermerkt, und ohne schmerzliche Operation, die Schuppen des Vorurtheils abzulösen; er räumt in der Stille die Krucken der Afterandacht hinweg; er untergräbt nach und nach, und ohne Geräusch — die morschen Stützen des Aberglaubens; und ehe man sichs versieht, steht auf dessen Trümmern ein festes Gebäude von gründlichen und praktischen Religionskenntnissen da. Wahr ist dieses: und zu solche Volkslehrer soll ein jeder Professor der geistlichen Beredsamkeit seine Schüler bilden, wenn er doch selbst einen regelmäßig theoretisch- und praktischen Kanzelunterricht zu geben im Stande ist. Aber wahr ist nicht, daß alles dieses eine Afterandacht, und ein Aberglauben wirklich sey, was er und andere übergescheide Geistandächtler unter diesem Namen dreiste hin brandmarken wollen, weil sie nur eine Sache, derselben Umstände und Absichten nach ihrem verkehrtdenkenden Idealismus mo-

deln,

deln, und in solcher Gestalt zu Gesicht stellen, die nur in ihrer beliebigen Einbildung realisirt ist. Daher begehen nur diese Fanatiker einen Hochverrath an dem gesunden Menschenverstande, und der heil. Religion; indem sie mehr ihrer Einbildung als der Wahrheit wider alles Kriterium einräumen. Und ist dieses nicht ebenfalls eine Vernunftentehrung, da sich Herr Rezensent den kühnen Ausdruck erlaubet, als wären die so vielfältig authentisirten Nachrichten von dem himmlischen Ursprunge, und der Wunderkraft des Rosenkranzes nur für elende Märchen anzusehen: indem doch Herr Feder selbst diese zum Grunde seines ersten Theils dieser Festpredigt legte. Konnte so ein geübter und geschmackvoller Exeget, vielleicht ein schlechter Kritiker? auf elende Märchen das Lob und die Kraft des Rosenkranzgebethes bauen? — Ich glaube nicht. Er hat aber auch nur erzählet, saget Herr D..r, nicht das Erzählte gegnehmiget. Ein bedaurenswürdiger Zeitverlurst, hat er also polemisirt? etwa gar widerleget? und so den gerüttelten Rosenkranz nebst dem Festtage in Staub verkehret? — Dazu war

er

er wahrlich berufen, so einer brennenden Erwartung zu entsprechen. O hätte er lieber Pittroffs Anleitung im 1. Th. 3. K. §. 130. bedachtsam gelesen, und bescheiden benutzet. Wie weit erbaulicher, und dem Feste anpassender würde die Rede ausgefallen seyn, durch dieses unglaubige Geschwätze giebt der höhnische Fasler deutlich zu erkennen, daß er nichts oder wenig, oder nicht das, was er hätte lesen sollen, von dem Hergange der ganzen Sache weiß oder wissen wollte. Eine unleidentliche Ignoranz, wenn man doch mit Einsicht nicht davon reden soll. Ich will ihn aber nicht auf weitschichtige Kritiker dieses so oft geprüften Gegenstandes führen, dergleichen er an einem Pabst Lambertini, Kardinal Bona, Mabillon, die keine Dominikaner waren, billiger massen verehren soll, sondern nur zu einem kleinen Büchelchen, das die 5. Fortsetzung der Abhandlung über die Verehrung Mariä betitelt ist, (f) eine hinlängliche

(f) Gedruckt im Kloster Tegernsee, etwa auch einer Sudelpresse, 1776. 1. Absch. §. 9. 2. Absch. §. 35. und 10. Forts. 1. Absch. §. 2.

liche Anweisung machen, die er seiner Lesung und Ueberlegung nicht unwürdig achten soll; wenn er bedenket, daß sie nicht von einem Kinde, sondern auch von einem Manne aus glaubwürdigen Zeugnissen zusammgetragen worden. Jeder seichte Theolog darf ohne Anstand von dem Verfasser wenigst diesfalls die Kritik lernen, weil er bekanntermassen ob seiner gründlichen, wiewohl hin und wieder zu gedrängten und versteckten Gelahrtheit, und durchaus mühesamen Bearbeitungen würdig berühmt ist. Nach reifer und unbefangener Einsicht soll Herr D...r nicht Gespötte und Auflagen, sondern Beweise, beyfallwürdige Beweise entgegensetzen, wenn er die darinn vorgelegten Erzählungen nur als elende Märchen aufzudecken Muße und Geschicklichkeit hat: denn jedem muß seine Meynung männlich zu behaupten troß alles Widerspruchs erlaubet seyn. Kann jemand diese Behauptung über den Haufen werfen, so lerne man von dem, der seine Sache besser behauptet. Indessen ist der prüffende Erzähler uns Mann dafür, daß er weder ein dummer Mönch noch ein findischer Grübler gewesen sey, deren es zwar

viele

viele giebt: denn er pfleget seine Vorlesstunden so wenig, als seine schriftlichen Aufsätze mit läppischen Märchen und faden Histörchen, wie Herr D...r vollzupfropfen, damit das Mangelhafte des nützlichen Unterrichts, wie immer, ersetzet, und die Bürde des unbesoldeten Lehramts in etwas erleichtert würde. Solche Farçen brauchen keine Zubereitung, sie liegen schon seit seinen Kindesjahren in Bereitschaft. Die Bosheit scheinet auch immer das Alter übertroffen zu haben.

Allein der von seinen Aussagen überzeugte Märchenhasser wird sagen: er habe es ja schon dadurch bewiesen, daß er den grossen Historiker, wiewohl er in vielen unrichtig, und zu viel partheyisch ist, den Herrn Fleury (g) und das verschollene Anekdotenbuch (h) zur Gewährschaft seines Ausspruchs angezogen habe. Fürwahr eine überzeugende Probeführung, wenn der Erste mit Herrn D...r einstimmig wäre, und das Zweyte eine Achtung verdiente. Bedenke man nur, was Fleury saget. Er saget

(g) Dissert. 8. in histor. Ecclesiast. §. 15.
(h) 1. B. S. 57. und 3. B. S. 144.

nichts von elenden Märchen, sondern nur, daß von einigen Religiosen neue Andachten wären eingeführet worden, welche den Abscheu ob der Sünde, und die Sittenverbesserung verhinderten. Das wäre wohl eine unandächtige Andacht, weil sie zweckwidrig wäre. Denn es kann jemand, fährt er fort, ein Skapulier tragen, oder einen Rosenkranz bethen, oder eine andere berufene Bethformel täglich hersagen, ohne daß er den Feinden verzeiht, das ungerecht an sich gebrachte Gut zurückstelle, oder die unzulässige Beyschläfferin entlasse. Ja wirklich, dies kann geschehen, und geschieht auch ohne und mit dem Skapulier und Rosenkranze. Was folget aber hieraus? Was beweiset dieser Gewährmann dem belesenen und redlich angebenden Rezensenten? Wir wollen Satz für Satz in Betrachtung nehmen. Einige Religiosen, es sollte etwa heissen: Dumme Mönche? Haben neue Andachten eingeführt. Ist dieses wahr? Dürften, konnten sie solche einführen? Und aus eigner Macht oder heimlichen Betriebsamkeit einführen? Ist diese nur vorgeschlagene Einführung nicht vielmehr der päbst-

päbstlich- oder bischöflichen Gewalt vor jedwedern andern zu zuerkennen? Ist es auch solcher eingeführten Andacht geradehin auf die Rechnung zu schreiben, wenn bey Verrichtung derselben der nothwendige Abscheu ob der Sünde, und die eben so nöthige Sittenverbesserung nicht befördert würde? War dieß der Beweggrund oder der Endzweck solcher neu eingeführten Andacht? Der untersuchten und begnehmigten Bruderschafterrichtung? Lautet der jederzeit gegebene Unterricht hierüber auf solche Wirkungen und Folgen? Was saget die Vernunft dazu? Etwas anders, als: Unverhofter Misverstand, und bedauerlicher Misbrauch auch der bestgemeynten Sache, welche so oft verkennet, oder übel angewendet wird. O die sich selbst verführenden Menschen!

Was mußte man aber nicht alles ausser den Gebrauch seßen, nur einen Misbrauch derselben von unächt eingenommenen, doch öfter gutgesinnten Frömmlingen zu beseitigen? Wie oft muß man dem unbedachtsamen Eifer sagen: man hebe den Misbrauch, und behalte den Gebrauch. Nur zweckmässige Belehrung ist hiezu nothwendig, und dem Schwachsinni-

gen anhaltend nothwendig, eine Sache, die nur ein Hilfsmittel zur Tugend wider die Sünde seyn kann, der schiefen Auslegung so wohl, als einem abergläubischen Zutrauen gelegen und ungelegen zu entziehen. Diesemnach kann man ein Skapulier ohne Scheu tragen, und einen Rosenkranz öffentlich wie heimlich bethen, ohne die kritische Vernunft oder die reine Religion dadurch zu beleidigen. Man darf noch sicher, ja man soll auch trotz aller neugelehrten, und zweckwidrig greifenden Spötter an den beybehaltenen Festtagen der Lob und liebwürdigsten Gottesmutter der begnehmenden Absicht kluger Vorsteher zu Folge den Unterrichtsbedürftigen zum Trost und Versicherung davon predigen, ihren Frömmigkeitseifer dadurch zu unterhalten, und, wie es seyn soll, durch die bestmögliche Nachahmung ihrer Tugenden zu vergrössern. Ich mußte darum theils über die Dummheit lachen, theils über die Schüchternheit zörnen, als ich unlängst am Skapulier- und Rosenkranzfeste gewisse Aufklärungsaffen eine dieser Feyerlichkeit unangemessene Kanzelplauderey wider alle Regeln der Redekunst herabschreyen

schreyen hörte, mit der kummerhaften Sorge nur nicht das Wort, Skapulier oder Rosenkranz zu nennen, damit man etwa keinen Tadel von den regierſüchtigen Religionsdiſtillierern auf ſich ziehe. Wie kindiſch, dachte ich, iſt dieſe Furcht! Wer ſind ſie dann dieſe mächtig ſeyn wollende Tongeber? Gehören ſie nicht unter die Frage: **Wer ſind die Aufklärer?** — der ſie ihrer Lehre und ihren Handlungen nach kennet, kann und wird es beantworten. (i)

Wie ſoll ich aber den zweyten Beweis aus dem verruffenen Anekdotenbuch als kraftlos aufklären? Es lohnet wirklich der Mühe nicht, ſolches eines Augenmerks, viel weniger einer Widerlegung zu würdigen. Wer es geleſen, und überdacht hat, wird es nebſt dem mehr Falſchen als Wahren, und mehr ärgerlichals erbaulichen unſchwer erkennen, daß auch die Verhöhnung des Roſenkranzes, und der Vorſchlag eines anders eingerichteten Volks-

(i) Sieh **Kritik über Kritiker** von 21. Dezemb. 1789. N. 51. Wer das gelehrte **Publikum** ausmache, worauf ſich die Salzburg. **Litteraturzeitung** berufet. 78. St. 11. Kol-

gebethes weder von der Menschenkenntniß, noch von einem bescheidenen Religionseifer eingerathen worden. Denn ich kann es so wenig als der forschende Fortsezer obgemeldter Abhandlung begreifen, (k) warum der Rosenkranz zu dieser Zeit einer sich vermehrenden Verachtung ausgesezet werde; da doch diese Gattung der Verehrung Mariä seit dem eilften, wo nicht früheren Jahrhunderte mit ordnungsmässigem Ansehen ist eingeführet worden? Was kann dann ein aufmerksamer Untersucher in seiner Einrichtung, in seinem Endzwecke, in seiner Ausübungsart darinn mit Grunde tadeln, und unduldsam verhöhnen? Eitle Grübeleyen kann man über jede heiligste Sache ausstreuen. Wer thut aber dieß? Kinder oder Männer in der Kritik? Der Rosenkranz enthält 1. das apostolische Glaubensbekenntniß, welches uns eine Erinnerung an die wichtigst- und trostreichsten Wahrheiten der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligmachung giebt, die uns zu lehren vom Geist Gottes selbst unterrichtete Männer berufen, und gesendet

(k) Sieh den 2. Absch. §. 35. S. 169.

sendet worden. 2. Das Gebeth Christi des Herrn, welches er selbst als ein Muster gegeben, und zu verrichten angeschaffen hat, nicht zwar, daß man keine andere Formeln zu bethen gebrauchen dürfte, sondern nur als einen Vorriß, wie dieselben einzurichten wären, um den wahren Bethgeist zu bestimmen. 3. Den Gruß des Engels, und die Lobsprüche der Elisabeth gegen der Mutter Gottes, nebst einer dringenden Bitte, welche die heilbeflissene Kirche beygesetzet hat. Eines wie das andere hat den heiligen Geist zum Urheber, diesen Lehrer aller Wahrheit, der aus ihnen redete. Wer kann darob vernünftig zweifeln? Was fällt wohl darinn auf, das eine billige Ahndung verdiente? Etwa, daß man Mariam zu oft grüsse, und gleichsam mehr zu ihr, als zu Gott bethe, und das Herz dahin wende? Ja, ja, es giebt solche Kümmerer, die sich immer sorgen, man verehre die Mutter Gottes zu viel, da sie weit mehr Ursache hätten dafür zu eifern, daß sie weder von ihnen selbsten, noch von andern zu wenig, und zu selten verehret würde. Das Mittel ist das beste. Man soll so wenig ein

Nestorianer, als Kollyridianer seyn. Zudem gereicht ja die Verehrung Mariä auch zur Verehrung Gottes, der in Ihr so grosse Dinge gewirket hat; ob welchen sie von allen Geschlechtern, (gehören die jetzigen Aufklärer nicht dazu?) sollte selig gesprochen werden? Die Hochschätzung der Gabe und die Seligsprechung der Begabten beziehet sich ja jederzeit auf den so mächtig als gütigsten Geber? Was ist hierinnfalls übertriebenes?

Vielleicht dieses, worinn ein kindisch- oder pharisäisches Aergerniß liegt, daß man Mariam zehnmal grüsse, ehe man wieder ein Vater unser wiederholet. Noch dazu soll darinn ein Aberglauben stecken, weil man diese Zahl darum beobachtete, als setzte man in dieser eine gewisse Wirkungskraft, die vielleicht eine andere Zahl nicht besässe. Aber Possen, so ein Aberglauben steckt nur in der dummen Einbildung. Niemand kann so irrig deraisoniren, als etwa zahl- und zirkelvolle Schatzgräber, fanatische Teufelsbeschwörer, verzweifelnde Fieberärzte, und dergleichen unphilosophische Hohlschedels. Die Zahlbestimmung der Begrüssungen war Anfangs gewiß willkühr-

führlich, nun ist sie allgemein angenommen, und zu einem unschädlichen Gebrauch geworden. Eine Zahl würde allezeit dabey seyn, sie möchte gleich oder ungleich seyn: aber Niemand bestimmet deren eine, um dadurch, wie einige kindisch spotten, das in Zahlen eingetheilte Gebeth Gott dem Herrn vorzuzählen; sondern nur die eingeführte Ordnung zu erhalten, wozu auch die Bethschnure zur Erleichterung des Gedächtnisses, und nicht zur Eitelkeit beliebet worden sind. Wer sich aber darob schämen will, wie es heut zu Tage das Ansehen gewinnet, der kann meines Theils seine Finger zum Behuf nehmen, die der Schöpfer auch in gewisser Zahl an die Hände gesetzet hat. Warum just zehn? Nicht weniger, und nicht mehrere? Die Augen wären eben so wohl vornehmer, dann die Finger, wie das Vater unser dem Ave Maria vorgeht; warum hat denn der Mensch nur zwey Augen, und zehen Finger, da ihm doch in vielen Fällen hundert Augen nicht zu viel wären? Darum vielleicht, weil es dem allmächtigen Gott so beliebet hat. Oder wer ist sein Rathgeber, sein Helfer gewesen? Es

belie-

beliebet ja auch den Menschen Vieles, bey dem man das Warum nicht einsieht, und sie dennoch um die Ursache nicht fragen darf, besonders wenn es auf eine Grund und Recht habende ankäme. Ueberdieß sind ohnehin alle eitel fürwitzige Fragen, als unnütze, wie aus allen Schulen, so auch aus der ganzen Kunstrichterey zu verbannen: Wie würden sonst die Regelschwangere Rubriziften, die geheimnißvollen Lyturgisten, die verstandreichen Ritualisten, die taktischen Kapuzenzieher und geisttödtenden Buchstabenschnapper, und alle andere, quodlibetischen Zeremonienmeister dabey bestehen? das verzweifelte Warum!

Allein es mag der so lange, und bey so vielen beliebte Rosenkranz noch so unanstößig eingerichtet seyn, so stossen sich dennoch ungelehrige Spottköpfe daran, so sehr sie sich wider die Vernunft und Liebe verstossen: Es thut mir daher leid, daß ich so gar einen unserer aufgeklärtesten, und verdientesten Theologen, (l) wie Herr D...r versichert,

dazu

(l) Liegt etwa dieser junge Theolog nicht auch an dem Wechsel- und Neuerungsfieber

dazu rechnen muß, wenn es doch wahr ist, was ihm dieser in den Mund, und in die Feder giebt. Im zweyten Theile, erzählet Rezensent, berichtigt der Herr Professor die schiefen Vorstellungen, die der heilige Dominikus (wie ehrerbietig) von seinem allerheiligsten Rosenkranze, (m) verbreitet hatte.

---

sieber krank? Es wäre mir leid für ihn. Sieh den Beobachter N. 2. den 5 Jenner, 1790.

(m) Diese Benennung ist auch ein Stein des Anstoßes. Die ohnehin, saget Herr D...r, mit so viel Nonsens angepfropfte Lauretanische Litaney wird mit dem Zusatze geschlossen: Du Königinn des allerheiligsten Rosenkranzes. Eine von einem Theologen unerwartete Beschnarchung, die Ehrentitel Mariä sind ihm ein Nonsens? Versteht er denn nicht den metaphorisch- und allegorischen Wortsinn? Diesen lernet ja schon der Schüler im ersten Jahre, da man ihn lehret, in welchem Verstande Christus ein Löw aus der Zunft Juda, ein Eckstein, ein Rebstock, ein Lamm Gottes ꝛc. sey. Eben so erkläre man die gedachten Lobsprüche Mariä in der Litaney; so wird der eingebildete Nonsens aufhören. Oder nicht?

hatte. Wohl übel geschehen. Er misbilligt laut die Gräuel, hm, wirkliche Gräuel? welche man sich damals, in den noch finstern Zeiten, getäuscht durch den fanatischen Eifer der dummen Mönche, o die Böswichter, ihre Kollegen, und betrogen, mit Respekt, durch römische Ablaßbullen gegen Un- und Irrgläubige, die Erbarmungswürdigen, obschon Halsstarrigen erlaubt hatte, also ist wider Macht und Recht dawider fürgeschritten worden? — Eine erbauliche Erzählung! Das heißt mit wenigen viel sagen. Aber dieß könnte wohl, wenn ich nicht irre, auf elende Märchen, auf Leichtgläubigkeit, auf Vorurtheile gegründet seyn. Wunderlich, vorher wähnte der behutsame Rezensent, daß auf das Rosenkranzfest predigen ein delikates

Ding

So fasse es, der es fassen will, und kann! Ich fasse es leicht. Das allerheiligste aber des Rosenkranzes beziehet sich nur auf die Geheimnisse, deren man sich dabey erinnert, und die man mit Lobe und Danke nach Verschiedenheit der Zeit einschaltet. Ist dieses veracht? Sollte nicht der Bejaher noch eher einen Schellenkranz als einen Rosenkranz tragen?

Ding sey, denn der Prediger darf die Wahrheit nicht allenthalben so ganz frey heraussagen, als er wohl wünschte, wenn der bigotte Pöbel nicht geärgert, oder gar ein Hyperorthodoxes Vikariat, oder Kurie oder Konsistorium oder Offizialat, nicht gereizt werden soll, dem freymüthigen Manne, er mochte noch so muthwillig und heterodox daher reden, einen Ketzerprozeß, wie ungerecht wäre dieß, an den Hals zu werfen. Allein aus diesem angeführten berichtigen, unüberlegten misbilligen, schändlichen Gräuelerdichten, und Betrügereyen aufbürden, erhellet allzuklar, daß so zu predigen gar kein delikates Ding sey: denn solche Predigten kann ein jeder Marktschreyer, und Pasquillant zusammstoppeln. Herr Feder hat diesem Bericht nach wahrhaftig seinen Stof nicht mit heiklichter Auswahl des Wahren vor dem Unwahren, des Glaubwürdigen vor dem Unglaubwürdigen, des der Klugheit angemessenen vor dem derselben widerstrebenden, wie es seyn soll, behandelt. Er hat mit der vorgenommenen Aufklärung des Volkes den Stuffengang nicht eingehalten, noch in sei-

nem öffentlichen Vortrage nur so viel Licht hervorschimmern lassen, als das Aug der Schwachen ertragen konnte, wie es doch Herr D...r von einem bescheidenen Prediger fordert, und er selbst in seinen Reden und Schriften zeigen sollte.

Nein, so predigen heißt in der That Aergerniß geben; das heißt unverschämt die Heiligen lästern: das heißt fromme Eiferer ehrlos verläumden: das heißt Irrthumsstifter und Ausbreiter in unverdienten Schutz nehmen: das heißt falsche Lehren von der Wirkungskraft der Ablässe, und der ordentlichen Ertheilungsmacht einflössen: das heißt die obersten und untergeordneten Kirchenregenten der unverzeihlichsten Thorheiten und Verführungssünden beschuldigen: das heißt — — in Wahrheit sich einer Gußmanade schuldig machen, welcher alle, die zwar Ketzereyen lehren, aber doch keine Ketzer heissen wollen, ohne Zaudern und Schonung nicht nur zur Besserung, sondern auch zur Genugthuung und Versöhnung unterworfen werden sollen. Denn was ist sträflicher, als mit neu erfundenen Worten alle Irrlehren erneuern, dadurch

durch Geist und Herzen verderben, die ehrwürdigsten Religionslehrer herabsetzen, und sich mit frecher Stirne zu unbetrüglichen Besserwissern aufwerfen? — Gott! wie lange hast du deine Kirche verlassen, wenn du erst im 18ten Jahrhunderte, und noch dazu in diesem — letzten Viertel, durch solche Werkzeuge die Wahrheit zu lehren beginnest! Jetzt haben wir fürwahr Lehrer des gereinigten Christenthums, die eifriger, als die Apostel, gelehrter, als die Väter, gründlicher, als die Apologeten, ansehnlicher, als die Päbste, unfehlbarer, als die Konzilien, wachbarer, als die Bischöfe, ortho = hetero = paradoxer, als die verschiedenen Kurien — oder vielleicht, um es recht zu sagen, närrischer, als die Narren aller Zeiten gewesen sind, von denen ein Erasmus wieder vieles zu schreiben hätte? O Menschenverbessernde Aufklärung!

Wenn doch diese allweisen Herren ihrer Selbstliebe wegen allemal unpartheyisch zu Werke giengen, und jederzeit mit gesunder und wahrheitliebender Kritik das Pro und Contra eines Streitpunkts betrachteten! Ist diese Forderung nicht allerdings billig? Aber

nein, dazu ist ihre Philosophie nicht eingerichtet. Was immer ihrer aus gewissem Interesse vorgefaßten Meynung zuwider ist, das verwerfen sie noch eher, als sie es gelesen haben, oder sie lesen nur die Einwendungen, benutzen aber nicht die Auflösung, (n) sie schmähen auch über einen Schriftsteller, den sie doch aus- und abschreiben. Sie lesen überhaupt lieber, was sie verführet, als das, was sie zu recht weisen konnte. Das herrschende Vorurtheil ist bald wider den Gegenstand selbst, bald wider den Bearbeiter desselben, er mochte diesen aus innern und äussern Beweisgründen noch so einleuchtend aufgehellt, und überzeugend erhärtet haben. Sie setzen keine Acht darauf. Sie schliessen ihre Augen zu, und wollen nicht sehen, daß sie unrecht haben. Hingegen wenn sie irgendwo etwas auftreiben, und erhaschen, was ihrem Eigendünkel schmeichelt, und ihre Lieblingssätze auffräuselt, ja sie selbst, die Ge-

(n) Hæc est perversitas & probata non credere, & non probata præsumere. Man sehe des Herrn Bergier Abhandlung von der wahren Religion §§. 16. und 17.

gebarteten Kinder in der süssern Einbildung, recht zu haben, einwieget, es mag ihre Quelle, woraus sie schöpfen, noch so trübe, kothigt, von Lügen angeschwellet, mit Falschheiten überschwemmet, und darum verworfen, und verfluchet seyn, thut alles nichts, sie gehen nach ihrem Freyheitssinne darüber hinaus; denn diesen Reinen ist auch der Unflath rein, und diesen Weisen die Thorheit weise: Da klatschen sie für Freude in die Hände, jauchzen einander im schwermenden Taumel über Orthodoxie, über Aberglauben, über Bigotism, und alles anders, was mit ihnen in der Fehde steht, dem frohen Sieg zu, fahren demnach in papiernen Zeitungskarossen, wie in einem Triumphwagen herum, und sehen auf ihre gebeugten, und niedergeschimpften Gegner wie auf Sklaven mit Verachtung herab. (o) O die unüberwindlichen Helden,

(o) Cohibeatur ea Scriptorum licentia, qui sententiam suam amantes, non quia vera est, sed quia sua est, aliorum opiniones non modo improbant. Sed illiberaliter etiam notant, atque traducunt. S. Aug. L. 11. Confess. c. 25.

die glänzenden Luziferianer, die auserwählten Liebhaber der Weisheit, die glücklichen Besitzer der Wahrheit, die vollkommnen Philosophen! Was noch? Die Lichter der Kirche wie die Beglücker der Staaten. Und das heißt Aufklären.

Wer darf darob zweifeln, da man dieses beynahe überall sieht, und immer davon hört, und noch dazu vielleicht selbst empfindet? Welch' ein Glück! und solche Wohlthaten für die gedruckte Menschheit muß man empfinden, wenn man doch auch ein Mensch, ja nur ein Mensch ist. Zu dessen Versicherung fährt Herr D...r weißlich fort: der Herr Professor entwickelt dabey den ächten Begriff des Gebethes, allerdings recht! auf eine sehr einleuchtende Art, noch besser! mit Hinsicht auf seinen schönen Text, (p) und er-

---

25. n. 34. Doch was ist Augustin in den Augen der neuartig- und fieberischen Theologen?

(p) Der Text heißt: So lange ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, hatte einen kindischen Verstand, und kindische Ge-

ermahnet am Schlusse seiner Rede von den vortreflichen Gebethbüchern, welche uns die

 gött-

Gedanken: als ich aber ein Mann geworden, laß ich alles Kindische fahren. 1. Cor. 13. v. 11. Wie schön dieser Vorspruch auf den Rosenkranz passe, sehe ich nicht ein: denn diese als eine kindische Andacht denken, wäre wohl ein kindischer Gedanke. Es bethen noch den Rosenkranz Männer, die keine Knaben noch im hunderten Jahrslaufe ihres Alters wären, wie es von den kraftlosen Witzlingen zu besorgen ist. Selbst in der Hofkapelle zu Wirzburg hat er seine andächtige Pflegung. Und wer ist der dasige Fürstbischof? — Etwa auch ein kindischer Mann — — Zudem wird nicht der Rosenkranz in der Erzstiftischen Salzburgerkirche täglich nach den vesperlichen Tagzeiten laut gebethet? Hat nicht der Hocherlauchte Erzbischof selbst am Rosenkranzfest in der Bruderschaftkirche öfter die heilige Messe gelesen, und nach dieser die Brüder und Schwestern mit dem Brode des Lebens gespeiset? Könnte dieser wohl kindisch-höchstärgerlich handeln oder etwas solches gestatten? — Grisgramme nur die andachtlose Aufklärungsbrutt hierüber, wie sie will!

Die

göttliche Vorsehung uns nun geschenket hat, erst in den ein tausend siebenhundert und achtzigerjahren? O misgünstige Vorsehung! den möglichst getreuen und gewissen Gebrauch, welches ja zu wünschen ist, zu machen, wodurch denn freylich das unsinnige Rosenkranzplappern über kurz oder lange verdrungen werden muß. Welch' ein prophetischer Geist! Ja, für so ein Plappern wäre gewiß nicht Schade, wenn es ohne Saumsal, je eher je besser verdrungen wurde. Allein wird denn der Rosenkranz allein so geplappert? Geschieht dieser Unfug nicht auch bey den angepriesenen Gebethen, und so gar von den Jägermeßlern bey dem Altardienste selbst, den sie in sieben oder acht Minuten herabhudeln? Muß man deswegen die vortreflichen Gebethe, und das andächtige Meßlesen ganz und gar abstellen? Und was hernach? Hieß das nicht das Kind sammt dem Baad ausschütten? Wäre dieß nicht am ersten unsinnig? Ich halte dafür: So wenig ein anders Gebeth darum zu verwerfen ist, weil sol-

---

Die Zeit wird sich ändern, und ihr ärgerlicher Muthwille wird zu Schanden werden.

solches jezuweilen und von manchen, vielleicht leider von vielen und sehr oft mit Zerstreuung und Lauigkeit entrichtet wird; eben so wenig soll man den geheimnißreichen Rosenkranz, den auch Leute, die nicht lesen können, noch das jetzige Deutsche verstehen, abbethen mögen, durchaus verdringen, sondern ihn mit anderen gutgeheissenen Andachtsübungen noch mitkommen lassen oder doch wenigst bey dem heutigen Toleranzeifer gnädigst tolerirren, wiewohl er von einigen, und manchmal ausschweifend und schläfrig abgefertiget wird. Wie vieles würde sonst verdrungen werden müssen? Ja noch mehr der Irrglauben? Der Unglauben? Der einreissende Sozinism? — O bezaubernd getünchtes Himmelskind Toleranz! Wie wirst du von verengelten Teufeln getäuschet! — Doch sie verlieren schon allgemach ihre betrügerischen Larven.

Anbey bemerke ich: Man soll auch selbst in den bewährtesten Beth- und Lesbüchern öfter abwechseln, damit man dabey eine gewisse Neuheit wieder antreffe, und zur Rühr-

rung mehr Eindruck empfinde. (q) Denn es mag ein Gebethbuch auch nach dem Geist eines Gellerts, eines Millers, eines Lavaters, eines Sturms, eines Zollikofers, katholische Verfasser gelten ohnehin weniger, eingerichtet, ja auch nach katholischen Grundsätzen umgeschmolzen, und mit unverdächtigen Schlußarten abgefasset seyn, so wird dennoch der öftere Gebrauch, und die aus diesem entstehende Gewohnheit daraus zu bethen den Geist nicht mehr so hoch, wie anfangs, stimmen, das Herz nicht mehr so stark, wie vorher, rühren, und den Eifer nicht so lange mehr gespannt erhalten, als zu wünschen ist, wie es die Erfahrung bestättiget. Wer soll aber solcher Zufälligkeiten wegen das ganze Wesen eines Gebeths, des für sich selbst zur Erweckung der heiligsten Gedanken so dienlichen Gebeths unsinnig verwerfen? (r) Die Brevierplapperer sind ja nicht besser, als die Rosenkranzplapperer; und dennoch wird

das

(q) Man sehe Pittroffs Anleitung im 4. Theile. 7. Absch. §. 35.

(r) Sieh kleine Sammlung erbaulicher Aufsätze 5ten Aufsatz: Gebeth. 1789.

das lästige Brevier, so ungestümm auch viele aus verschiedenen Ursachen daraufdringen, ihrer geistlosen Liederlichkeit zu Liebe nicht abgebracht, welches gemeiniglich nur die geschäftigen Müssiggeher, und berufwidrigen Zeitverschwender herabzueilen oder gar zu unterlassen pflegen. Ich meines Orts wünsche selbst eine klügere Auswahl, und bessere Einrichtung darinn. Mein Wunsch wird aber auch ein frommer Wunsch verbleiben; denn die es thun könnten, wollen nicht, und die wollen, können nicht. Man will lieber den Geist mit nicht zusammenhangenden Sachen, ich will nicht mehrer sagen, belästigen, als hin und wieder eine Ausgabe machen, die doch allermassen anständig wäre, und gewiß frommen würde. Was ist zu thun? Den Stein, welchen man nicht heben kann, muß man liegen lassen, und gleichwohl bedacht seyn, daß man sich helfe, so viel zu helfen ist, und aus Gehorsam den Last trage, wie es die Kirchengesetze fordern. Wer gut bethet, lebet auch gut, denn das Gebeth unterhält die Vertraulichkeit mit Gott, erhebet den Geist, reiniget den Verstand, prüfet das Herz, trö-

stet die Seele, ermuntert die Sinne, erleichtert die Arbeit, nähret die Tugend, verbannet die Trägheit, besieget die Anfechtung, befestiget den Glauben, stärket die Hofnung, entzündet und vermehret die Liebe. (s) Wer soll nicht gerne bethen? — Doch alles hat seine Zeit.

Diesemnach wenn Herr D . . . r beym Beschlusse seiner unerwarteten Rezension zu den sonderbaren Erklärungsarten S. 22. des Herrn Feders, die ich aber in einem wahren Verstande nehmen kann und will, damit ich nicht Gefahr laufe ein Wortverdreher oder Sinnverfälscher zu heissen, wenn, sage ich, Herr Rezensent hinzusetzet: Es ist nicht nur kindisch, sondern höchst ärgerlich, daß noch heute in unserer Kirche, allwo auch auf jedem Altare ein Marienbild in verschiedener Gestalt zum aufgeklärten Aerger stehet, jährlich das Rosenkranzfest mit großer Feyerlichkeit begangen, und die sogenannte Erzbruderschaft, welche die Dominikaner in Pacht haben, paßt dieses Wort wohl hieher? ge-

(s) Cassiod. in Ps. 50. Man lese auch Pittroffs Anleitung I. Th. K. 6. §§. 83. 84. 85.

geduldet wird; so fällt das kindische und höchstärgerliche nur auf seine respektvergessene Dreistigkeit zurück, die eine Ahndungswürdige Verachtung der diesortigen Oberkeiten aufdecket. Wer sie von jeher kennet, kann ihnen nichts kindisches noch ärgerliches zumuthen. Es waren, und sind Männer von entschiedener Gelehrsamkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit: mithin ist man es ihrem Amte und Charakter schuldig, solche niederträchtige Verunglimpfungen zu bestrafen. Lese Herr D...r nur, weil er noch wie ein unwissendes Kind fabelt, die obenbelobte Fortsetzung an gedachten Orten, und in Betref der eingeführten Bruderschaft. (t) Die klugen Be-

(t) Von den Bruderschaften ist ebenfalls Pittroffs Anleitung im 2. Th. K. 4. §. 192. lesenswürdig, allwo dieser musterhafte Lehrer also schreibt: Eine Bruderschaft ist eine andächtige Vereinigung verschiedener Glieder, die unter der Einleitung eines dazu berechtigten Führers, und von dem Staate gebilligter Satzungen sich um die Erreichung einer gottseligen Absicht gemeinschaftlich und zweckmäßig bemühen.

Bewegursachen in der 10. Fortsezung 1. Abschn. 4. Paragraph, wie auch von dem Amtgemäs-sen Verhalten eines Bruderschaftpredigers in der 5ten Fortsezung 2. Abschn. die 179gste Seite; so wird er begreiflich genug belehret werden, warum das Rosenkranzfest auch in dieser Kirche jährlich gehalten, und die löbl. Bruderschaft darinn eingeführt worden, ja so gar wie ein Prediger, ohne sich dießfalls widersprechen zu müssen, solche Festreden einzurichten habe, damit, da eines geschieht, das andere nicht unterlassen werde, sondern beydes die gehörige Richtung, und fleißige Erfüllung erlange, was wird wohl demnach noch kindisch, noch ärgerlich aussehen?

So sieht aber des Herrn D... rs sein Befehl oder Wunsch aus: Fiat Lux, es werde Licht! Schade, daß er nicht so mächtig, als weise und gütig ist!! Darum jammert er: & nondum facta est lux,, und es ist noch nicht so, wie in seinem Kopfe, Licht

ge-

---

hen. Hieraus erhellet, daß nicht nur die Kassen, sondern auch die übrigen Einrichtungspunkte gut, löblich und möglich sind. Es kommt nur auf die Erfüllung an.

geworden. Warum nicht? Vielleicht, weil die Menschen die Finsterniß mehr,, denn das Licht lieben? abermal eine verkehrte Liebe! Es sind nämlich nicht alle Illuminaten; und werden es auch aus gewissen Ursachen nicht werden wollen. Wer das Recht hat, kann die Renitenten selbst fragen. Vielleicht aber kann es noch in dem Horizont des Herrn D...rs vollkommen Licht werden, wenn noch öfter Michaelserscheinung seine finstern Winkel beleuchten wird. Diese Strahlen haben schon Vieles bey Vielen bewirket, wiewohl sie Acht haben sollen, daß nicht das Licht, das in ihnen ist, vielmehr Finsterniß sey. Ich meinesorts rathe dem Herrn Rezensenten, weil er so gut den ächten Geist des Gebeths kennet, daß er ohne zu plappern oder unsinnig zu werden zum Vater der Lichter täglich rufe: Erleuchte jene, o Herr! die in den Finsternissen der barbarischen Theologie herumtappen, und die im Schatten des Todes, allwo die gnostischen Theologasters spucken, in Wehmuth sitzen, deren schreckbares Geheul das ganze Reich durchklirret: So sind wir also von dem Wege der Wahrheit

irre

irre gegangen, und das Licht der Gerechtigkeit hat uns nicht geleuchtet ꝛc. ja die Sonne des vernünftigen Rechts ist uns so gar nicht aufgegangen??? (u) Nicht wahr, eine höchst billige Threnodie? O bethen sie mein lichteifriger Herr D...r mit ihren ächtgeistigen Bethbrüdern: Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder, daß wir noch wahre Büsser werden. Du Morgenstern und Spiegel der Gerechtigkeit, bitt für uns flatternde Irrlichter! Jetzt — in der Verwirrungsepoche, (w) und in der Stunde unsers Absterbens, des so fürchterlichen Sterbens, damit wir durch das Licht der Gnade zum Licht der Glorie gelangen mögen. Amen.

Werden sie auch die Generalabsolution aus der Rosenkranzbruderschaft verlangen, und

---

(u) Sapient. 5. v. 6. & seq.

(w) Siehest du, fragte neulich der schlaue Beobachter seine Leser: Siehst du alle die Verwirrer im Reich der Politik, der Kirche und der Wissenschaften? — Es sind lauter Bürger des 18ten Jahrhunderts. N. 49. 1789.

und erhalten; so wird sie das Ihrige um so mehr wirken, als grösser ihre Mitwirkung seyn wird. Ich wünsche, und hoffe sie durch die Erbarmnisse Jesu Christi, die ihnen die Mutter der Barmherzigkeit und Königin des heiligen Rosenkranzes zuwege bringen wird. Sie werden glücklich seyn: und ich nehme Theil daran; denn ich bin ein Menschenfreund.

Anhang.

Schlüßlich wünsche ich dem Herrn D...r eine bescheidnere und erbaulichere Rezension über seine unlängst erschienene Rede über den Einfluß der Moral über die Glückseligkeit der Menschen, als dem berühmten Herrn Feder über seine so viel in das Arge gezogene Rosenkranzpredigt zu Theil geworden ist. Ohne Zweifel wird die D...rische Rede ungleiche, ja widersprechende Rezensionen bekommen, weil die Herren Rezensenten insgemein nur das auffassen, was sie wollen, und nicht das, was sie sollen, mehr das Irrende und Aergernde, als das Wahre und Erbauende zu verbreiten. Beyspiele anzuführ-

führen würde mich zu weit führen. Der aufmerksame Leser kann und wird es selbst bemerken. Was mir in dieser mehrfältig wahr und gut verfaßten Rede unerwartet aufgefallen ist, will ich vor andern nur den Eingang des 2. Theils von der Art und Weise die Moral nützlich zu studiren zur Erwegung vorlegen. Sie würden nie, versichert der warnende Redner, die wohlthätigen Wirkungen der Moral aufzunehmen empfänglich werden, wenn sie bloß ein altes, von allen Seiten her mangelhaftes Schulsystem, die tausend Distinktionen, Abtheilungen, Aphorismen, Väterspruche, und Sätze alter, ungenießbarer Theologen in der elendesten bis auf unsere Zeiten hergebrachten Schulsprache vorgetragen, ihrem Gedächtnisse eindrucken, oder auswendig lernen wollten. Ist bey diesem dahin und daher Reden nicht zu viel, zu schmähsüchtig, zu intolerant gesagt? (a) Welches alte Schulsystem ist von allen Seiten her mangelhaft? (b) Ist des Herrn D...rs sein zusammgeraftes, so weitschweiffiges Lehrgemengsel, er schreibt ja mehr ums Geld, als für die Wahrheit? von

allen

allen Seiten ordentlich, gründlich, anwendbar? (c) Braucht er keine Distinktionen und Abtheilungen? So gehört ihm der Spruch nicht zu: qui bene distinguit, bene docet. Der englische Lehrer brauchte sie wohl; und ein grosser, unverdächtiger Gelehrter in unsern Zeiten bezeuget von der Summa des heil. Thomas: Sie ist ein unnachahmliches Meisterstück. Mosheim setzt zwar Leibnizen dem Thomas vor; allein Wolfdes Leibnizens Lehrjünger behauptete stets das Gegentheil. Ikstatt, der Wolfen zum Lehrmeister gehabt, sagte: Wolf habe den Thomas höher geachtet, ihn auch lieber als Leibnizen gelesen, und von ihm allemal bekennet: binnen tausend Jahren habe die Welt kein grösseres philosophisches Genie gekannt. Der philosophastrische Herr D...r gehört gewiß nicht zu der vom Thomas so würdig urtheilenden Welt. Er hat vielleicht zu seiner Glückseligkeitslehre reinere, beyfallwürdigere Quellen. Wollte Gott! Viel Glück dazu! (d) Aphorismen widersprechen freylich seiner klimatischen Schwätzhaftigken; denn Aphorism ist ein Spruch, der mit Wenigen Vieles sagt: Herr D...r aber pflegt meistens mit Vielem wenig zu sagen. Sapiens verbis innotescit paucis. (e) Von dem Ansehen der Väterspräche hat er S. 36. 37. 38. manche gute Regeln gegeben: er benutzt sie aber sehr wenig, und Dalläus scheinet bey ihm mehr zu

gelten, als ein Natalis. Ich empfehle ihm die Patristik besser, als bisher, zu studiren. (f)

Unter der elendesten Schulsprache versteht der amalgamisirte Deutschmeister die gewissen, und so gar geweihten Ignoranten entbehrlich scheinende lateinische Sprache, welche darum ihrem weisen Wunsche zu folge nicht *nur* aus den Schulen, sondern auch aus den Kirchen verbannet werden soll: denn sie wissen besser, was hierinnfalls anständig ist, als die Kirchenväter zu Trient, die Sess. 22. can. 9. aus wohl überlegten Ursachen das Gegentheil beschlossen haben. Herr D...r giebt in Rücksicht des Schulgebrauchs zur Ursache an, *weil* seine Schüler gröstentheils bestimmt sind, Priester und Volkslehrer der deutschen Nation zu werden. Denn warum, fragt er, soll man für deutsche Kirchen lateinische Priester erziehen? Er ist also nicht mehr in der lateinischen Kirche, auch nicht in der griechischen, folglich in einer dritten, in der — — — deutschen. Ein besonderer Einfall! Man sehe seinen Standpunkt in dem 1. Theil der christlichen Moral Seit. 11. Aber welch' eine kluge Frage ist diese! Die Seelsorger müssen in der deutschen Sprache ihren Unterricht geben; also sollen sie in der Moral nicht lateinisch belehret werden. Eine logikalische Schluß-

fol-

folge, denn er ist ein strenger Philosoph; obschon kein solcher Theolog. Als wenn die auf deutschen Boden erzogene Jünglinge gar nicht mehr deutsch verstehen würden, und deutsch unterrichten könnten, sey es auch, daß ihnen die Pastorallehre, die er vorzüglich praktisch lehren soll, in der deutschen Sprache vorgelesen würde. Sie dürften daher im theologischen Fache das Latein auf die Seite setzen, ja ganz vergessen, welches sie vielleicht in den kleinen Schulen wie immer, mithin nicht nach dem Muster des P. M. Burger, erlernet haben. Vortreflich! Wenn es diejenigen für gut befinden, denen dergleichen Einrichtungen zu machen obliegt, will ich mich gerne fügen; allein was diesem oder jenem schwindelnden Projektanten nach seinem Egoistischen Sinne beliebet, das ist weit unter meiner Achtung und Folgsamkeit. So ein vorgreifender Lehrer ist mir noch lange kein heiliger Vater, wenn dieser schon bey Herrn D...r und seinen Konsorten weniger Ansehen verdienet, als ein Feder, Steinbardt, Salzmann, Less und dergleichen neuartig moralisirende Philosophen, — deren Ausspruche sie so heißhungerig auffassen. Doch mit welcher abwiegenden Einsicht kann Herr D...r behaupten, daß die bis auf seine Lehrepoche übliche Schulsprache die elendeste heissen soll? Darf man nicht einem solchen Beurtheiler ins Angesicht

sagen, daß er weder eine Belesenheit der theologischen Klassiker zeiget, noch das Bedürfniß der Schüler kennet, noch das dem allgemeinen Unterricht anpassende Latein versteht. Insgemein was man nicht versteht, tadelt man gern, und redet lieber gar nicht; wenn man auch von Amtswegen lateinisch reden sollte. Er wird aber doch ein dichterisch oder redneriſches Latein um so minder hiezu fordern, als er selbst desselben so wenig mächtig ist, noch ein solches den bekannten Schwachköpfen der mehresten Zuhörer behagen würde, demnach sie in der lateinischen Pädagogie wenig unterrichtet, und fast gar nicht geübet sind? Man darf es laut sagen: Wenn der landesherrliche Befehl, der nach aller Klugheit abgefaßt ist, in Zukunft nicht eifriger, als bis hieher befolget wird; so wird es noch so weit kommen, daß die Geistlichen selbst ihre nothwendigen Beth- und Meßbücher nicht verstehen, noch die vorgeschützten Uebersetzungen der lesenswürdigsten Werke mit der Ursache vergleichen, mithin auf die Wahrheit niemal so sicher kommen können. Schade genug schon von dieser Seite. Wie wird man auch die nur lateinisch vorhandenen Urkunden, gedruckte und geschriebene, lesen, den Innhalt derselben verstehen, und den wahren Sinn erheben mögen, wenn man die Sprache, in der sie abgefasset sind, nicht mehr versteht? — Man wird den Schaden der vernachlässigten lateinischen

schen Sprache, wie mehr anders, zu spät erkennen, und sein befangenes Vorurtheil mit Verdruße gegen die unvorsichtigen Rathgeber eingestehen. — Sollten aber dem Herrn D...r nur gewisse Worte und Redensarten, die in Schulen ein unschädliches Bürgerrecht erlanget haben, so auffallend elend vorkommen; so sollte man ja ebenfalls denken, daß es Kunstwörter wären, die so wohl in mechanisch als freyen Künsten und Wissenschaften gewöhnlich, und eben so wohl, wie sein isolirt, inkrustirt, Marionelle ꝛc. erklärbar sind? Welche Sprache wird wohl jezt durchaus rein gesprochen? Etwa die deutsche? Und diese, die von den heutigen Wortkünstlern als musterhaft vorgetragen wird? Dieß kann glauben, wer will, und sie nachahmen, so viel er will. Ich mache dießfalls auch, wie's mir gefällt. Wer sodann ohne die so genannten, verwerflich scheinenden Barbarismen eine Sache kürzer und verständiger geben kann, gebe es, er rede deutsch oder lateinisch. Die Logomachie soll keine Prozesse anzetteln. Doch rede ein jeder mit Schonung ohne sich einzubilden, daß von ihm alles, und von andern nichts genießbar sey. Welch ein verblendender Stolz! Es hat ja Jeder eine Gabe von Gott, die eine gute Gabe ist?

Das Auswendiglernen würde in Wahrheit nur Papageys und Nachschwäzer machen. Man soll daher über das Vorgetragene denken,

ken, dasselbe prüfen, und obschon keine Ueberzeugung da wäre, doch das Ueberwiegende befolgen. Dieß heißt, wie Paulus mahnet: prüfet alles, was unter eurer Beurtheilungskraft steht, und behaltet jenes, was euch gut dünket. Darum verlanget Herr D...r, daß seine Schüler so gar über seinen Vortrag Selbstdenker, dessen Prüfer und Schiedrichter seyn sollen. Diese lasse ich mir weise, ja zu weise Schüler seyn, die ihrem eigenen Dünkel mehr, als dem Ansehen ihres Lehrmeisters trauen dürfen. Wie weit müssen sie ihn übersehen, da sie ihn mit andern in Vergleich setzen, das Uebergewicht der verschiedenen oder gar entgegen lautenden Lehre erheben, und diesen die Wahrheit ab, und jenen zu erkennen sollen? Wie reimt sich diese Forderung mit dem zusamm, was Herr D...r im erwähnten Standpunkte Seit. 9. zur Frage aufwirft? Er fragt, wenn der Schüler zwischen der Philosophie, der Modernen, und der Theologie, der Orthodoxen, einen Kontrast wahrnimmt: Für welchen Theil soll und kann sich nun der Schüler entschliessen? — Ist er in den Schuljahren schon reif genug, selbst zu prüfen und zu urtheilen? Freylich nicht. So lange er Schüler ist, darf er sich des Magister dixit nicht schämen. Und indem er, heißt es weiter, von seinen Lehrern, den Inkonsequenten, in diese Verlegenheit gebracht wird; (darein sind

sie

sie von ihm schon sehr oft gebracht worden) sind sie nicht schuldig, ihn aus selber wieder herauszuführen? Allerdings, wenn sie ihm zu glauben verbunden wären. Es ist aber nicht nöthig, weil sie nach der Aufforderung des Herrn D...rs selbst denken, prüfen und entscheiden sollen; so können sie sich ja selbst aus der Verlegenheit bringen, und sich ohne Beyhülfe widersprechender Lehrer herausführen? Oder welchem Theile sollen sie sich anvertrauen, um aus solcher Verlegenheit zuverlässig zu kommen? Jenem fürwahr, der sie einleuchtender von der Falschheit ab, und der Wahrheit zuführen würde? Wer aber aus beyden dieses sicherer bewerkstellige, soll wieder der Schüler selbst bestimmen; also zwar lernen, aber die Lehre seines Meisters beurtheilen können; ob sie eine wahre oder irrige sey? — Ist dieß nicht zu viel gefordert? Allein dergleichen Widersprüche erscheinen in dem rapsodischen Werke noch mehrere, zum unverkennbaren Merkmal, daß er, obschon ein philosophischer Theolog, kein Freund der Konsequenzmacherey, der pedantischen, sey, und daß er nach dem jetzigen Modegeist, der alles rundweg entscheidenden Aufklärersekte freymüthig lehre und lebe, mit der er noch dazu wahrhafter von dem Epikurism, als die von ihm so verächtlich beurtheilten Väter von dem Platonism besessen ist. So Besessene werden ja doch die ungläu-

gläubigen Schriftverkehrer nicht abläugnen? Welcher aber ist für die Sittenlehre gefährlich — schädlicher? Die rechtschaffenen Lobsprecher der Annalen der Menschheit werden ohne Zweifel zu Gunsten des Erstern votiren. Majora prævalent. Und dieß ist genug; wenn sie auch auf einen Unwürdigen fallen. Es ist nur ein Zufall, ein blinder Zufall: denn auch manche Vorbereitungen kommen von der Blindheit der Ab- oder Zuneigung her. Die Liebe ist blind, und wie oft ist ein Blinder der Führer der Blinden? Die Folge ist leider zu bedauern; aber oft nicht mehr zu ersetzen. Und wie Vieles sollte ersetzet werden!!! Besonders, wenn es wahr ist, was der gewissenhafte Augustin versichert: Non dimittitur peccatum, nisi restituatur ablatum. Epist. 153. Edit. Maur. Tom. 2.

Johann Riedmüllers,
Pfarrer zu Altsteißlingen,

vorläufige Antwort

auf

die Noten und Reflexionen

des

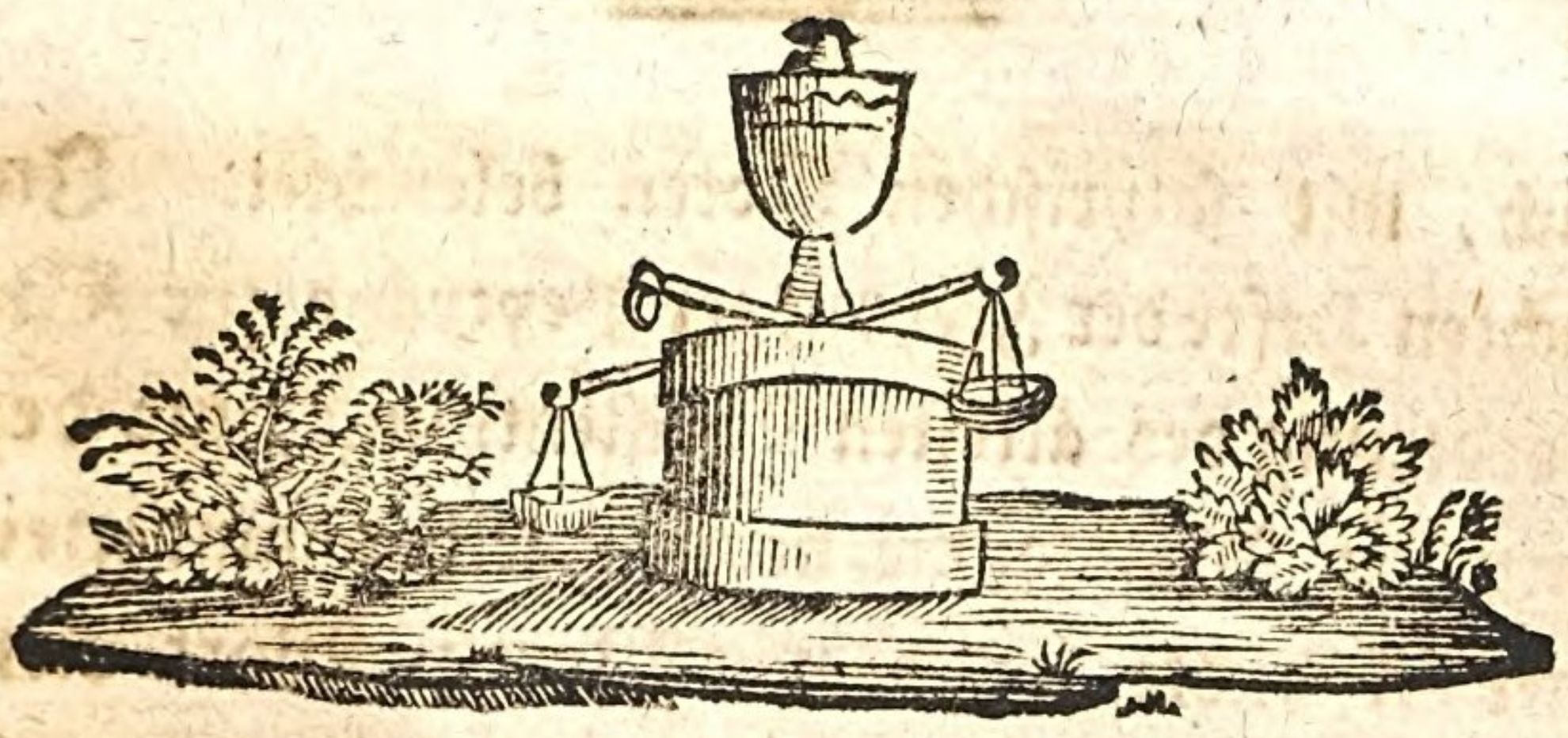
Hrn. Professor Ruefs

über

die bekannte pragmatische

Hostie-Geschichte.

1790.



§. 1.

Schon der Titel dieser kleinen Schrift zeiget zu Genügen an, auf was es damit angesehen sey. Ich will nämlich keine vollständige Abhandlung schreiben, und all dasjenige sagen, was sich von einem so reichhaltigen Gegenstande sagen ließe — Nein, keine vollständige Abhandlung — dazu habe ich dermalen weder Zeit noch Musse — sondern nur eine vorläufige Antwort, das ist, Schutt wegräumen, berichtigen, und eben machen, was mein Herr Gegner krum gemacht hat, das ist der Zweck, den ich mir für diesesmal gesteckt habe.

Herr Professor Ruef hat bekanntermaßen über meine pragmatische Hostie-Geschichte Reflexionen gemacht, und selbe, wie gewöhn-

lich, mit satyrischen Noten beleuchtet. Im achten Hefte der Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christenthums, und der neuesten Philosophie, nehmen selbe sammt meiner Geschichte, welche von Wort zu Wort eingerückt ist, 22 grosse Oktavseiten, klein und eng gedruckt, ein. Obschon diese Noten und Reflexionen weder zu meinem Vortheile, noch zu meiner Befriedigung ausgefallen; so danke ich doch dem Herrn Professor dafür; er hat doch geantwortet; eine auch ungünstige Antwort, ist allzeit besser, als gar keine; besonders wenn man eine Sache gern erläutert wissen möchte.

Indessen aber wird mir der Herr Professor erlauben, daß ich ihm doch auch ein- und anders, mit Bescheidenheit, ans Herz legen darf. Um aber eine gewisse Ordnung, welche mir Herr Professor mit seinen Noten ziemlich schwer gemacht hat, zu beobachten, so liegt mir ob, den Ruefischen Noten zu erst ihre Abfertigung zu geben.

§. 2.

In der ersten Note sagt Herr Professor Ruef: „Uebrigens glaube ich, daß jeder, der etwas

„ etwas drucken läßt, wenigstens rein, und „ richtig deutsch schreiben sollte, und daher „ trug ich kein Bedenken, mehrere hier vor„ kommende Sprachfehler in den Einklam„ merungen zu verbessern, u. s. w. Ich könnte mich zwar ganz gleichgültig über diese grammatikalische Grillenfängerey hinweg setzen; da aber Hr. Prof. R. gar so hoch damit aufgehoben, und mir dadurch etwas hat anhaben wollen: so will ich ihm doch auch darauf antworten.

Die Sprachfehler, welche Hr. Prof. R. bemerkt hat, sind theils nicht mein: In diese Klasse gehören die offenbare Druckfehler: derley Fehler sind in einer, auch noch so kleinen Druckschrift unvermeidlich; und das hätte Hr. Prof. R. als ein renomirter Schriftsteller wissen, und auch in Anschlag nehmen sollen... Ja, in Riedmüllers pragmatischer Geschichte kommen Fehler vor, die etwas mehrer, als Druckfehler sind; z. B. Begierden — anstatt — Wünschen; Aufsehens — anstatt — Aufhebens von einer Sache machen.

Ich bin mit Hrn. Prof. R. hierinnfalls vollkommen einverstanden; das sind keine Druck- sondern auffallende Sprachfehler, welche einer Druckschrift kein gutes Ansehen geben. Ich kann mich aber, ohne roth zu werden, und mit dem allerbesten Gewissen auf mein Manuskript beziehen, daß ich keinen von beeden berührten Sprachfehlern gemacht habe; ich habe es recht gesetzt; wer es aber abgeändert, das weiß ich nicht: Dieser Unannehmlichkeit sind alle jene Schriftsteller ausgesetzt, welche die Korrection, wegen weiter Entlegenheit, fremden Händen anvertrauen müssen: Ich habe zwar meinen Hrn. Verleger mit Nachdrucke ersucht, die Korrection einem der Sache gewachsenen Manne anzuvertrauen; aber —

Mein Hr. Gegner ist zwar in diesem Stücke ziemlich gut bedient; doch spuckt es auch hier, und dort in seinen Heften; z. B. Kloster Frauen. S. 8tes H. 336. Seite theils unentschieden: z. B. fodern — anstatt — fordern. Ich wette 10. gegen 5. daß ich bey den meisten, und besten kathol. und protestantischen Schriftstellern Recht habe. Theils übertrieben: z. B. Mathäi — anstatt — Matthäi.

Theils

Theils lächerlich: z. B. alleinige — anstatt — einzige. Theils nur vermeyntliche Fehler: z. B. einem Trostgründe zu sprechen — anstatt — einsprechen: hier lasse ich es abermal darauf ankommen.

Der Hr. Prof. Ruef hat es zwar in diesem Fache ziemlich weit gebracht; aber untrüglich ist er doch nicht; und ich hege zu ihm das gute Zutrauen, daß er sich auch nicht dafür ausgeben werde; die Untrüglichkeit will ihm ja in Hinsicht auf die ganze Kirche nicht behagen. —

Eben so unstandhaft ist der Tadel wegen den lateinischen und französischen Worten, deren ich mich bey Erzählung dieser Geschichte bedient habe; ich hätte selbe entweder ganz weglassen, oder aber doch mit deutschen Buchstaben schreiben sollen. —

Ungefähr vor ein Paar Jahren hat der weise Karl Theodor von Pfalzbayern das affectirte Wesen (ein Patents-Ausdruck) lateinische, und andere fremde Worte, mit deutschen Buchstaben zu schreiben, aus allen seinen Staaten verbannt: und das von Rechtswegen; ganz kann man sie doch nicht entbeh-

ren; warum also mit deutschen Buchstaben? Es ist ja wider die Natur der Sprache. Doch, einen unverzeihlichen Fehler muß ich selbst einbekennen; ich habe mich öfters des Perfecti, als Imperfecti bedient, z. B. ich habe — anstatt — hatte; ich bin — anstatt — war; Das ist ja wider alle Kleiderordnung bey einer Geschichte — O, pueri centum annorum! Mein Herr Gegner passirt für einen deutschen Schriftsteller von dem allerneuesten Schlage; und er ist es auch; doch hat er sich hierinnfalls schon öfters verlohren ... und bey einem alten, in der Seelsorge grau gewordenen Mann soll es ein Verbrechen seyn? Das weitere mag der Leser hinzu denken —

§. 3.

Eine andere Ruefische Note lautet von Wort zu Wort also:

„ Altsteißlingen, ein wirtembergisches (ü)
„ katholisches Dorf, liegt ungefähr anderthalb
„ Stunden von Ehingen an der Donau."

Hr. Professor! verzeihen Sie mir, hier muß ich ihnen in die Rede fallen — Altsteißlin-

gen

gen ein würtembergisches Dorf? — Sie sind ja ein gebohrner Ehinger? Sie haben ihre Jünglingsjahre zu Ehingen zugebracht? Und sollen nicht wissen, wem die um ihre Vaterstadt herum liegende Dörfer angehören? Ey, ey, das ist ein wüster Schnitzer, der ihnen Verdruß machen kann. — Ich will aber den Fehler, ohne Klammern, verbessern.

Altsteißlingen bey Ehingen an der Donau ist ein Condominat zwischen Oesterreich, und Würtemberg, doch so, daß der Oesterreichische Antheil mehr als um die Hälfte vorschlägt: Das Jus Patronatus, das Kirchengut, 3 Bauernhöfe, 1 Söldgütlein, und 1 Tagwerkerhäuschen, sind würtembergisch; alles übrige ist Oesterreichisch; kurz: Würtemberg verhält sich dahier gegen Oesterreich, wie 3 gegen 12 — und Hr. Prof. R. heißt es ein würtemb ergisches Dorf —

Das sind aber Kleinigkeiten, die man einem Professor auf einer Hohenschule, der zumalen in der Regierungsstadt wohnt, verzeihen muß — Von mir ist es ihnen verziehen.

Was wird aber ihr gnädigster Landesherr dazu sagen?

Er wird eben sagen: entweder muß man diesen Mann — noch einmal in die geographische Schule schicken, oder aber ihm das Schriftstellerhandwerk niederlegen; sonst schreibelt er mir alle meine schwäbische Besitzungen hinweg — und das wäre noch eine sehr gnädige Strafe. Weiter: „Die Ehinger gehen „ durch Altsteißlingen, wenn sie nach De„ chingen, einem Filial von Altsteißlingen, „ zu der Mutter Gottes im Elende (einem „ Marienbild mit dem vom Kreuze abgenom„ menen Christus *), auf dem (der) Schooße) „ wallfahrten, welches sie, ob sie gleich zu „ Hause bey den Franciscanern ein eigenes „ wunderthätiges Marienbild, (Mater ama„ bilis genannt) haben, dennoch theils aus „ Andacht, theils aus Affection zu dem (der) „ grossen Würtemberger [illegible], die sie im „ Wirthshause zu Altsteißlingen antreffen, „ sehr fleißig thun.“

Hr. Professor! seit wenn giebt es bey ihnen wunderthätige Bilder? Vielleicht seit dem

*) So pflegt man von einem Bauern zu sprechen.

dem Joseph II. der Mutter Gottes zu Mariahülf in Wien einen kostbaren Ring an den Finger gesteckt hat? — und seit wenn sind Sie den Franciskanern so geneigt? Vielleicht seit dem König Leopold dem P. Guardian zu Bozen bessere Zeiten verheissen hat? Das heißt recht den Mantel nach dem Winde hängen. —

Noch nicht gar lang waren bey Herrn Prof. R. alle Ordensgeistliche, also auch die Franciskaner, lauter Tagdiebe, Faullenzer, Bauchdiener, Volkstäuscher, blinde Führer, Stupiditäts Beförderer, und was derley schöne Ehrentitel mehr sind — und jetzt weiset er seine Landsleute selbst dahin — nicht wahr, das ist doch artig?

Ich bin aber mit Herrn Professor R. wohl zufrieden; er erkennt doch wunderthätige Bilder, und das ist auf einen Philosophen von dem neuesten Schlage schon genug; nur sollen seine Landsleute nicht nach Dechingen gehen, das kann er nicht leiden. — Soll ich auch hierüber meine wahre Herzensmeynung sagen? — Diejenigen, welche nur

aus

aus Affektion zur grossen Maaß kommen, können meinerwegen zu Hause bleiben. —

Ich habe aber bessere Begriffe von ihren Landsleuten, und glaube, daß die meisten aus Andacht nach Dechingen gehen; dieß erhellet daraus, weil der Zeit die Einkehr bey der kleinen Maaß, das ist, im Oesterreichischen Wirthshause ungleich stärker ist, als in dem Würtembergischen. — Fort also mit dem unwürdigen Gedanken von der grossen Maaß. — Gott Lob! daß die Noten, welche mich betreffen, abgefertiget sind; denn was sollen derley Neckereyen unter gesetzten — Männern heissen? Mit Freuden schreit' ich also zu den Rueffischen Reflexionen.

§. 4.

Erste Reflexion.

„Herr Pfarrer Riedmüller fordert alle Gelehrte auf, ihre Meynung über die Geschichte zu sagen — zugleich unterwirft er die Sache dem hohen Ermessen seines hochwürdigsten Ordinariats, ohne Zweifel, weil er vermuthet, daß das hohe Ermessen des hochwür-

würdigsten Ordinariats mit den Meynungen der Gelehrten, und Philosophen übereinstimmen werde", u. s. w.

Wahr ist es, ich habe alle Gelehrte, und zwar insonderheit die Philosophen aufgefordert, mir ihre Meynung hierüber zugehen zu lassen; ich habe es aber nicht gedruckt verlangt; ein Manuscript hätt' es auch gethan; dieses Geschäft hätte der Hr. Professor mir überlassen sollen: Aber nicht wahr? Alsdenn wäre die grosse Lücke von 22. Seiten in ihrem 8ten Heft nicht — ausgefüllt worden? Alsdenn hätten Sie ihre Säbelhiebe gegen Wallfahrten, und wunderthätige Bilder nicht so öffentlich anbringen können?

Ich bin es wohl zufrieden: jetzt bin ich doch auch berechtiget, dem Herrn Professor meine Gedanken durch den Kanal der Presse zugehen zu lassen: ob, und wie viel er dabey gewinnen werde, hierüber soll das Publikum entscheiden? —

Der Hr. Professor liegt sehr hart darauf, daß ich die ganze Sache dem hohen Ermessen meines hochwürdigsten Ordinariats unterworfen habe.

Wem hätt' ich sie also unterwerfen sollen? Meinem gnädigsten Landesfürsten? Höchstselber hat mir ja die Hostie gegeben, und ist von allem vollkommen unterrichtet: — Den Gelehrten? Das habe ich ja zugleich gethan. Die Herren — Philosophen sollen nur brav darüber raisonniren (wohl gemerkt — nicht satyrisiren) hernach wird das hohe Ordinariat schon entscheiden, ob, und was für eine Achtung die Hostie verdiene?

Wie es aber scheint, so hält Herr Prof. R. wenig, oder gar nichts auf die bischöff. Entscheidungen — Ich hätte doch geglaubt, das wäre Forum competens?

Eben so lächerlich ist die Besorgniß, welche Hr. Prof. R. bey dieser Sache geäussert hat: „Ich sage meine Meynung (lauter Ruefische Worte) „vorzüglich darum, weil „die Hostie sich in der Nachbarschaft meiner „Vaterstadt, Ehingen an der Donau befin„det, und das Riedmüllersche Schriftchen „allerhand Gerede, Zweifel, und Bedenk„lichkeiten veranlasset hat."

Herr Professor! was wollen Sie damit sagen? Sie werden doch keine Revolte wittern?

Wahr

Wahr ist es, mein Schriftchen hat nicht nur zu Ehingen an der Donau, sondern in der ganzen Nachbarschaft eine Regung gemacht; aber nicht in dem Verstande, wie Sie vielleicht meynen; sondern der Staat hat dabey gewonnen; ich erkläre mich:

Mein Schriftchen kam eben zu selber Zeit heraus, wo die grosse, Land- und Leute verderbliche Revolution in Frankreich ausgebrochen; wo gefährliche, und aufwiegelnde Schriften im Umlaufe waren; wo man die Grundsätze der neuen Philosophie auch in Deutschland realisiren wollte; kurz, wo es auch in ihrem und meinem Vaterlande gährte.

Von was hätten also ihre Landsleute reden sollen? Von ihren Heften? Von der Freyheit? Von der Unabhängigkeit? Von den Rechten der Menschheit? Von der Gleichheit? Von dem zaum- und zügellosen Gebrauch der menschl. Vernunft?

Hr. Professor! die so hochgepriesene Aufklärung kam aus Frankreich zu uns; effectus sequitur causam — oder steht das nicht in ihrer Philosophie? Nein, nein, das Gerede,

wel-

welches mein Schriftchen veranlasset hat, war dem Staat nicht nur nicht nachtheilig, sondern vielmehr zuträglich; Gott weiß, was man sonst geredet hätte: es giebt aller Orten leichtfertige, unruhige, und misvergnügte Leute; Leute, denen es nur an einem kühnen Anführer gefehlt hatte, um das französische Spektakel im Kleinen zu wiederholen. —

Mein Schriftchen kam also zu rechter Zeit heraus; es hat zwar unschuldiges Gerede veranlaßt, aber auch ein manches gefährliches Gerede verdrängt.

Es war aber dieß nicht der einzige Dienst, den ich bey selber Krisis dem Staate geleistet hatte; sondern ich habe auch, obschon ich kein Oesterreichischer, sondern ein Würtembergischer Pfarrer bin, das bekannte hohe Warnungsreskript deutlich und langsam von der Kanzel abgelesen, und in einer gleich darauf gehaltenen Predigt meinen Pfarrkindern die Pflichten eines Unterthanen gegen seine Rechtmässige Obrigkeit warm ans Herz gelegt, und zwar mit sichtbarlich gutem Erfolge. Ich sage es nicht, um ein Belobungsdekret

zu erhaschen — nein! sondern nur anzuzeigen, daß dem Staat mehrer an der wahren, und wohlgeordneten Gottesfurcht, als an der Machiavellischen Aufklärung gelegen sey. Die Religion, sagte Friederich II. ist die beste Stütze des Thrones — und Herr Prof. R. sagt in einem seiner Hefte, die erste Generation Menschen müsse zuerst verdorben werden, hernach erst könne die Aufklärung Wurzeln schlagen. —

So richtig der erste Satz, so wenig möcht' ich für den zweyten haften: Gelehrten ist es gut predigen — also genug davon.

§. 5.

Zweyte Reflexion.

Die erste Frage, welche beantwortet werden soll, ist: **Wie kam die Hostie in den Baum hinein?**

Um Vergebung Hr. Professor! meine erste Frage war: **Wie alt kann die Hostie** seyn? Die Veranlassung dazu gab mir die altväterische Form derselben: vielleicht findet man noch irgendwo in einem Kloster unter

dem alten Eisen den nämlichen Model mit der Jahrzahl. — Hernach erst habe ich die Frage aufgeworfen: **Wie kam sie in den Baum hinein?**

Allem Ansehen nach muß dabey Herrn Prof. R. guter Rath theuer gewesen seyn; daher macht er einen Seitensprung, und sagt: „Man setze bey der ganzen Geschichte voraus, was — nicht voraus gesetzt, sondern allererst untersucht, und bewiesen werden sollte; ob nämlich die Hostie wirklich aus der Kohle herausgesprungen, und nicht anderswoher auf die Heerdplatte gekommen sey?

Der Hr. Professor wird doch dem Hrn. Oberauditor von Weinmann einen gesunden Menschenverstand zutrauen? Dieser Herr hat doch gezeigt, daß er die Sache versteht — würde er wohl die Urkunde ausgestellt haben, wenn er nicht sittlich davon überzeugt gewesen wäre? — Ja, die ganze Behauptung gründet sich lediglich auf die Aussage des Bedienten. —

Nein, mein Herr! nicht allein auf die Aussage des Bedienten, sondern auch, und zwar vorzüglich, auf das Daseyn der Hostie, wel-

welche noch heutiges Tages ein auffallendes, und unauslöschbares Merkmal der Kohlenlage an sich trägt ; belieben Sie nur die von weinmännische Urkunde noch einmal mit Bedacht zu lesen.

Der Herr Prof. Ruef will zwar die Ehrlichkeit des Bedienten Blaumann nicht in Zweifel ziehen. —

Ja, ja Hr. Professor, Sie haben ganz recht ; wenn Blaumann ein Betrüger gewesen wäre, so hätte ers nicht auf das ungewisse Kommen seines Herrn in die Küche ankommen lassen, sondern er wäre aus eigenem Triebe in das Zimmer seines Herrn gelaufen, und hätte Wunder über alle Wunder! ausgerufen: und wenn er ein rechter Betrüger gewesen wäre, so hätt' er ein 4 Groschen Stück heiß gemacht, selbes in eine zerschlagene Kohle eingedruckt, und seinem Herrn gezeigt, und gesagt: hier — ist die Hostie gelegen: aber nein, der ehrliche 68. jährige Blaumann, hat nicht gelernt, Hockuspockus zu machen; er hat so gar die viel bedeutende Kohle in kleinere Stücke zerschlagen, und verbrennt. — Wer da nicht den ehrlichen

Mann sieht, der hat gewiß keine gesunde Augen.

Blaumanns anfänglich gleichgültiges Betragen bey dieser Begebenheit beweiset mehrer für die gute Sache der Hostie, als wenn er einen grossen Lärmen davon gemacht hätte.

Ja, der gute Mann hat sich selbst betrügen können. —

Um diesen aus den Wolken gegriffenen Selbstbetrug nur einiger maaßen wahrscheinlich zu machen, macht Hr. Prof. R. einen grossen Aufwand von philosophischen Spitzfindigkeiten, die schier ins Lächerliche fallen, und die Regeln einer gesunden und männlichen Kritik weit überschreiten. —

Ich weiß, was Selbstbetrug ist; ich weiß auch, was für ausserordentliche Dinge eine gespannte Phantasie, oder erhizte Einbildungskraft in dem Gehirne eines Menschen hervorbringen können: hier aber findet weder eines, noch das andere statt; Blaumann sah zwar die Hostie aus der Kohle herausspringen; weil aber seine Nerven auf nichts ausserordentliches gestimmt waren, und sein Herr auf den Thee wartete, so ließ er das weiße

Ding liegen, um so mehr, weil ers für etwas Unbedeutendes gehalten, und an eine Hostie nicht gedacht hatte; vielleicht hätt' ers nach der Arbeit genauer untersucht, wenn sein Herr nicht inzwischen gekommen wäre — Kurz: der ganze Hergang der Sache scheint mir so natürlich, und verdachtlos zu seyn, daß in meinen Augen alle Kritik davon abprellt.

Dritte Reflexion.

Um aber zu zeigen, daß die Hostie nicht aus der Kohle herausgesprungen, sondern durch andere Wege auf die Heerdplatte gekommen sey, so wirft Hr. Prof. R. allerhand Fragen auf:

Waren keine Kinder im Hause? Kinder pflegen gern mit Oblaten zu spielen, u. s. w.

Antw. Nein, es waren keine Kinder da; und das Spielen mit Oblaten ist bey protestantischen Kindern ein Unding:

Ich bin 21 Jahre am würtembergischen Hofe gewesen, und hab vielen Umgang mit Kindern gehabt; dieses Spiel habe ich aber nie gesehen: das Beyspiel von den Ehinger-

Kindern steht also hier nicht am rechten Orte — war nicht damals, oder noch heut zu Tage ein solcher Stempel (Hostie-Eisen) zu Stuttgardt, oder in der Nachbarschaft üblich?

Antw. Nein — der Unterschied zwischen meiner, und den jetzigen so wohl kath. als protestantischen Hostien, ist augenfällig, wie in der Geschichte gezeigt worden; meine Hostie verräth einen Gothischen Griffel, Stempel, Model, Gepräge, oder wie mans heissen mag.

Es war Sonntag; vielleicht lag die Hostie in dem Gesangbuche der Jungfer Köchin, die vor dem alten Blaumann in die Küche kam? —

Antw. Herr von Weinmann hat weder Gattinn, noch Kinder, viel weniger eine Jungfer Köchin; er ist ein alter, lediger, und rechtschaffener Herr, ein Zeuge, gegen den lediglich gar nichts einzuwenden ist: schon der Umstand, daß der Bediente den Thee gemacht hat, hätte dem Herrn Prof. Ruef sagen sollen, daß keine Jungfer Köchin da gewesen: so geht es; wenn man mit Vorurtheilen die Feder ergreift. —

Besteht

Besteht die Hostie wirklich aus Mehl?

Antw. Ja; ich hab sie einem Hostie-Becker sehen lassen, und zur Antwort erhalten: Ja, das ist Mehl.

Ist sie nicht petrificirt?

Antw. Nein — oder giebt es auch ein petrificirtes Mehl?

Ich weiß wohl, daß man auf Schiffen, oder in festen Bergschlössern das Mehl mit einem Beil aus den Küsten, oder Fässern heraus hauen muß; von einem ganz versteinerten Mehl aber hab ich noch nie gehört: ich bin aber kein Philosoph, und verdiene also Nachsicht, wenn ich ungeschickt frage.

Jetzt wird doch der Hr. Professor diese Sache nicht mehr gar so weit wegwerfen: alles glauben, und gar nichts glauben — beedes zeigt keinen grossen Verstand an.

Ich habe wohl gewußt, daß Hr. Prof. R. ein Philosoph, ein Orientalist, ein schön Denker, ich habe aber nicht gewußt, daß er auch ein Casuist ist. —

„ Wenn ein Priester, sagt er, zweifelt,
„ ob eine Hostie konsekrirt sey, oder nicht,
„ so soll er sie entweder sub conditione kon-

„ sekriren, oder aber zu andern Hostien le=
„ gen, welche unbedingt konsekrirt werden
„ sollen.

Wohl, sehr wohl gesagt — will aber der Herr Professor hernach diese Hostie genüssen? Ich wenigstens könnte mich nicht dazu entschliessen; — sie ist aber auch nicht zum Genuß bestimmt. —

Zu was also? Zum Wunder wirken? Das habe ich nicht gesagt, und sag' es noch nicht; ich habe es nur für eine Seltenheit ausgegeben, die untersucht zu werden verdient — Hätte ich mich bescheidener und behutsamer ausdrücken können? Ueber das hab ich ja ausdrücklich gesagt: so lang eine Sache nach den Regeln der Natur erklärt werden könne, wär' es Thorheit, ein Wunder daraus zu machen — Ist das nicht philosophisch? — Pa, pa, pa! solche Kleinigkeiten verdienen gar nicht bekannt gemacht zu werden — Gut! der Hr. Professor hat doch schon viel kleinere, und unbedeutendere Sachen seiner philosophisch=richterlichen Achtung gewürdiget — warum soll die in Frag befan=

gene

gene Hostie gar keine Untersuchung, gar keine Achtung verdienen?

Zu Konstanz, und Augsburg hat man die Sache mit ganz andern Augen angesehen: am ersten Orte hat meine pragmatische Geschichte das Bischöfliche und Landesfürstliche NB. Oesterreichische *Imprimatur* erhalten; und am zweyten ist dieses kleine Schriftchen nicht nur nachgedruckt, sondern es sind auch, ohne meinen Einfluß, zwey Kupferplatten darauf gestochen worden.

Diese Sache muß also meinen unbekannten Freunden, und Gönnern doch nicht gar so unbedeutend, und geringfügig geschienen haben; sonst hätten sie gewiß den Aufwand nicht gemacht?

Eben so wenig kann ich die von Hrn. Prof. R. in Vorschlag gebrachte Feuer- und Wasserprobe mit der Hostie vornehmen. — Die Hostie hat diese Probe schon längst in einem sehr hohen Grade ausgehalten — 1. bey dem jährlichen Saft aus- und eintreten, und 2. beym Brennen — Ja, ist sie — denn im Baum in der Kohle gewesen?

Ich bin sittlich davon überzeugt, und Herr Oberauditor von Weinmann auch; sonst hätte er die Urkunde gewiß nicht ausgestellt. —

Herr von Weinmann hat in seiner Urkunde auch Reflexionen darüber gemacht, die gewiß nicht ganz zu verwerfen sind; und in einer über diesen Gegenstand gehabten Unterredung sagte er mir, in Consiliis Tübingensibus kämen verschiedene Fälle vor: „daß vor Zeiten Leute das heilige Abendmahl mit sich nach Hause genommen, und selbe theils zu abergläubischen, theils zu magischen Sachen misbraucht hätten. — Läßt sich bey dieser Hostie nicht das nämliche vermuthen? — Oder wie wär' es, wenn ein Hirt die Hostie aus helliger Einfalt, in den Baum gesetzt hätte, um dabey seine Andacht verrichten zu können. — Ist das kein möglicher Fall?

Wie wär' es, wenn ein Vogel die Hostie in den Baum hinein getragen hätte — ist das auch kein möglicher Fall? — Das sind aber nur Riedmüllersche Schwachheiten! —

Ich wollte dem Hrn. Prof. R. alle seine satyrische Ausfälle, die er theilr gegen meine Per-

son,

son, theils gegen meine Hostie, und theils auch gegen alle Wallfahrten, und wunderthätige Bilder gemacht hat, von Herzen gern verzeihen, und verzeih' ihm auch hiedurch öffentlich; aber eines kann ich ihm schier nicht verzeihen. —

Denke man nur, ich hab unter andern auch diese Frage aufgeworfen: „Wie hat sich die Hostie bey dem jährlichen Aus- und Eintreten des Saftes, und beym Brennen so gut erhalten können?

Auf diese Frage hat Herr Prof. R. geantwortet: Was? — Gar nichts.

Diese höchstwichtige, und für einen Philosophen so reichhaltige Frage hat mein Herr Gegner mit keinem Worte berührt. — Was kann man, oder was soll man aus diesem Verdachtvollen Stillschweigen schliessen?

Ich bin kein Philosoph vom neuesten Schlage; doch getrauete ich mir in meiner alten Physik ein- und andere Scheingründe ausfindig zu machen, daß die gute Konservation der Hostie, trotz des Saftes, und des Brennens! natürlich möglich sey, und zwar

nach

nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur möglich sey. —

Sehen Sie, mein theuerster Herr Professor! ein solches Gutachten habe ich von ihnen erwartet, und bitte noch einmal darum; es mag hernach ausfallen, wie es wolle — Ja, oder nein — gilt mir eben gleich, wenn nur der Satz mit triftigen Gründen unterstützt — wird — hernach sind Sie brav. —

Sie dürfen ja nur die Verwahrungs-Worte: posito, sed non concesso; oder vorausgesetzt, daß die ganze Geschichte wahr, und richtig sey — voran schicken; alsdenn sind Sie hinlänglich gedeckt: ein satyrisch-kritisches Gutachten haben Sie jetzt schon gestellt; jetzt möchte ich auch ein kritisch-philosophisches Gutachten von Ihnen haben; hernach sind Sie zweymal brav.

§. 6.

Den Beschluß macht Herr Prof. R. mit einer so genannten allgemeinen Reflexion über die Wallfahrten, und wunderthätige Bilder, und sagt:

„ Nach

„ Nach meiner Meynung streitet es über-
„ haupt mit Gottes unendlicher Weisheit,
„ und Güte, daß er sich gegen die Menschen
„ an einem Orte gnädiger, als an einem an-
„ dern erzeige."

Herr Professor! haben Sie schon wieder vergessen, was Sie oben von dem wunderthätigen Mariabild bey den Franciscanern zu Ehingen gesagt haben?

Ich habe nur gescherzt. — Gut, wenn man aber scherzen will, so soll man doch so schreiben, daß der Leser den Scherz auch merken kann. — Weiter: „Es ist mehr heid-
„nisch, als christlich, zu glauben, daß Gott
„seine Wohlthaten an Zeit, und Ort bin-
„de, u. s. w.

Das heißt doch mit wenig Worten Vieles sagen? — Schade, daß ich mich der Zeit nicht länger dabey aufhalten kann.

Was würde es aber nützen? Es ist nicht zu vermuthen, daß ich glücklicher seyn würde, als so viele andere heilige, und gelehrte Männer, welchen ich nicht würdig bin, die Schuhriemen aufzulösen — sogar der H. Au-

gustin

gustin ist der gänzlichen Meynung, daß Gott an einem Orte gnädiger sey, als an dem andern. —

Wie? Der H. Augustin — jener grosse Philosoph, und eben so grosse Kirchen-Lehrer, der so nahe an das Apostolische Zeit-Alter hingränzet — Das glaub ich nicht.

Mein Herr! Ich will ihnen zwar nicht zumuthen, daß Sie meinen Worten schlechterdings glauben sollen; ich bitte also nur bey diesem H. Vater T. 2. ep. 78. alias 137. n. 3. edit, paris. nachzuschlagen; dort werden Sie folgende Worte finden:

„ Ubique quidem Deus est, & nullo „ continetur, vel includitur loco, qui „ includit omnia — verumtamen ad ista, „ quæ hominibus *visibiliter* nota sunt, quis „ potest eius consilium perscrutari, quare „ in *aliis locis* hæc *Miracula* fiant? — si- „ cut enim, quod Apostolus dicit: non „ omnes Sancti habent *Dona Curationum* „ — ita nec in omnibus Memoriis San- „ ctorum ista fieri voluit Ille, qui dividit „ propria, *prout vult.*

Deutsch:

Deutsch: „Gott ist zwar allgegenwär-
„tig, und derjenige, der alles in sich ein-
„schliesset, läßt sich nicht auf einen bestimm-
„ten Ort einschränken. — (Mein Hr. Geg-
„ner ist also nicht der Erfinder dieser Ein-
„wendung) wenn wir aber das, was allge-
„mein ruchbar und augenfällig ist, in Be-
„trachtung ziehen; so sollen wir nicht nach-
„grübeln, warum derley Wunder da und
„nicht dort geschehen — gleichwie nach dem
„Ausspruche des Apostels nicht alle Heilige
„(also doch einige) die Heilungskraft haben;
„also hat auch derjenige, der seine Gaben,
„und Gnaden willkührlich austheilet, nicht
„allen Gräbern der Heiligen (also doch ei-
„nigen) die Kraft zu heilen gegeben.

Sehen Sie, Hr. Professor! das sagt der grosse Philosoph Augustin von den heili-gen Orten — wie wär' es, wenn Sie sich an Ihn anschlößen?

Secutus es Augustinum errantem; sequere etiam retractantem: an eine Schande ist nicht zu denken; nur schwache, und kleine Geister schämen sich, ihre Fehler zurück zu nehmen. —

Prima laus est, non errare, secunda, errorem retractare. Deutsch: Das erste Lob ist — nicht fehlen; das andere Lob ist — den gemachten Fehler verbessern. (Worte eines H. Vaters, den ich aber jetzt gleich nicht nennen kann.)

Ich will mit meinem eignen Beyspiele voran gehen, und mit einer solchen Retractation die Bahn brechen.

§. 7.

Wahr ist es, ich hab im ersten Jahre meines hiesigen Pfarramtes das Gnadenbild zu Dechingen gar nach Verdiensten herausgestrichen; dabey aber hatte ich nebst der Hauptabsicht ganz gewiß andere nicht zu verwerfende Nebenabsichten, nämlich:

1. Um das Gespräng, und Gelaufe zu fremden, und weit entlegenen Gnadenbildern abzustellen: vor diesem sind meine Pfarrkinder alle Jahr Schaarweise nach Einsiedlen in die Schweiz gewallet, und haben aus lauter Andacht Haus, und Hof, Weib, und Kinder 10 — 12 Täge lang im Stich gelassen: einige sind so gar auf dem Wege gestor-

storben; — nun aber bleiben sie hübsch zu Hause, und gehen jezuweilen nach Dechingen, welches sie weiter gar nichts, als den geringen Aufwand von höchstens 2. Stunden Zeit kostet — kann sich der Staat über mich beschweren?

2. Mußte ich es thun, um das Zutrauen meiner Pfaarkinder zu gewinnen:

Ich habe gleich anfangs bemerkt, daß meine Pfarrkinder in meine Orthodoxie ein Mistrauen setzten: Was that ich? Ich ließ also zu gelegener Zeit einen alten, aber frechen Mann von hier zu mir kommen, setzte ihm eine Flasche mit Wein vor, und sprach ihm zu, nach Genügen zu trinken.

Da ich nun gesehen, daß die Maschine aufgezogen, dupfte ich, und redete diesen Mann also an: „Was halten, und sagen auch meine Pfarrkinder von mir?

Ha, was werden sie sagen — nit viel Guts.

Was dann?

Ma sait jeba, ihr seyet nit gut katholisch.

Wie so?

Ihr sind jeba gar so lang im Luther=thum gwea.

Das thut nichts zur Sache; man kann in der Türkey ein guter katholischer Christ seyn.

I hau gehairt, ihr hebet au Lutherische, und Calvinische Bücher; — Bücher, die der Tyifel nit lesa ka, (das war auf meine griechische, und hebräische Bücher vermeynt) auf d' Plaz bracht.

Wahr ist es, ich habe allerhand Bücher; ich habe aber Erlaubniß, verbothene Bücher zu lesen, und mache keinen Misbrauch davon: Ueber das bin ich auf einem Platz gewesen, wo ich diese Bücher nothwendig gebraucht habe. —

Des hand ihr nit naithig, Hr. Pfarrer! werfet ihr nur die Bücher ins Fuir eine — ihr sind au auf die Normalschule verpicht, und das siht ma nit giera. —

Was habt ihr gegen die Normalschule einzuwenden.

Ha, s' ist halt a Judeschuel.

Mein

Mein lieber Mann! ihr habt — nicht ganz unrecht; die Lehrart ist gar zu Maschinen mässig; das geht mich aber nichts an; meine Sache ist nur, die Jugend in der Religion zu unterrichten, und das thu' ich auch.

Nit gnug, Hr. Pfarrer! ihr müst au zu de Bauren helfen, sost bringen wir die Narre-Schuel nit vom Hals.

Nein, nein, mein lieber Mann! das geht nicht an; man muß dem Landesfürsten gehorchen; Er wird die Mängel, und Fehler dieser Anstalt schon selbst einsehen; und wenn ers auch nicht einsehen sollte; so ist doch die neue Schule viel besser, als die alte.

Ja, so sind doch elle Pfaffen, und Herre gleich; sie hands mitanander, wie d' Bueba d' Vogelnäster.

Weiter gfällt eus nit, das ihr elle österreichische Patenta auf der Kanzel verlesset; ihr hand scho Construptions (Conscriptions) Patente, Soldata Patente, nuie Stuir-Patente, und weiß der Gugu nit,

was für Patente auf der Kanzel verlesa; des ghairt nit auf d' Kanzel.

Mein lieber Mann! ihr habt nicht ganz unrecht; die Geistlichkeit muß sich aber heutiges Tages viel, sehr vieles gefallen lassen, ad redimendam vexam.

Was Hexa, wann i n' Pfaff wär, i thät de Tuifel nit fürchta, gschweiga d' Hexa. Herr Pfarrer! do mahnet ihr mi just an no epes — wie stots au bei oui mitem Lateinischen?

Wie soll ich das verstehn?

Ha, ihr saget jeba elles deutsch uf der Kanzel; ihr müst au lateinische Brocka hinein bringa, sost haist es nit prediget.

Es ist nicht mehr Mode, und hat keinen Nutzen.

Was Mode! bleibet ihr nu bei der alta Mode; s' alte Gieldt ist s' beste.

Wißt ihr noch etwas?

Ja freyli; aber s' fällt mer jeba jetzt nit glei ein; der Wein hot mer mei ganze Meckmori gnommen: so viel kan i oui aber saga, d' Pfarrkinder sind gar nit mit oui zfrieda;

zfrieda; man hot scho vom verklagna und weg bringa gsait.

Das will ich nicht hoffen — wie wollt ihrs aber angehen?

Hr. Pfarrer! mir hand Leut genug, die eus mit Roth, und Thot an d' Hand gahnd; mit ui wöllen mir bald fertig sey, wann ihr so furt machet; ma sait, ihr seyet ohnehi zu K... nit gut befohla. (empfohlen)

Nun Hr. Professor! frag ich Sie: was hätten Sie gethan, wenn Sie in meiner Lage gewesen wären?

Ich hätte mich durch das alberne Geschwätz dieses Bauerns nicht irre machen lassen. —

Das kann man wohl auf dem Schulkatheder, aber nicht auf einer Bauern-Kanzel sagen:

Sie wissen noch lange nicht, mit was für Schwierigkeiten ein Landpfarrer zu kämpfen hat; besonders ein solcher, dem der Neid, und die Misgunst schon vor der Besitzergreifung das Zutrauen seiner Pfarrkinder ent-

zogen hat; da ist Pastoral-Klugheit nothwendig. —

Ich tratt' also in die Fußstapfen des H. Ap. Paulus 1. Kor. 9, 19—22. und nahm ein ganz anderes System an.

Und so hat, Gott Lob! die Sache eine andere Wendung genommen. —

Wie wär' es, Hr. Professor! wenn Sie auch den Plan ihrer Beyträge änderten? Sie dürften sich nicht gar so weit herablassen; man wäre wohl, sehr wohl wit ihnen zufrieden, wenn Sie nur der ganzen Kirche gehorchten; in adiaphorischen Sachen, oder Mitteldingen könnten Sie gleichwohl denken, sagen, und schreiben, was Sie wollten. —

S' point d'honneur erlaubt es nicht — O, Schwachheit über alle Schwachheiten!

Der Kurfürst von Trier ist gewiß ein grosser Herr, und hat weise, kluge, und einsichtsvolle Ministers, und Räthe; und doch hat er dem Emser-Kongreß feyerlich entsagt, und die allda aufgestellte Grundsätze öffentlich verworfen: der Kurfürst von Köln wird bald nachfolgen; der erste Schritt ist schon gemacht. — Sie werden doch hoffentlich kein

Bedenken tragen, so glänzende Beyspiele nachzuahmen? Ich bin weit entfernt, einen Isidorianer, einen Hildebrandisten, oder einen römischen Kurialisten aus Ihnen zu machen — dazu hat Ruef keine Anlage. Aber in einen guten, vernünftigen, und soliden katholischen Christen möchte ich Sie umgeschaffen wissen — ich begehre doch nichts unbilliges? Nein das Begehren wäre nicht unbillig.

Aber, aber, aber —

Was aber? — Herr Professor! ich will es sagen; aber Sie müssen mir's nicht übel nehmen:

Omnes Philosophi sunt superbi. Deutsch: Alle Philosophen sind stolz, und hochmüthig; und die Hartnäckigkeit ist eine Tochter des Hochmuthes. — Ich sage es — nicht, sondern der H. Augustin sagt es Tom. 5. Col. 772. c. edit. froben.

Doch habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben: Selbst Augustin war auch ein solcher bösartiger, und gefährlicher Philosoph, daß man in der Mayländischen Kirche seiner Lehre folgendes Gebeth entgegen gesetzt hat:

hat: a Philosophia Augustini libera nos Domine! Von Augustins Philosophie, behüte, und bewahre uns, o Herr!

Und doch ist hernach aus Ihm ein solcher grosser Kirchenlehrer geworden. Wenn ich an Ruefens Stelle wäre, so wär' ich schon entschlossen; ich machte es eben so, wie es Augustin gemacht hat —

Wer weiß, was noch geschieht?

Prima laus est non errare; secunda errorem retractare.

§. 8.

Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß ich bey Herrn Professor R. als ein Bethbruder verklagt worden sey: Daher sagt er in seiner allgemeinen Reflexion: „Der weise, „und aufgeklärte Christ ist weit davon ent„fernt, sich einzubilden, daß er durch sein „Gebeth eine Veränderung in den göttlichen „Rathschlüssen hervorbringen, oder das, was „er wünscht, von Gott gleichsam erzwingen, „oder erpressen könne.

Herr Professor! Sie sind ja ein starker Bibelforscher?

Ha-

Haben Sie also die Gewogenheit für mich, und sagen Sie mir:

Was wollen die Worte Luk. 11, 8. sagen? „So wird er doch um seines ungestümmen Anhaltens willen aufstehen, und ihm geben, so viel er bedarf:

Was, sag ich, wollen diese Worte sagen?

Pa! das ist nur eine Gleichniß. — Richtig! wer hat sie aber gemacht? Und zu was Ziel und Ende ist sie gemacht worden?

Da mir nicht unbekannt, daß die protestantischen Schriftausleger bey Hrn. Prof. R, ein' grösseres Gewicht haben, als die Katholischen, (die sind ihm zu finster, zu dunkel, und zu mystisch) so wollen wir einen davon auftreten lassen; es ist derselbe Christoph Starcke Pastor primarius Driesnensis; ein grosses Licht unter den protestantischen Theologen, und hat in 3 dicken Quartbänden herausgegeben:

Kurzgefaßter Auszug der gründlichsten, und nutzbarsten Auslegungen über alle Bücher des N. T.

Und was sagt denn dieser wackere Mann über erst berührte Stelle? Hier haben Sie seine eignen Worte:

„Bey einem gläubigen Bether soll sich eine „heilige Kühnheit finden, sein Anliegen un„erschrocken vorzutragen, und damit anzu„halten. — Dem grundgütigen Gott ist es „wohlgefällig, wenn wir ihm (so zu reden) „mit unserm Schreyen keine Ruhe lassen, „bis er uns geholfen hat. — Gottes Liebe, „und Leutseligkeit ist unaussprechlich groß, „auch darum, daß er sich durch unser Gebeth „gleichsam überwältigen, und betäuben läßt; „Er kanns über sein Herz nicht bringen, daß „Er sich unser nicht mehr, als ein Vater sei„ner Kinder, erbarme. — Gott höret Ge„beth, und Flehen, es mache sich doch alles „Fleisch bey einbrechender Noth zu Ihm; „wer zu Ihm kömmt, wird nicht hinausge„stossen. — NB. Wir sollen nun aus die„sem Gleichniß den Schluß machen: Wenn „ein unverschämter Bettler so viel erhält „von einem Menschen, was wird nicht ein „demüthiger und fleissiger Bether von Gott „erlangen?“ Tom. 1. pag. 1282.

Der

Der Herr Prof. R. wird jetzt bey sich denken: Der Pfarrer von Altsteißlingen mag mir ein besonderer Mann seyn! —

Wir wollen ihn denken lassen, was er will, und mag; ich will indessen in der heil. Schrift nachschlagen, wie diese Gleichniß zu verstehen sey? — Paralell-Stellen haben in der Hermeneutik, und Exegese ein grosses Gewicht. — Und sehen Sie, Hr. Professor! schon bin ich im Stande, ihnen mit ein Paar sehr wohl passenden Stellen aufzuwarten:

Man muß allzeit bethen, und nicht aussetzen, Luk. 18, 1.

Bethet ohne Unterlaß. 1. Thess. 5, 17.

Ich weiß mich zwar wohl zu bescheiden, daß man diese 2 Stellen nicht nach dem Buchstaben nehmen, und Tag und Nacht unausgesetzt fort bethen müsse. —

So viel aber wird doch der Hr. Professor zugeben, daß ein Geistlicher mehrer bethen müsse, als ein Lay — daß auch der Lay täglich bethen müsse, — daß ein eifriges, und anhaltendes Gebeth kräftiger, und wirksamer sey, als ein laues, und frostiges Gebeth

beth, — daß das Bethen eine wesentliche Christenpflicht sey, u. s. w.

Was wollen Sie also mit den zwey Worten — erzwingen und erpressen sagen? Soll das mich gelten? — Ihr Korrespondent hat ihnen schon mehrere Unrichtigkeiten geschrieben; vielleicht hat man auch da die Sache übertrieben: mein Gewissen hat mir noch nie vorgeworfen, daß ich zu viel, oder zu eifrig — wohl aber, daß ich zu wenig, und zu frostig bethe. —

Vielleicht ist der Herr Professor gar ein Fatalist. —

Die Fatalisten sind der Meynung, daß man durch Gebeth keine Veränderung in den göttlichen Rathschlüssen hervor bringen könne. —

Warum hat Gott zu, und bey Ninive seinen Rathschluß abgeändert, wenn es anders eine Abänderung zu nennen? Oder was wollen die Worte sagen:

„Also ist der Herr gnädig geworden, daß Er das Uebel nicht vollzoge, welches Er über das Volk beschlossen hatte. 2. B. M. 32, 14.

Den

Den Zorn Gottes besänftigen, ist ja eine der vornehmsten Wirkungen des Gebethes. —

§. 9.

Zu guter Lezt tischet mir der Herr Prof. R. noch einmal die wunderthätige Bilder, und Wallfahrten auf, und sagt:

„Daher trägt der weise Christ um so „weniger Bedenken, alle wunderthätige „Bilder, und alles Wallfahrten zu densel„ben als widersinnig, und dem reinen ächten Christenthum widersprechend zu ver„werfen. —

Also hat Joseph II. widersinnig gehandelt, da er im Jahr 1786. den 2. Nov. die Wallfahrt Mariazell besucht, beschenkt, und alldorten gebeichtet, und kommunicirt hat?

Also hat Joseph II. widersinnig gehandelt, da er im vorigen Späthjahre dem Mutter Gottesbild zu Mariahülf in Wien einen kostbaren Ring an den Finger gesteckt hatte? — Das that der Philosoph auf dem Thron! — und der Philosoph auf einem ganz niedern Schulkatheder spottet darüber. —

Herr

Herr Professor die 80ger Jahre sind dahin, — man zählt jezt 90, — es ist hohe Zeit, daß Sie die Segel streichen, wenn Sie anders —

Die grossen Herren fangen an aufzuwachen. — „Schweigen sie, sagte erst kürzlich ein grosser Minister in Wien zu einem gewissen Aufklärer, und sagen sie mir kein Wort mehr von der Aufklärung; diese Pest hat ganz Europa angesteckt, und verdorben — und er hat auch recht: Man lese nur folgende erst neuerlich heraus gekommene Druckschriften:

Christlich-philosophische Rede über die Generalversammlung, und den dermaligen Zustand Frankreichs: nebst dem Schreiben eines deutschen Patrioten, der aus Gelegenheit des wirklichen Zustandes von Frankreich seines Vaterlandes wegen besorgt ist.

Wenn dieses Aufklärung ist, was ist Unsinn?

Freymüthige Anmerkungen zu der Frage: Wer sind die Aufklärer?

Das Bild unserer Zeiten, oder welche sind dermals die gefährlichsten Feinde grosser Herren, und Staaten?

Zu diesem Bilde haben die Herren Augsburger eine vorn ffliche Einfassung gemacht, welche von allen grossen Herren gelesen zu werden verdient.

Ich bin gewiß kein Feind der wahren Aufklärung; die so genannten Herren Aufklärer gehen aber offenbar zu weit — sie greiffen die Religion am Herz an; und das kann für den Staat unmöglich gute Folgen haben: Man wird schon noch sehen, was daraus entstehen wird, wenn man diesen Herren nicht bald den Daumen auf das Auge setzt.

Principiis obsta: sero Medicina paratur: Deutsch: Man muß bösartige Krankheiten nicht überhand nehmen lassen; sonst schlägt keine Arzney mehr an.

§. 10.

Damit aber meine Leser auch wissen, warum der Herr Professor R, mir die Wallfahrten

so

so oft unter die Nase reibet, so dien' ich zur Nachricht.

Ich habe eine Wallfahrt in meiner Pfarrey, Maria im Elende genannt; Kirche, und Kirchengut steht unter Oesterreichischem Scepter. Vor ein Paar Jahren mußte ich 4 oder 5 Fragen beantworten, welche man als gewisse Vorbotten der gänzlichen Aufhebung ansehen konnte.

Die Gründe aber, womit ich diese in den letzten Zügen gelegene Kapell unterstützt habe, haben bey der allerhöchsten Stelle ein solches gutes Gehör gefunden, daß selbe nicht nur allein aufs neue bestättiget, sondern auch gnädigst erlaubt worden, eine starke, und kostspielige Reparation damit vornehmen zu dürfen.

Hier haben meine Leser das Verbrechen, welche ich in R. Augen begangen habe; darum neckte er mich so oft mit den Wallfahrten, und wunderthätigen Bildern; ich hätte der Kapell den Herzstoß geben, und sagen sollen; die Kapell ist entbehrlich.

Ich kann aber das verehrungswürdige Publikum hoch und theuer versichern, daß ich mich für diese Kapell so wohl, als Wallfahrt, wie auch, und ganz besonders, als eine unentbehrliche Filial = Kirche verwendet habe; die Dechinger = Schule hätte sehr viel dabey verlohren.

Heil dem Landesfürsten, daß er diese Kapell aufs neue bestättiget; und Heil seinen hohen, und niedern Beamten, und Räthen, daß sie die Unentbehrlichkeit dieser Kapell anerkennt haben; Gott wird es ihnen zum zeitlichen, und ewigen Segen anschreiben.

§. 11.

Nun sollt' ich dem Herrn Professor R. auch noch für das Lob — danken, welches er mir wegen meiner aufgeklärten Denkungsart beygelegt hat.

Da es aber noch nicht entschieden, ob das Lob gewissev Leuten ein wahres Lob sey, und die Mehrheit der Stimmen (vom

Pöbel ist da keine Rede) ganz gewiß gegen diesen Herrn ausfallen würde, so wollen wir die Sache einsweilen auf sich beruhen lassen.

§. 12.

Endlich wünsch' ich meinem Herrn Gegner Glück, Heil, und Segen, und bitte Gott inständigst, daß Er den guten Gaben, welche Er so freygebig in den Busen dieses Mannes gelegt hat, eine bessere Richtung geben, und aus ihm einen andern Augustin machen wolle.

Anhang.

Ich bin zwar fest entschlossen gewesen, diese kleine Schrift alsogleich, und ohne Umschweife in die Presse zu schicken, und durch den Druck verbreiten zu lassen.

Nachdem ich aber die Sache noch einmal in Erwägung genommen, habe ich

mei-

meinen ersten Gedanken fahren lassen, und den gewiß nicht unfreundlichen Entschluß gefaßt, mein Manuscript zu erst meinem Herrn Gegner zu schicken, doch mit dem Anhange, daß, wenn ich nicht so glücklich seyn sollte, binnen 4 Wochen eine befriedigende Antwort von ihm zu erhalten — daß, sag' ich, alsdenn die Sache dem — Publikum durch den Druck vor Augen gelegt werden dürfte.

Die Ursache, welche mich zu dem Versuche einer — gütlichen Uebereinkunft bewogen hat, ist leicht zu errathen: es hat mich nämlich eine vielleicht nicht ganz ungegründete Besorgniß angewandelt, meine vorläufige Antwort möchte dem Herrn Professor R. bey gegenwärtiger Krisis Unannehmlichkeiten, oder gar Schaden zuziehen; und das wäre mir in der That nicht nur kein Vergnügen, sondern eine wahre Gewissens-Folter gewesen; ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Menschen unglücklich gemacht, obschon es mir weder

an Gelegenheit noch an Gründen dazu gefehlt hat. Ich faßte also den Entschluß, mein Manuscript zu erst meinem Herrn Gegner mitzutheilen, und bath' ihn um seine weitere Aeusserungen —

Die Meynungen meiner Freunde aber über diesen Schritt waren nicht gleich: einige gaben mir lauten Beyfall, und priesen meine Menschenfreundlichkeit; andere aber sagten: „Ein Mann, der die Religion schon so entsetzlich gemishandelt hätte, verdiene — keine Schonung — mein Versuch werde die gehoffte Wirkung nicht hervor bringen, und ich setze mich der Gefahr aus, entweder gar keine, oder eine trotzige, und wegwerfende Antwort von ihm zu erhalten — ich solle mir diese nicht kleine Mühe ersparen, die Zeit nicht verschwenden, und das Geld, welches ich dazu bestimmt hätte, lieber den Armen geben, u. s. w.

So sehr ich auch das Gewicht dieser Gegenvorstellung gefühlt hatte, so blieb ich doch

doch bey dem einmal gefaßten Entschluß der gütlichen Uebereinkunft, und schickte meinem Herrn Gegner mein Packet Postfrey zu: Und wenn ich es aufrichtig gestehen sollte, so hab' ich mich auf eine trokige, stolze, und wegwerfende Antwort gefaßt gemacht; aber nein! die Sache fiel besser aus, als ich es mir vorstellte.

Mein Herr Gegner hat zwar dd. Freyburg den 26. pass. M. von sich an mich ruckantwortlich herkommen lassen!

„daß es ihm ganz gleichgültig sey, ob „mein Manuscript gedruckt werde, oder nicht, „und daß er wegen der schlimmen Folgen, „die für ihn daraus entstehen könnten, ganz „unbesorgt sey, u. s. w.

Indessen hat er doch den hohen Ton, der in seinen Noten und Reflexionen über die pragmatische Hostie-Geschichte herrschet, um ein ziemliches herabgestimmt:

1. Nennt er jezt die Sache eine nicht unwichtige Hostie-Geschichte:

2. Hätte nicht er (Ruef) sondern ein anderer die Sprachfehler gerüget:

3. Bezeiget er sein Misfallen, wenn mir seine Noten, und Reflexionen Verdruß gemacht hätten:

4. Endlich erkennt er's für ein Stück der Freundschaft, daß ich ihm mein Manuscript vor dem Druck zugeschickt hätte, und trägt mir, und meiner vorläufigen Antwort einen Platz in den Freyburger Beyträgen an. —

Eine solche Herablassung gegen einen Landpfarrer hab ich freylich von meinem Herrn Gegner nicht erwartet, und der Karakterzug: Omnes Philosophi sunt superbi, den der H. Augustin aus eigner Erfahrung auf die Philosophen gemacht hat, hat mich's auch nicht erwarten lassen; kurz: ich bin mit Hrn. Prof. R. nicht ganz unzufrieden.

Da aber doch dieser Herr eines theils nicht unrecht haben will, und des andern wegen der Folgen, so für ihn aus dieser Fehde entstehen könnten, ganz unbesorgt ist; so hab ich jezt gar keine Ursache mehr, mit dem Abdruck dieser mir gleichsam abgenöthigten Apologie noch länger zu zaudern; sondern ich bin es meiner Ehre, und dem Wahrheit liebenden

Pub=

Publikum schuldig, daß diese Geschichte so bald es immer möglich, in ihr gehöriges Licht gesetzt werde, um so mehr, da viele mit Sehnsucht darauf warten werden.

Daß mein Aufsatz auf der Reise nach Freyburg nicht ab- sondern vielmehr zugenommen, versteht sich von selbst; auch diesen Umstand hab ich dem Hrn. Professor nicht verhalten, und ihm ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß mir bis zu Anlangung seiner weitern Aeusserungen noch verschiedenes einfallen werde.

Ich hege also zu allen meinen hohen, und niedern Lesern das gute Zutrauen, daß man mein ganzes Betragen in dieser Sache nicht leidenschaftlich finden werde.

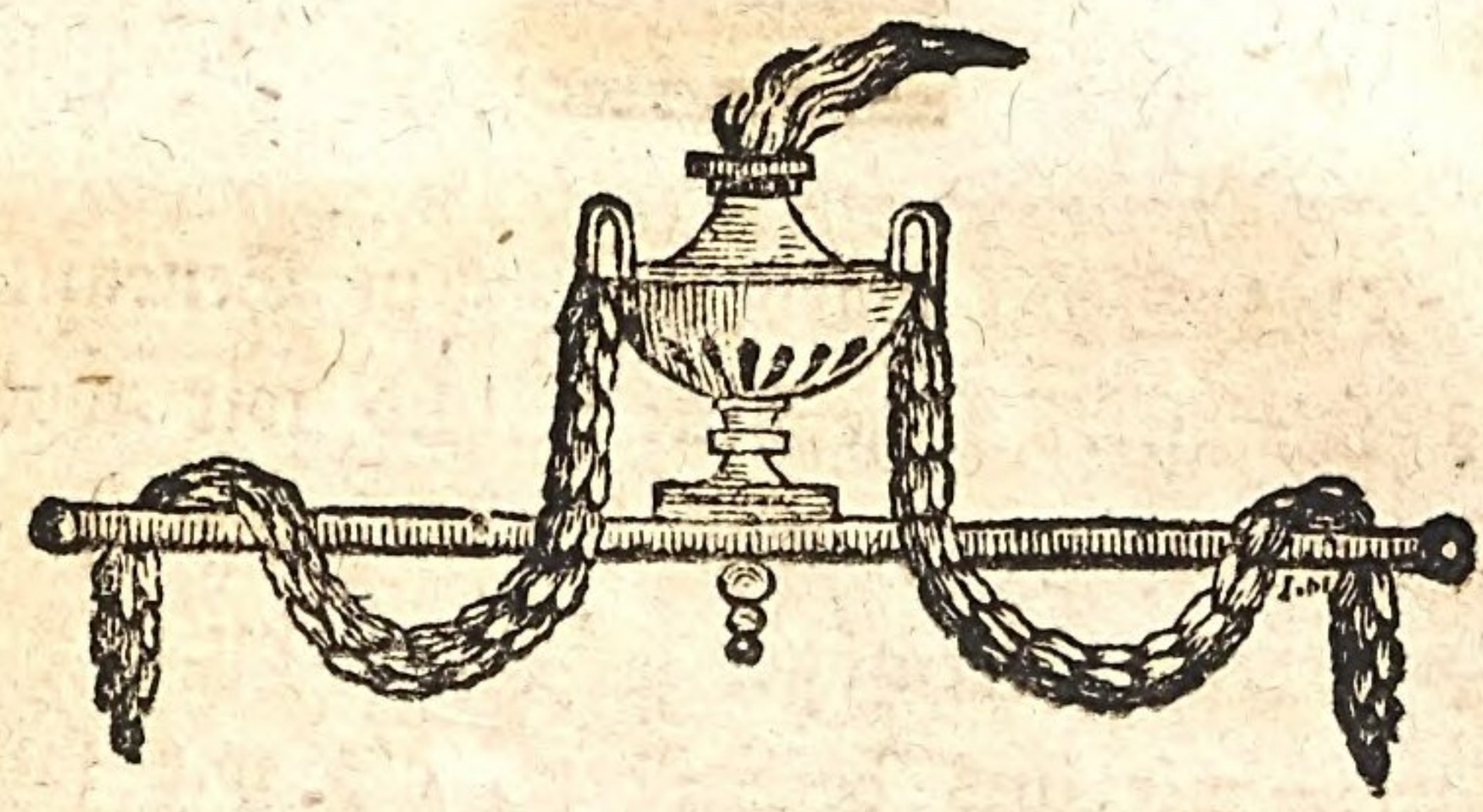
Altsteißlingen,
den 4. May, 1790.

Johann Evang. Riedmüller,
SS. Theol. examinatus,
& approbatus.
Pfarrer daselbst.

Ueber

den Luxus.

1790.



Ueber den Luxus

Erinnerung.

Längst haben wir uns den Anlaß gewunschen unsere Gesinnungen vom Luxus zu äussern. Wir sehen, daß er mit den öffentlichen Uebeln, von denen man allein glaubte, daß sie ihn zu verdrängen im Stande wären, nur immer steigt, und täglichen Zuwuchs bekömmt.

Nun der Anlaß, der sich wirklich darboth, mußte uns um so willkommner seyn, weil wir minder Gefahr laufen wen zu beleidigen, wenn wir uns zur Züchtigung der Moden, vielmehr fremder, als eigener Worte bedienen können.

Das Stück ward uns ohne Benennung des Verfassers zugeschickt: und wir wollen nicht untersuchen, was für Ursachen ihn zu der Vorsicht vermöget haben. Um so mehr müßten wir uns befremden, als wir sahen, er mache sich Hoffnung, wir würden uns für den Luxus annehmen: und zu dessen Gunsten so gar eine Schutzschrift unsrer Sammlung einverleiben. Es mag seyn, wie er boshaft zu verstehen giebt, die gesammelten Schriften gehören mit zu den Artikeln des Luxus. Weil sie aber ein Nebending sind, ist allemal besser, wenn man daraus keine Folge aufs Ganze zieht. Die Hauptsache besteht in der Kleidung, Kost, Bedienung, wie auch im Geräth, und in Ergötzlichkeiten. Nun aber in allen diesen Sachen schicket sich besser auf unsern Beruf, wir folgen dem Rathe des Seneka; der *de Tranquillitate animi ad Serenum* cap. 9. schreibt: Discamus cultum, victumque non ad nova exempla componere, sed ut majorum suadent mores. Lasset uns in Kleidern, und Nahrungsmitteln nicht nach den neuen Beyspie-

spielen, sondern den Sitten unsrer Vorfahren richten.

Doch nachdem wir die Apologie gelesen, trugen wir kein Bedenken mehr, sie dem Publikum mitzutheilen. Die den Ton fassen, in dem sie geschrieben ist, werden dadurch nicht geärgert. Die ihn aber nicht verstehen, sollen zum voraus erinnert seyn, sie möchten Blätter, welche niemals für sie vermeynt seyn können, lieber überschlagen, als sich dadurch in ihren Begriffen und ngenommenen Grundsätzen irre machen lassen.

Apologie des Luxus.

Es konnte anders nicht seyn, als daß unsre Lage dem Luxus einige Vorwürfe zuzöge. Darum haben Leute, die ihre Ursachen dazu hatten, sich jüngsthin in bekannten Blättern mit Eifer dawider gesetzet: und zur Aufnahme des gemeinen Wesens den erarmten, und niedergeschlagenen Leuten begreiflich gemachet, die Klagen wären gegründet, und wir hätten tausend Ursachen den Aufwand aufzugeben, bis wir mit einer

aufkommen, ihn fortzuführen, oder beför-dern zu helfen.

Ihr ganzes Geschwätz, das lange, und breite, das sie machen, sollte ichs in Enge zie-hen, lief eigentlich nur dahinaus, um wa-ckern Frauen Verdruß zu machen; wie dann ich im Gegentheil nicht verberge, ich sey von einigen derselben, denen ich gut bin, zu dem heilsamen Werke erbethen, dem Luxus das Wort zu führen.

Ich folge dann dem Gegner, und wi-derlege jeden Einwurf so bindig, als kurz:

I. Einwurf.

Der Luxus ist keine gleichgültige Sache.

Antwort.

Was ist er dann? — Wollen wir noch gar neue Laster aufbringen? Haben wir zu wenig an den vorigen? Zur Gnade will ich zugeben, daß er auch seine schlimme Seite hat: oder deutscher zu reden, daß er sich mehr dem Stolz, und der Hoffart nähert. Aber entfernet er nicht in eben dem Verhältnisse vom Geitz, und den Sorgen für zeitliche Dinge? Das sind allemal die Laster gewe-

sen,

sen, die den Sitten, und dem Staat die stärksten Stösse gaben, ja unzählige Menschen, was immer für Standes, unglücklich machten, das hat gestern der Kapuziner in der Predigt gesagt, und mit einem Hagel von Schriftterten erhärtet,

II. Einwurf.

Alle vernünftige Leute klagen darüber.

Antwort.

Wo ist ein Mensch auf Gottes Erdboden, der alle vernünftige Leute kennet? Alle vernünftige Leute klagen über den Luxus; und alle vernünftige Leute befolgen ihn. Es geht wie beym Heurathen. Jedermann schmähet darüber, und dennoch nimmt Jedermann eine Frau. Wir wollen das Argument umkehren, und von dem, was man saget, auf das kommen, was man thut. So aber hat der Luxus die allgemeine Gutheissung, den Beyfall aller Nationen. Est aliquid omnibus idem videri.

Und wie ihr Herren? Wie wollen wir das Daseyn Gottes, und eine Zukunft mehr durchsetzen, wenn die einhellige Stimme der

Menschheit, das Placet aller, so gar jener Stände, die sonst in andern Sachen ganz auseinander gehen, nichts mehr zu sagen haben?

III. Einwurf.

Der Luxus ist die Geburt jener Gedankenlosigkeit, die unsre Augen vom wesentlichen abwendet, und ganz aufs äusserliche heftet.

Antwort.

Der Luxus ist eine Folge der verfeinerten Denkensart, welche die Vorrechte der Menschheit kennet, das ihrige geniessen will, und sich von den Früchten der Industrie, besserer Einsicht, anständiger Unterhaltung nichts will abgehen lassen. Wie die innere Ausbildung des Verstandes, und Herzens die Leute geschickter, vernünftiger, bescheidener, freyer, auf ihre wahren Vorzüge aufmerksamer machte, so hat die äusserliche Ausbildung, der gute Geschmack an Geräth, Kleidung, Werkzeug, Bedienung, dieselben viel geselliger, viel artiger, viel reinlicher,

viel

viel höflicher, viel brauchbarer, viel großmüthiger gemachet, den wollte ich in die Augen fassen, der mir das anzustreiten wagte. Vom schönen Geschlechte zu schweigen, fällt nicht itzt der Bediente besser in die Augen, als vor 40 Jahren sein gnädiger Herr?

IV. Einwurf.

Es ist doch zum Hinwerden, wenn ein ehrlicher Mann zum Gottesdienst geht, und 6 Frauenzimmer um den Altar knien sieht, deren jedes eine Haube trägt, für die es 4 *Louis d'or* ausgegeben hat.

Antwort.

Das heißt lügen! 4 Louis d'or ausgegeben! Keinen Batzen! den Dreyen haben es ihre Liebhaber bezahlt, die Uebrigen sind sie noch schuldig.

Es sind nicht volle 3 Wochen, als mir mein Freund sagte: seine Frau habe von ihm zwanzig Louis verlangt: und als er die abschlug, beygesetzt: Der Herr ** hätte mir diese schon gestern um eine Gefälligkeit

geschossen. Ich glaubte aber Ihnen den Vorzug lassen zu müssen. Sie sehen, der Luxus wird dem Mann nie zur Beschwerde, als wenn er eigensinnig, und auf seine Vorrechte versessen ist.

V. Einwurf.

Es heißt immer: wie läßt sich helfen? Es fehlt nur am Wollen. Was durch Menschen eingeführt worden, kann durch Menschen wieder abgeschafft werden.

Antwort.

Unzählige Leute, welche itzt nach ihrem Stande sich nicht nur dürfen sehen lassen, sondern auch einige Figur machen, wenn man auf einmal über alle Moden herfallen, und den Luxus, den sie gewohnt sind, ohne Rücksicht seiner Vorurtheilen opfern wollte, würden nicht nur in die grosse Verlegenheit gerathen, sondern auch ganz aus ihrer Fassung, aus dem Gleichgewicht, in die Verachtung kommen; das heißt, es würde in der ganzen Welt, in allen Ständen eine Gährung, eine Verwirrung entstehen;

von

von der wir in allen Geschichten kein einzig Beyspiel aufweisen können. Ich habe auch eine Frau, und wird das exequiret (oder wer solls exequiren, als der Mann?) Behüt Gott, Welt! Ich — — —

Millionen Menschen ernähren sich einzig aus dem Luxus. Die aber kämen bey dessen Aufhebung alle zu armen Tagen, sie fielen dem Staate heim: sie gereichten ihm zu einer Last, welcher er nicht gewachsen wäre; kurz sie zerrütteten ihn. Wie viele tausend Mädchen, die ihr Unterkommen, ihr Glück, ihre ewige Versorgung einer einzigen Haube zu danken haben, würden unglücklich, und mit jenen in eine Klasse versetzet, die von Natur verwahrlost sind, oder keine Mitgift, denn etwa für hundert Franken Mutterwitz haben.

VI. Einwurf.

Man siehts bey den Franzosen, was der Luxus für Uebel anrichtet.

Antwort.

So lang die Welt steht, war keine artigere, keine witzigere Nation, als jene der Fran-

Franzosen. Wir dürfen dann nicht zweifeln, sie werden bey ihrem allgemeinen Konzilium, an das sie lang genug appelliret haben, und wo so viele grosse Geister zusammen stossen, die allerbesten Einrichtungen treffen. Wir haben deren wirklich schon manche gesehen. Denn ungerecht ist ihnen noch nie beygefallen: und ich schwöre, es wird ihnen in Zukunft nie beyfallen, auf Unkosten des Luxus, der ihnen jährlich nur von Ausländern 100 Millionen trägt, ihrer Lage eine andere Wendung zu geben.

VII. Einwurf.

Wie kann das einem Staat nutzen, was über dessen Kräfte ist?

Antwort.

Der Luxus ist die Seele des Kommerziums. Wenn war dasselbe in gleichem Flor? Wenn hat man minder Bankerutte erlebt, als da aller Reichthum in Kleidern, und im Geräthe steckt, die Frau aber in einem Jahre mehr zu lösen giebt, als sie in fünf Jahren erhausen kann? Man muß aufs Ganze sehen. Denn vieles richtet Private zu

Grund,

Grund, was fürs Allgemeine den größten Vortheil hat.

VIII. Einwurf.

Und leider mit der Religion.... Nein, der Luxus ist nicht ihr Freund. Sie hat dabey weder am Glauben, noch an Sitten gewonnen.

Antwort.

Die Religion muß doch überall zum Vorwand dienen, daß ihr der **Luxus** vielmehr nutze, als Abtrag thue ist schriftmäßig. Oder soll im Neuen Testament Laster seyn, was im Alten Tugend war? Salomon hat den **Luxus** bey den Hebräern eingeführt: er wurde so der größte König: und die Königinn von Saba, die meiner Seele! ein resolutes Weib war, hat ihn am meisten wegen diesem bewundert. Ja da im **Luxus** zeigte er, wer er sey. Die Gassen zu Jerusalem waren mit Silber gepflastert. **Luxus, Kommerzium,** und **Religion** stunden unter dieser Regierung im Verhältniß: sie blüheten mehr denn jemals: und wollen wir von der Brust reden, ist eben der **Luxus**, was gedachten

König

König zum Salomon, zum Weisesten der Menschenkinder gemachet.

IX. Einwurf.

Die Pracht kann nothwendig seyn, um den Armen Brod zu verschaffen; wenn aber gar keine Pracht wäre, würden auch keine Arme seyn. Die Pracht ernähret hundert Arme in unsern Städten, und stürzt ihrer hundert tausend auf dem Lande ins Elend. Das Geld, welches in den Händen der Reichen, und der Künstler cirkuliert, um ihren Ueberfluß damit zu versorgen; ist für den Unterhalt des Ackermanns verloren: und dieser hat kein Kleid, bloß weil er andern das Gold, und Silber, womit ihre Kleider besetzt sind, geben muß. Die Verschwendung der Materien, welche zur Nahrung der Menschen dienen, ist allein schon hinreichend, die Pracht der Menschlichkeit verhaßt zu machen. Wir müssen vielerley Brühen in unsern Küchen

chen haben; das macht, daß so viele Kranke keine Suppe bekommen. Es müssen vielerley kostbare Getränke auf unsern Tafeln stehen; das macht, daß der Bauer nur Wasser trinkt. Unsere Perüken müssen gepudert seyn; das macht, daß so viele Arme kein Brod haben.

Antwort.

Das alles ist aus dem milzsüchtigen Hans Jakob Rousseau, der heut so, morgen anders dachte: und im Schreiben nie glücklich war, als wenn er die Regierung, die Wissenschaften, oder Religion zwischen die Zähne faßte.

Fast eben das ists, wenn man mit dem Seneka kömmt, welcher viel wider den Luxus geschrieben hat; als zum Beyspiel:

De Consolatione ad Helviam a cap. 9.
Epistola 51.
Epistola 89.
Epistola 90,
Epistola 94. am Ende.
Rpistola 95.
Epistola 110.

Epi-

Epiſtola 114.
Epiſtola 119,
Epiſtola 122.
Epiſtola 123. und andern Orten, die ich itzt keine Muſſe habe aufzuſuchen. Wenn er auch den Favorinus für ſich hat, verſchlägt mir das wenig. Sie waren Stoiker, und es iſt zum Todtlachen, wenn man gegen uns, die wir Epikuräer ſind, derley Stücke aufführt, welche längſt vernagelt worden. Nein, mit Machtſprüchen iſt heute wenig ausgerichtet: und wir lachen, wenn man uns ſaget:

Die Helden wurden unter Strohdächern gezeuget. Die Baumeiſter, die Maler, die Bildhauer, die Muſikanten, die Schauſpieler, die Friſeur, und Pariſerſchneider ſinds, was Rom und Griechenland geſtürzet hat.

Was haben die Tempel der Götter, mit den ſie ſich mehr vor den Wohnungen der Sterblichen ausnehmen können?

Die Säulen, und der Marmor unterſtützen nur die Laſter.

Unſere

Unsre grossen Bedürfnisse entstehen eben aus der grossen Gemächlichkeit.

Das beste Mittel sich anzuschaffen, an was man Mangel leidet, wäre dieß, wenn man sich auch das entzöge, was man wirklich hat.

Der hat am meisten, der am wenigsten verlangt.

Da wir bemühet sind unser Vergnügen zu mehren, verkehren wirs in lauter Müheseligkeiten. Wir sind nie verdrüßlicher gewesen, als itzt, weil wir nie sinnlicher waren, als wir wirklich sind.

Das sind Worte: und sonst nichts. Man kann ihnen ohne weiters mit dem begegnen, was unumstößlich ist.

1. Ein jeder ist Herr über seine Sache: und wie will er zeigen, daß ers ist, wenn er sie nicht genießt.

2. Ein jeder lebet für sich, nicht für seine Erben. Kein Erb stirbt für jenen, den er erben will; wie kann er dann fordern, daß er selber immer auf ihn sehen,

oder besser zu sagen, nur für ihn leben, und dessen künftiges Gut besorgen soll.

Wiederum:

1. Wenn einer nichts mehr hat, der wird den Luxus von selbst aufgeben.

2. Man mag mit dem Geld umgehen, wie man immer will, kömmt es doch nie aus der Welt. Es wandelt nur von einer Hand in die andere: und was liegt Gott, was liegt dem Fürsten, was liegt dem Münzmeister an dem, ob es der Peter, oder der Paul, der Bürger, der Bauer, oder der Ritter bekömmt? Keiner trägts ins Grab.

Das meine Herren, und Frauen! das ist solid gedacht. Das heißt philosophiren, stark, gründlich, unbefangen von der Farbe reden. Nein, wer den Schwung, und die übrigen Gaben dieser Apologie nicht ganz fühlet, ist nicht werth dieselbe gelesen zu haben. So rede ich; der Verfasser, der nicht ermangelt am Ende aufs neue zu erinnern, das Publikum hätte die so herrliche

liche Blätter nicht so fast seiner natürlichen Anlage, als der Gefälligkeit für ein Paar Frauenzimmer zu danken: und wußte er, daß er wäre so glücklich gewesen, sich dadurch das ganze schöne Geschlecht zu verbinden, würde er für die Zukunft alle Hoffnung aufgeben, dieß Glück durch was anders verdienen zu können; ja vor Verzweiflung noch gar versucht werden die Feder fürs Gegentheil zu ergreifen, und nun mit dem Nachdruck wider den Luxus zu schreiben, als er itzt für denselben geschrieben hat. Es ist nichts neues, daß Schriftsteller, die sich ihrer Erwartung getäuschet fanden, die Gedanken geändert, und was sie zu Gunsten anderer ans Licht geschicket, nicht nur widerrufen, sondern auch aus allen Kräften bestritten haben. So machte es zum Beyspiel der grosse von Voltaire, welcher nach Erheischung der Umstände den Wechsel jener Freydenker, welche von aussen auf seine Ideen gewirket, bald für, bald wider den Aufwand geeifert hat. Für und wider das nämliche Schreiben, das bey den Alten so

üblich war, ist noch nicht abgekommen; mir aber fällts leichter, weil die Weglassung des Namens mich vor allen Vorwürfen der Wankelmuth, oder gereizten Empfindlichkeit sicher stellt.

Doch nein! bey meiner Arbeit hat das nichts zu sagen; und so ungegründet meine Sorge ist, so eitel sollen meine Drohungen seyn. Ich werde dann meiner Denkensart getreu verbleiben, und von allem, was Luxus heißt, nie anders denken, als ich hier gedacht.

Mit dem Herrn Professor zu Solothurn, welcher unlängst einige Reden wider den Luxus herausgegeben, werde ich sonst sehen, wie ich mich etwa abfinden möge. Es ist nichts neues, daß zween Reisende ganz verschiedene Wege nehmen, die zuletzt dennoch an eben dem Orte zusammen treffen. *)

Nach-

*) Wir wissen nicht, was dieses für Reden sind, und wo sie aus der Presse gekommen.

Nachschreiben.

Ich habe noch zu sagen, daß man das Moto in der Anklage des Luxus nicht gut gewählet, und so gar gestümmelt hat. Die Verse lauten also:

Præstabat castas humilis fortuna Latinas,
Quando nec vitiis contingi parva sinebant
Tecta, labor, somnique breves, & vellere Thusco
Vexatæ, duræque manus, ac proximus urbi
Hannibal, & stantes Collina in turre mariti,
Nunc patimur longæ pacis mala; sævior armis
Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.

Juvenalis Satyra VI.

Das geringe Vermögen war, was die Römerinnen keusch erhielt. Die niedere

 Häuser,

men. Hätten wir sie zu Gesicht bekommen, wäre hier der eigentliche Ort gewesen dieselben zu rezensiren.

Häuser, die Handarbeit, der kurze Schlaf, die von einheimischer Wolle erhärteten rauhen Hände liessen den Lastern keinen Zutritt zu ihnen. Zu dem lag Hannibal vor der Stadt: und ihre Männer mußten an den Thürmen immer in Waffen stehen. Jzt erfahren wir die schlimmen Folgen des Friedens. Es hat eine Schwelgerey eingerissen, die wilder als die Kriege ist, und sich an denen rächet, welche die Welt übergwältiget haben.

Man kennet weder sich, noch die Römer, wenn man hier einen Vergleich anstellt. Die Römer waren Bezwinger des Erdbodens. Ihr Vermögen war die Ausbeute von allen Völkern. Der Reichthum, welcher sie ausarten gemachet, verdarb die Sitten so sehr, daß sie nun den Lastern jener unterlagen, deren Waffen sie besieget hatten. Ihre Ausschweifungen waren nach Maaß ihres Einkommens, und ihrer Besitzungen. Sie wollten es andern im Schwelgen bevorthun, wie sie es im Kriegen bevorgethan: und fanden nun nichts, an dem sie sich ausnehmen

men konnten, als rasende Gelüsten, die noch nie erhöret worden. So gut der Wille bey uns seyn mag, werden wir das in der That nie erreichen. Wir werden eben so weit unter ihren Lastern seyn, als diese über unser Vermögen sind.

Es ist auch nicht zu vergessen, das habe ein Dichter, und zwar ein Satyrischer geschrieben. Bey diesen aber weiß man nie recht, was Schimpf oder Ernst, was gestochen oder gehauen ist.

Souverainete.

In diesem achtzehnten Jahrhunderte heben die Schmeichler der Großen mit dem Majestät-Rechte so hoch auf, daß sie alle Gesetze den Königen unter die Füße zu bringen, und sie so souverain zu machen suchen, als könnten die Könige mit gutem Gewissen ihre Unterthanen behandeln, wie sie nur wollten; aber mit dieser ihrer Großsprecherey mögen die Schmeichler der Grossen noch so viel Geschrey machen, so sind doch die Unterthanen bey unsern aufgeklärten Zeiten so gescheid, daß sie zwischen dem Majestät-Recht, und zwischen der Souverainete einen grossen Unterschied bemerken: denn die Souverainete saget die höchste herrschaftliche Gewalt, welche keine andere Herrschaft über sich erkennet, als nur Gott allein, weil sie ihr Land von Niemand zu Lehn traget, oder auch an keine Verträge mit den Unterthanen gebunden ist; hingegen das Majestät-Recht erstrecket sich nicht weiter, als es die ersten Verträge mit den Unterthanen erlauben, weil diese beyderseits verbindlich sind.

Woraus dann erhellet, daß es unter christlichen Potentaten keine vollkommene Souverainete gebe: denn obschon diese ihre Länder etwan nicht als Lehn von jemand besitzen, sondern gleich in der Erbschaft ihrer Vorfahren die Herrschaft antreten, so sind sie doch eigentlich keine Souverainen zu nennen, weil

sie an die ersten Verträge mit den Unterthanen immer gehalten sind.

Mit dem, daß einige Könige von ihren Unterthanen keine Huldigung mehr aufnehmen die ersten Verträge auszuweihen, und sich hiemit durch die Länge der Zeiten souverain zu machen, gewinnen sie nichts, weil da die Verjährung keinen Platz findet, wo die ersten Verträge mit den Unterthanen immer fortdauern, und unaufhörlich dawider schreyen.

Dessen ungeachtet sind doch die Schmeichler der Grossen von der Souverainete ihrer Könige so eingenommen, daß sie diese von aller Verbindlichkeit der ersten Verträgen mit den Unterthanen lossprechen wollen; aber unglücklich genug, weil auch die Unterthanen ihre alten Rechte zu behaupten wissen.

Wollte ein König über diese hinausgehen, so wär es von Seiten seiner kein Recht, sondern nur eine Gewaltthätigkeit zu nennen, über welche sich die Unterthanen mit allem Rechte beschweren würden, er würde sie auch mit dem nicht stillen, wenn er sagte: Ich verlange von euch keine Vorstellungen, sondern nur den Gehorsam: denn die Unterthanen würden ihrer Herrschaft hingegen sagen: und wir verlangen von Euer Majestät keine Gewaltthätigkeiten, sondern nur die Gerechtigkeit, die man uns vermög der ersten Verträgen mit Recht nicht absprechen, oder versagen kann.

Wollte ein König noch über das seine vermeynte Souverainete vorschützen, so könnte es gar leicht geschehen, daß ihn die aufgebrachte Unterthanen von seiner angemaßten Souverainete unter Pauken- und Trompetenschall abwürdigten, wie wir dessen schon blutige Aufzüge haben.

Hingegen leben alle Länder in Ruhe, und Frieden, wenn bey den Königen so wohl, als bey den Unterthanen eine genaue Erfüllung ihrer beyderseitigen Verträgen herrschet.

Eine solche gute und friedsame Regierung stöhret nichts mehr, als wenn die Könige solchen Projektanten Gehör geben, die immer Neuerungen einführen, und mit Vermehrung der Anlagen den ohnehin erarmten Unterthan völlig überladen wollen unter dem bekannten Vorwande, daß dieses, und jenes dem Ærario Principis profitabel, und doch dem gemeinen Mann gar wohl erträglich seyen.

Solchen Schwätzern das Maul zu stopfen, und sie auf bessere Gedanken zu bringen wär meines Erachtens das beste Mittel, wenn die Könige das schwere Joch, welches sie ihnen den Unterthanen auf den Nacken zu legen einrathen, ihnen selbsten zu erst an den Hals würfen, da wurden diese Schirrteufel ihre Sprach gar bald abänderen, und ohne weiterer Beschwörung ausfahren, und ja nicht mehr (wie der evangelische Teufel sich vor-

genommen, und gethan hat) in ihr Haus zurück kehren, sondern mit ihren Projekten für allzeit daheim bleiben.

Der gemeine Mann weiß gar wohl aus seinen Hausbüchern, oder hört es doch in den Predigten, daß der grundgütige Gott einem jeden Fürsten einen besondern Engel zugebe, der ihm helfen soll sein Land wohl zu regieren, so bald also die Unterthanen sehen, daß sie nicht nach den ersten Verträgen gehalten werden, so schlüssen sie augenblicklich, daß eine solche Regierung nicht von einem Engel Gottes, sondern nur von einem Hofteufel herkomme, und das machet sie endlich so verbitteret, und rebellisch, daß sie Gewalt mit Gewalt zu vertreiben suchen, wie die leidige Beyspiele geben.

Diese zu verhüten haben die Merkwürdigkeiten für die Grossen der Welt 1782. und nachher aus diesen der Regent mit seinen Räthen 1786. heilsame Lehren gegeben, was die Könige auf ihren Thronen zu thun, und zu lassen haben, damit sie Land, und Leute in Ruhe, und Frieden erhalten, wie es ihre Schuldigkeit ist. Sonderheitlich aber sollen sie sich von gewaltthätigen Eingriffen in das geistliche Wesen hüten, weil die Geistlichkeit nicht unter ihnen, sondern unter einer höhern Bottmäßigkeit stehet, und Gott solche Eingriffe jederzeit recht fürchterlich gezüchtiget hat, wie wir schaudervolle Beyspiele in göttlicher

licher Schrift haben. Die Thronfolger werden sich diese besser, als ihre Vorfahren, gesagt seyn lassen, wenn sie nicht auch den Zorn Gottes, und die Verbitterung ihres Volkes über sich ziehen wollen.

Die Könige sind ohnehin in ihre Thronen so gut eingesetzet, daß sie alljährlich übergrosse Einkünften zu ziehen haben, warum sollen sie sich also aus dem harten Schweiße der armen Unterthanen noch mehr bereichern wollen? Die Abgaben, welche die ersten Verträge bestimmt haben, gehen richtig ein, und mehr hat ein König mit Recht nicht zu fordern, ausser nur im äussersten Nothfall, und in diesem braucht es keine Gewaltthätigkeit, sondern nur ein gutes Wort, da wird sich der Unterthan bereitwillig finden lassen, und gern alles thun, was in seinem Vermögen ist: hingegen erfährt der Unterthan, daß nur der übermässige Pracht, oder die Schmeichler, und Projektanten das Ærarium Principis ausgeleeret haben, und er dieses wieder einfüllen solle, ja! so kann ihn kein Mensch verdenken, wenn er anstatt des Gelds die ersten Verträge hinein leget, und der Landesfürst (wenn auch alle Schmeichler, und Projektanten in Harnisch schliefen sollten) muß damit vorlieb nehmen, weil auch er, wie die Unterthanen, an die ersten Verträge verbunden ist.

Sollte ein König diese überschreiten, und überall nur Gewalt brauchen wollen, ja! so wird

er

er damit nichts anderes gewinnen, als daß er, wie der König Roboam, Land, und Leute verlieren wird. Diesen Schaden kann ein König gar leicht verhüten, wenn er nur den unnöthigen Aufwand vermeidet, und die Schmeichler, und Projektanten, die ihm das Gegentheil einrathen, ohne aller Pardon abdanket, und ohne aller Pension entlasset. Zu einem solchen Abschied ist dieser einzige Gedanken Antrieb genug, daß die Schmeichler, und Projektanten gemeiniglich wenig Religion (welche doch die katholische Fürsten zu schützen, und zu befördern haben) besitzen, und unter dem Vorwande eines fürstlichen Rechtes viele Gewaltthätigkeiten einrathen, die hernach alle schuldige Gegenliebe zu ihre Fürsten (die jederzeit ein liebvolles Vaterherz zu ihre Unterthanen im Leibe haben) den Unterthanen aus dem Herz reissen, und gänzlich tödten, und wenn dieselbey den Unterthanen einmal erstorben ist, ja! wer wird sie wieder zum Leben erwecken, und den Unterthanen einflößen können? Alles Predigen, und Zusprechen der Geistlichkeit ist da vergebens, sondern es braucht einen allmächtigen Arm dazu, der allein die erstorbene Liebe der Unterthanen zu ihre Fürsten aus dem Grab herausziehen, und wieder herstellen kann.

Dieses Mirakel von Gott zu erlangen haben wir ihn in allen unsern Andachtsübungen inständigst zu bitten, daß er unsern neuen König, und Landesfürsten mit seinem Gnadenlicht so erleuch-

leuchten wolle, daß er so wohl seine eigene, als auch seiner Unterthanen Pflichten recht erkenne, und auf eine genaue Erfüllung beyder mit allem Eifer dringe, und keinem Menschen ein Gehör gebe, der ihn mit der eingebildeten Souverainete davon abhalten wollte: denn diese wär die nächste Gelegenheit zur Tyranney, welche christlichen Fürsten weder an- noch zuständig ist.

Diese Grausamkeit wird ein König gar leicht vermeiden, wenn er nur mit seinen Regierungsarbeiten lauter gute Katholiken, und keine Freydenker, oder Freymaurer zu Handlanger hat. Jene anzustellen, und diese abzuschaffen verbindet ihn das Schutzrecht der H. Religion, welches er als eine schwere Pflicht auf sich hat, besonders bey unsern gefährlichen Zeiten, wo die bissige Wölfe den Schäflein Christi gewaltig zusetzen, und diese endlich gar auffressen wollen.

Zu dieser Wuth hat ihnen die ausgeschriebene Toleranz einen grossen Vorschub gegeben, weil sie nicht nur allen Religionen die Freyheit gestattet, sondern auch die abtrünnige Glieder zu allen Aemtern fähig erkläret hat, und bey diesen Ehrenstellen haben sie bereits in der Kirche Gottes einen solchen Greuel der Verwüstung angerichtet, der fast nicht mehr zu heben, oder zu verbesseren ist, weil viele Leute aus ihren geschmückten Büchern das schädlichste Gift, wie das helle Wasser aus silbernen Bechern, schon hinein getrunken haben, und etwan noch mehr mit Begierde hinein trinken werden. Dieses Unheil zu verhüten

hüten wäre meines Erachtens kein besseres Mittel, als wenn man solche Zauberbücher, (wie zu Ephesus act. 19. 19.) auf einen Haufen zusammen tragen, und geschwind verbrennen ließ, weil sonst dem Uebel nicht abzuhelfen ist.

Da sehen wir die schöne Früchten einer auch nur angemaßten Souverainete, und keine bessere Früchten würde auch eine wahrhafte (wenn es doch eine gäbe) Souverainete bringen, weil sie von der nämlichen Wurzel herkommen, und die Aeste in die nämliche Unart ausschlagen würden, da ein solcher Fürst meynen könnte, das Volk seye nur wegen ihm, und nicht er wegen dem Volk, und da wäre die Tyranney schon vor der Thür; aber unser Glück ist, daß wir von keiner Souverainete etwas wissen, noch etwas wissen wollen, weil alle unsere Könige und Fürsten im Gewissen schuldig sind ihre ersten Verträge mit den Unterthanen zu halten.

Und so erwarten wir es ganz sicher von unserm neuen König, und Landesfürsten, weil Er gleich bey Antrettung seiner Regierung sich allergnädigst geäusseret hat, daß Er es eben so, und nicht anders machen werde. Gott erhalte Ihn in seinem Vorhaben, und gebe Ihm kräftige Gnad, daß Er alles im Werke selbsten zeige, was Er sich in Gedanken vorgenommen, und mit Worten versprochen hat, so wird Er mit uns, und wir mit Ihm in Ruhe, und Frieden leben, so lang unser Leben dauern wird.

Rit-
e zu
am-
veil
uch
Fere
t eb
l fie
die
en,
olf
em
der
ner
en
m
it

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merz, Aloys, 1727-1792

Gesammelte Schriften unserer Zeiten zur Vertheidigung der Religion und Wahrheit

Bd.: 6

Augsburg (1790)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .21 D 1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11403263-6
VD18 80019390-001